

## Dokumente

### Dokument 1

#### Protokoll der Arbeitsbesprechung im Sekretariat des Deutschen Schriftstellerverbandes am 13. Oktober 1964 (Auszug)

[...]

II. Das bevorstehende Kolloquium mit Vertretern der sozialistischen Länder wurde beraten. Die Vorlagen der Auslandsabteilung werden zurückgewiesen, da sie zu wenig durchdacht sind und zu wenig konkrete Vorschläge enthalten.

Auf dem Kolloquium sollen folgende Grundfragen erörtert werden:

Herausarbeitung (Beweis) der effektiven nationalen und internationalen Bedeutung unserer Literatur. Das Ziel des Kolloquiums muß sein, die starke Verbreitung und Überschätzung der westdeutschen Literatur in der Presse und in der Ideologie der sozialistischen Länder abzubauen und ein reales Bild über die Literatur in Westdeutschland zu geben. Dazu werden folgende Hauptfaktoren herausgearbeitet:

1. Es wird Nachweis geführt über die herrschende imperialistische Literatur in Westdeutschland und darüber hinaus. (Von den Groschenheften bis zur Memoirenliteratur.)  
Es wird eine eindringliche Darstellung der Hauptlinien in der westdeutschen Literatur gegeben.
2. Eine differenzierte politische Einschätzung z. B. der „Gruppe 47“ und einzelner Schriftsteller in ihrer Stellungnahme [zu] Fragen der nationalen und internationalen Literatur sowie ihrer effektiven literarischen Wirkung in dieser Richtung.
3. Darlegung unserer Politik zur Normalisierung zwischen den beiden deutschen Staaten.
4. Das Kolloquium muß einen stark informatorischen Charakter tragen und das Verständnis für unsere Situation fördern. Es ist zu sichern, daß das Kolloquium einen unmittelbaren Niederschlag in der Presse der befreundeten Länder findet.

Die Auslandsdelegationen müssen in den Einladungsschreiben gebeten werden, während des Kolloquiums über die Aufnahme deutscher Literatur in ihren Ländern zu berichten.

[...]

Der ideologische Plan für den Hauptinhalt des Kolloquiums und die Maßnahmen zu seiner Durchführung werden vorbereitet und in der Arbeitsberatung vorgelegt (Referenten, Diskussionsreden und anderes). [...]

Als Referenten zum Kolloquium werden vorgeschlagen:

Max Walter Schulz, Günther Cwojdrak, Hermann Kant, Ernst Schumacher<sup>1</sup>, Dr. [Arno] Hochmuth und Gerda Haak<sup>2</sup>. [...]

15. 10. 1964 [ohne Unterschrift]

Quelle: AdK-Archiv, SV (neu), 148, Bd. 1, Bl. 106f.

## Dokument 2

### **Handreichung der Literaturabteilung des Deutschen Schriftstellerverbandes für den Hauptreferenten Hans Koch, 17. Oktober 1964**

Betr.: Internationales Kolloquium

I. Gemeinsame kulturpolitische Interessen der am Kolloquium beteiligten Länder:  
Herausstellen der gemeinsamen Ziele und Aufgaben (Formung des sozialistischen Bewußtseins, Kampf gegen die imperialistische Ideologie in all ihren Spielarten)

II. Welche besonderen Aufgaben ergeben sich für die Literatur beider deutscher Staaten nach der Zerschlagung des Faschismus (Literatur als bewußtseinsbildender Faktor!):

a) Entlarvung des Wesens des Faschismus; den Menschen neues Geschichtsbild formen helfen, damit sie Vergangenheit überwinden, Aufdecken der Ursachen der nationalen Katastrophe, Ausweg weisen; den Menschen helfen, ihren Platz in der neuen gesellschaftlichen Realität zu finden;

b) Die Menschen zur Achtung und Freundschaft gegenüber anderen Völkern erziehen; Ausrottung des Chauvinismus, Rassismus; Abbau des Antikommunismus;

c) Friedenskampf;

d) Gewinnung eines neuen Menschenbildes, das vom aktiven Humanismus geprägt ist und den Menschen in seiner gesellschaftlichen Verantwortung zeigt,

Kampf gegen Irrationalismus und Skeptizismus.

III. Wie haben die beiden Literaturen die an sie gestellten Aufgaben erfüllt?

1. Vergleich.

2. U.a. Nachweis der doppelten Begrenztheit der westdeutschen Literatur bei der Erfüllung dieser Aufgaben:

von der ideologischen Konzeption und vom Bewußtseinsstand selbst der fortgeschrittensten Autoren her [und] von dem Raum, den sie im Gesamtvolumen der Literatur einnimmt,

---

<sup>1</sup> Der Brechtforscher, Hochschullehrer und Theaterkritiker Ernst Schumacher war 1962 aus Bayern in die DDR übersiedelt. Er referierte und publizierte damals viel zu westdeutscher Literaturentwicklung, Büchermarkt und Leseverhalten. Siehe ders., Was wird wirklich gelesen? Literaturstatistische und Literatursoziologische Aspekte Westdeutschlands, in: NDL, 1964, H. 7, S. 150-158. (Siehe auch Einleitung, S. 26f.) Auf dem Kolloquium trat er nicht in Erscheinung.

<sup>2</sup> Gerda Haak, die auf dem Kolloquium ebenfalls nicht referierte, hatte sich mit bundesdeutscher Kulturpolitik befasst. Siehe: Die Kulturpolitik des Bonner Staates und ihre Auswirkungen auf die Werk-tätigen, vorgelegt von Gerda Haak und Horst Käßler, Berlin 1962; dieselben, Politik gegen die Kultur, Berlin 1964.

5% : 95%.<sup>3</sup>

Die „zweite Literatur“.

IV. Die prinzipiell unterschiedliche Stellung der Schriftsteller beider deutscher Staaten gegenüber ihrer Gesellschaft, resultierend aus der unterschiedlichen Entwicklung beider deutscher Staaten (Position in der DDR, Opposition in der BR<sup>4</sup>):

Das gesellschaftliche Engagement der Schriftsteller.

Überwindung der Zersplitterung der nonkonformistischen Kräfte der Literatur.

Literarische Gruppen in Westdeutschland und ihre politische Stellung.

Die Verlagspolitik in beiden deutschen Staaten (Auflagen, Leserränge).

Die verschiedene Wirksamkeit der Literatur in beiden deutschen Staaten.

Unterschiedliches Verhältnis Autor – Leser.

Pflege der literarischen Tradition.

V. Welche neuen Aufgaben haben sich aus der unterschiedlichen Entwicklung beider deutscher Staaten für die Literatur in der DDR und in der BR ergeben, und was hat die Literatur dabei geleistet?

A) Literatur in der DDR

Gestaltung der sozialistischen Perspektive als Beispiel für Gesamtdeutschland.

Gestaltung der nationalen Rolle der deutschen Arbeiterklasse.

Das neue Verhältnis des Menschen zur Arbeit und die Herausbildung eines neuen sozialistischen Bewußtseins durch die Arbeit.

Der neue sozialistische Held.

Durchschaubarmachung und Erkennbarkeit der gesellschaftlichen Prozesse.

Erfüllung der Forderungen des Bitterfelder Weges.

Aktivierende Wirkung unserer Literatur, die neue Position des Lesers.

B) Die Literatur in der Bundesrepublik

Bekämpfung des staatsmonopolistischen Kapitalismus.

Der Beitrag der Literatur zur Lösung der nationalen Frage (Analyse, Kritik, Durchschaubarmachung der westdeutschen Wirklichkeit, Sichtbarmachung einer echten Alternative).

Zerschlagung neu entstandener Tabus (s. Neumann, Einheit, S. 58/59<sup>5</sup>).

Entdeckung des Arbeiters als Gegenstand der Literatur (Max von der Grün, „Gruppe 61“)

C) Resümee ziehen aus den unterschiedlichen Entwicklungstendenzen beider deutscher Literaturen. Welche deutsche Literatur setzt die Tradition der deutschen Nationalliteratur in Wirklichkeit fort?

VI. Die kulturellen Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten

1. Die kulturpolitische Situation in Westdeutschland gegenüber der DDR:

a) Die offizielle Haltung der Bonner Regierung

<sup>3</sup> Wie im Weiteren deutlich wird, ist gemeint: 95 Prozent der Literatur in Westdeutschland sind „Kitsch, Schund und Revanche-Hetze“.

<sup>4</sup> So im Original für: Bundesrepublik.

<sup>5</sup> Oskar Neumann, Wo steht und wohin entwickelt sich die westdeutsche Literatur?, in: Einheit, Zeitschrift für Theorie und Praxis des wissenschaftlichen Sozialismus, 1964, H. 8, S. 53–63. Aus S. 58 zitierte Koch in seinem Referat, siehe Dokument 5, S. 66. Zu Neumann siehe auch Einleitung, S. 26, 30.

- b) Wachsendes Interesse breiter Kreise (der Intelligenz, der Jugend) für die Literatur der DDR (Messe, Einladungen, Gespräche im Voltaire-Club, Filmclub, Siegmundshof, Deutschlandtreffen<sup>6</sup> usw.)
2. Die Kulturpolitik unserer Partei und Regierung gegenüber Westdeutschland (Bemühungen um eine Normalisierung)

VII. Wie können die Bruderländer helfen, die spezifische Bedeutung unserer Literatur nutzbar zu machen für die Durchsetzung der gemeinsamen kulturpolitischen Interessen (hier Diskussionsbeiträge der befreundeten Länder)

#### Teilnehmer:

Vertreter aus den Bruderländern

#### Ziel:

1. Effektiver Nachweis der nationalen und internationalen Bedeutung unserer Literatur.
2. Information über die ideologischen und kulturellen Probleme, die sich aus dem Bestehen zweier deutscher Staaten ergeben; reale Einschätzung der westdeutschen Literatur.
3. Verstärkung der kulturellen Kontakte mit den sozialistischen Ländern mit dem Ziel, zum Teil noch divergierende Auffassungen unter marxistischen Literaturwissenschaftlern und Schriftstellern der sozialistischen Länder in einigen Kernfragen der sozialistischen Kulturpolitik und Literaturentwicklung überwinden zu helfen.

#### Vorschläge für die Zusammensetzung der deutschen Delegation:

|                                      |                           |                                  |
|--------------------------------------|---------------------------|----------------------------------|
| Hans Koch                            | Alfred Kurella            | Anna Seghers                     |
| Erwin Strittmatter <sup>7</sup>      | Willi Bredel <sup>8</sup> | Stephan Hermlin                  |
| Hermann Kant                         | Max Walter Schulz         | Christa Wolf                     |
| Gerhard [Holtz]-Baumert <sup>9</sup> | Paul Wiens                | Wolfgang Kohlhaase <sup>10</sup> |
| Jurij Brežan                         |                           |                                  |

<sup>6</sup> Im Mai 1964 fand in der DDR unter der traditionellen Bezeichnung „Deutschlandtreffen“ eine von der SED und der FDJ vorbereitete Begegnung junger Deutscher aus Ost und West statt: Meetings, Kulturveranstaltungen, Ausstellungen, Gesprächsrunden. Das Politbüro schätzte ein, das Treffen habe eine beachtliche sozialistische Bewusstseinsentwicklung bei jungen Leuten im Sinne des Jugendkommunikés unter Beweis gestellt, gleichwohl würden noch viele Jugendliche die Gefährlichkeit des Imperialismus unterschätzen. (Anlage zum Protokoll der Sitzung des SED-Politbüros, 26. 5. 1964, SAPMO BArch, DY 30, J IV 2/2, 932, Bl. 11 f.)

<sup>7</sup> Der Schriftsteller Erwin Strittmatter hatte mit Romanen wie „Ochsenkutscher“ (1950), „Tinko“ (1954) und besonders mit „Ole Bienkopp“ (1963) und „Der Wundertäter“ (1957–1980) zeitgenössische DDR-Themen aufgegriffen. Seine volksnahe und zugleich poetische, bildhaft philosophische Gestaltung sozialer Konflikte war unter SED-Kulturpolitikern umstritten.

<sup>8</sup> Willi Bredels schriftstellerisches Werk („Die Prüfung“ [1934], „Verwandte und Bekannte“ [Romantrilogie, 1943–1960], „Dein unbekannter Bruder“ [1937], „Der Regimentskommandeur“ [1956] u. a.) prägte die antifaschistische Literatur in der DDR der ersten Nachkriegsjahre, die in der Tradition der realistischen proletarisch-revolutionären Kunst der Weimarer Republik stand. 1962–1964 war er Präsident der Deutschen Akademie der Künste. Er verstarb am 27. 10. 1964.

<sup>9</sup> Gerhard Holtz-Baumert gehörte damals zu den jungen Autoren. 1958 hatte er eine Kinderbuch-Figur geschaffen, die eine der beliebtesten wurde: Alfons Zitterbacke. Es folgten Erzählungen und ein autobiografischer Roman.

<sup>10</sup> Der Drehbuchautor Wolfgang Kohlhaase wurde mit dem Film „Berlin – Ecke Schönhauser“ (1957) bekannt. Später kam er mit Filmen, die er gemeinsam mit Regisseur Konrad Wolf schuf, auch zu internationalem Ruhm. Er schrieb außerdem Erzählungen und Hörspiele.

Vorschläge für Wissenschaftler:

|                                  |                  |                            |
|----------------------------------|------------------|----------------------------|
| Günther Cwojdrak                 | Ernst Schumacher | André Müller <sup>11</sup> |
| Gerda Haak                       | Arno Hochmuth    | Horst Keßler <sup>12</sup> |
| Silvia Schlenstedt <sup>13</sup> | Klaus Gysi       | Horst Eckert               |
| Willi Lewin <sup>14</sup>        |                  |                            |

Vorschläge für Diskussionsbeiträge:

|                         |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                        |
|-------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Hans Koch               | Grundsatzreferat; Beitrag der DDR-Literatur zur Entwicklung der sozialistischen Nationalliteratur in Deutschland.                                                                                                                                                                                                                      |
| Alfred Kurella          | Die DDR-Literatur als Teil der Literatur der sozialistischen Welt.                                                                                                                                                                                                                                                                     |
| Christa Wolf            | Beitrag der Schriftsteller zum Durchschaubarmachen und Erkennen der gesellschaftlichen Prozesse.                                                                                                                                                                                                                                       |
| Max Walter Schulz       | Geschichtsbild und Weltbild in beiden deutschen Literaturen.                                                                                                                                                                                                                                                                           |
| Gerhard [Holtz]-Baumert | Aspekte der Kinder- und Jugendliteratur in Westdeutschland und in der DDR.                                                                                                                                                                                                                                                             |
| Horst Eckert            | Die kulturellen Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten.                                                                                                                                                                                                                                                                         |
| Erwin Strittmatter      | Über seine Begegnung mit Max von der Grün und über die „Gruppe 61“.                                                                                                                                                                                                                                                                    |
| Arno Hochmuth           | Vergleich zwischen einigen Werken der westdeutschen und DDR-Literatur, die eine Abrechnung mit dem Faschismus zum Inhalt haben (z. B. „Hundejahre“ <sup>15</sup> , „Wir sind nicht Staub im Wind“ <sup>16</sup> , „Ansichten eines Clowns“ <sup>17</sup> , „Halbzeit“ <sup>18</sup> , „Die Abenteuer des Werner Holt“ <sup>19</sup> ). |
| Ernst Schumacher        | Literaturstatistische und literatursoziologische Aspekte Westdeutschlands.                                                                                                                                                                                                                                                             |
| Klaus Gysi              | Die Verlagspolitik in beiden deutschen Staaten.                                                                                                                                                                                                                                                                                        |
| Günther Cwojdrak        | Über die „Gruppe 47“ und einzelne Vertreter dieser Gruppe.                                                                                                                                                                                                                                                                             |

<sup>11</sup> André Müller, österreichischer Journalist, Schriftsteller, Theaterkritiker, 1957 Gründer und später Vorsitzender des Arbeitskreises Bertolt Brecht, galt als Kenner der westdeutschen Theaterszene. In der DDR hatte er veröffentlicht: „Kreuzzug gegen Brecht. Die Kampagne in der Bundesrepublik 1961/62“ (1962).

<sup>12</sup> Der Kulturwissenschaftler Horst Keßler befasste sich am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED mit Kultur- und Kunstentwicklungen in beiden deutschen Staaten und begutachtete eine gerade entstehende „Skizze zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ (siehe Einleitung, S. 24). 1965 erschien unter seiner Leitung: „Kultur in unserer Zeit. Zur Theorie und Praxis der sozialistischen Kulturrevolution in der DDR“.

<sup>13</sup> Die Germanistin Silvia Schlenstedt wirkte 1964 in einem Arbeitskreis mit, der sich mit junger DDR-Lyrik befasste. Sie hatte 1959 mit einer Arbeit über Brechts Exillyrik promoviert.

<sup>14</sup> Willi Lewin, Sekretär des DSV, äußerte sich damals öffentlich u. a. zur jungen DDR-Prosa, etwa zu Brigitte Reimanns Erzählung „Die Geschwister“ von 1963.

<sup>15</sup> Roman von Günter Grass, 1963.

<sup>16</sup> Im Untertitel: „Roman einer unverlorenen Generation“ von Max Walter Schulz, 1962.

<sup>17</sup> Roman von Heinrich Böll, 1963.

<sup>18</sup> Roman von Martin Walser, 1961, erster Teil einer Trilogie.

<sup>19</sup> Zweibändiger Roman von Dieter Noll, 1960 und 1963.

|              |                                                                                                                   |
|--------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Hermann Kant | Über die Diskussionsclubs und die literarischen Gruppen in Westdeutschland (außer der „Gruppe 47“).               |
| André Müller | Die Situation des westdeutschen Dramas, Bedeutung und Grenzen (Ruhrfestspiele).                                   |
| Gerda Haak   | Die militaristischen und revanchistischen Tendenzen der westdeutschen Literatur (mit Ernst Schumacher abstimmen). |

Wir schlagen vor, daß die Bruderländer über die gemeinsamen kulturpolitischen Interessen und die Rezeption beider deutscher Literaturen in ihren Ländern sprechen.

Quelle: AdK-Archiv, SV (alt), 906, nicht paginiert.

## Dokument 3

### Protokoll der Sekretariatssitzung des Deutschen Schriftstellerverbandes am 5. November 1964 (Auszug)

[...]

Hans Koch informiert das Sekretariat über

[...]

#### 5. Internationales Kolloquium

Das Kolloquium soll unter dem Thema „Die beiden deutschen Staaten und die Literatur“ vom 30. 11.–4. 12. stattfinden. (~~inzwischen auf Januar 1965 verlegt~~)<sup>20</sup> Drumherum gruppieren sich die Reisen der ausländischen Delegationen in die DDR. (Es werden Delegationen erwartet aus der UdSSR, ČSSR, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien, Bulgarien, Polen. An Kuba wurde ebenfalls eine Anfrage gerichtet.)

Einer der Ausgangspunkte der Diskussion in der Auslandskommission des Sowjetischen Schriftstellerverbandes ist u. a. das Projekt, wo die Genossen offen sagten (Surkow<sup>21</sup>), daß sie im Prinzip keine Ahnung über die Struktur der deutschen herrschenden Literatur und auch keine Vorstellung über die Gesamtwirkung einer Literatur in beiden deutschen Staaten haben. Sie betrachten dies als eine Frage, die für sie nicht nur in bezug auf Westdeutschland, sondern auch in bezug auf imperialistische Länder überhaupt interessant sei. Es existiert große Unklarheit, vielfach auch Nichtwissen darüber, was in den Beziehungen beider deutscher Staaten auf literarisch-kulturellem Gebiet los ist. Das geht bis in solche Fragen hinein, daß z. B. über unsere Regierungsvorschläge (Bitterfelder Konferenz), über die Gesamtlinie unserer Politik, die ein großes Interesse findet, kaum etwas bekannt ist.

Mit diesem Kolloquium müssen wir uns [nicht] das Ziel setzen, [...] auf der Grundlage neuer Forschung zu arbeiten, sondern auf der Grundlage des Vorhandenen Informationen zu geben und zur Diskussion über bestimmte Probleme anzuregen und vor allem die Grundsätze und Grundziele sowie den Umfang und die Maßnahmen unserer Politik gegenüber Westdeutschland in den Vordergrund stellen. Weiterhin sollten auf dem Kolloquium

<sup>20</sup> Im Dokument handschriftlich durchgestrichen.

<sup>21</sup> Alexei Alexandrowitsch Surkow, Poet und Publizist, war 1954–1959 Vorsitzender, dann Sekretär des Schriftstellerverbandes der UdSSR.

behandelt werden, zwar durchaus nicht vorrangig auf der Grundlage ästhetischer Analysen, sondern auf der Grundlage der Analysen der Wirkung einer Literatur im Volk, wobei es für Westdeutschland um den exakten Nachweis in der doppelten Begrenztheit geht.<sup>22</sup> Uns fehlen genaue soziologische Untersuchungen. Die Existenz zweier Literaturen unterschiedlicher Stellung beider deutscher Staaten gegenüber der Gesellschaft ist eines der Probleme, das am wenigsten zur Kenntnis genommen wird.

Die befreundeten Länder wurden gebeten, Redakteure von Literaturzeitschriften zu dem Kolloquium zu entsenden, damit auch diese Fragen anhand von möglichst konkreten und überzeugenden Materialien und Unterlagen in der Presse Widerspiegelung finden. Es kommt darauf an, zu informieren und nicht ein System von Belehrungen auszusprechen.

Paul Wiens meint, daß eine Art Fragen-Forum vorhanden sein müßte, bei dem von den Teilnehmern der sozialistischen Länder Fragen gestellt werden, auf die Kenner der Materie antworten.

Hans Koch: Von unserer Seite müssen eine Reihe von Diskussionsteilnehmern zur Verfügung stehen, und zwar Spezialisten auf verschiedenen Gebieten, wobei es dann oft auf Fragen der ausländischen Teilnehmer hinauslaufen wird. Wichtig ist ebenfalls, daß auf allen Veranstaltungen innerhalb des Forums die Möglichkeit besteht, Fragen kulturpolitischer Art an leitende Vertreter der ökonomischen Partei zu richten und von dort aus diesem Gesichtswinkel heraus Antwort zu bekommen. – Gen[osse] Cwojdrak wird einen Vorschlag über die Probleme vorlegen, die er behandeln will, die dann auch zu Diskussionen führen werden.

Teilnehmer von uns aus sind selbstverständlich die Sekretariatsmitglieder, besonders ist dabei gedacht an: Anna Seghers, Erwin Strittmatter, Wolfgang Kohlhaase, Jurij Brežan, Gerhard [Holtz-]Baumert, Max Walter Schulz, Hans Koch u.s.w., ebenso Literaturwissenschaftler innerhalb und außerhalb des Verbandes, wie Günther Cwojdrak, Peter Hacks<sup>23</sup>, Silvia Schlenstedt, Ernst Schumacher, Dr. [Arno] Hochmuth, Klaus Gysi, Armin Müller<sup>24</sup>, Maximilian Scheer<sup>25</sup>, [Werner] Mittenzwei<sup>26</sup>, [Horst] Keßler, Kurt Batt<sup>27</sup>. Von der Presse sind einzuladen: NDL, Sonntag, ND, Rundfunk.

Was die Beteiligung von Mitgliedern des Staatsapparates anbetrifft, machte Paul Wiens den Vorschlag, daß an einem bestimmten Tag einige Mitarbeiter des Staatsapparates (z. B. Kul-

<sup>22</sup> So als unvollendeter Satz im Dokument.

<sup>23</sup> Der Dramatiker, Lyriker und Essayist Peter Hacks hatte Philosophie, Soziologie und Theaterwissenschaften studiert. Bekannt wurde er mit Theaterstücken in Brecht'scher Tradition, die teilweise auf griechische Mythen zurückgriffen. Hacks äußerte sich auch zu ästhetischen und poetologischen Problemen. Viel diskutiert wurden zu Beginn der 1960er Jahre seine Bühnenstücke „Die Sorgen und die Macht“ (1959) und „Moritz Tassow“ (1961/1965).

<sup>24</sup> Der junge Autor Armin Müller stand damals erst am Anfang seiner schriftstellerischen Erfolge. Vermutlich liegt hier eine Verwechslung vor, und gemeint ist André Müller.

<sup>25</sup> Der Publizist Maximilian Scheer, vor 1945 in der Pariser und New-Yorker Emigration als Schriftsteller und Herausgeber im antinazistischen Widerstand, genoss internationale Anerkennung. Er war Mitglied des PEN und des Weltfriedensrates. 1947–1949 Chefredakteur der Zeitschrift *Ost und West*, war er als Mittler zur westdeutschen Kulturszene geeignet. 1963 war sein Roman „Fahrt an den Rhein“ erschienen.

<sup>26</sup> Werner Mittenzwei, Literatur- und Theaterwissenschaftler, begann damals, als Brechtexperte von sich hören zu machen. Er veröffentlichte 1965 in Berlin „Gestaltung und Gestalten im modernen Drama“ und „Bertolt Brecht: von der ‚Maßnahme‘ zu ‚Leben des Galilei‘“. Letzteres erschien auch in einem Westberliner Verlag.

<sup>27</sup> Der Sprach- und Literaturwissenschaftler Kurt Batt machte sich damals als Herausgeber von Werken Fritz Reuters und John Brinkmanns einen Namen. Später befasste er sich u. a. mit Anna Seghers.

turpolitik) zur Erteilung von Auskünften für interessierte Teilnehmer sich bereithalten. – Einmal werden jüngere Schriftsteller eingeladen, die an Lesungen und Diskussionen in Westdeutschland und Westberlin teilgenommen haben, die dann über ihre Eindrücke sprechen. Die Literaturwissenschaftler sollen nicht streng wissenschaftliche Referate vortragen, sondern frei sprechen (ca. 20 Min. und nicht länger).

Kurt Stern<sup>28</sup>: Für die Teilnehmer des Kolloquiums dürfte die zwischen den beiden PEN-Zentren in Budapest stattgefundene Beratung und die dabei erzielten Resultate einer künftigen Zusammenarbeit interessant sein.

Hans Koch: Es ist vorgesehen, daß eine Reihe von Dokumenten (z. B. die Rede von Hans Bentzien zur Beratung beider PEN-Zentren<sup>29</sup>) den Delegierten des Kolloquiums in Übersetzung vorgelegt werden soll.

Bisher befanden wir uns oftmals in Situationen, in denen wir als besonders stur dastanden. Es muß alles getan werden, um durch die Gespräche und das reale Herangehen an all diese Dinge aus dieser Lage herauszukommen.

Es kommt vor allem darauf an, die antifaschistischen Grundaufgaben der Literatur hier wie dort als eine gemeinsame Grundaufgabe in aller Schärfe herauszuarbeiten und zu zeigen, daß es auch in Westdeutschland Bestrebungen gibt, diese Aufgaben zu erfüllen, und daß diese Bestrebungen gesellschaftlich nicht resonanzlos sind. Wir sollten nicht davor zurückschrecken, Leute wie Uwe Johnson einzuladen. – Diese Frage wird noch gesondert geklärt.

Paul Wiens: Vom Ausland her gesehen gibt es eine große deutsche Nationalliteratur (v[on] Walther von der Vogelweide, Goethe, Rilke usw. bis zu Enzensberger, [Georg] Maurer, [Franz] Fühmann u. a.), die seit Jahren zwei sehr sichtbare Entwicklungslinien zeigt. Unseren ausländischen Freunden müssen wir sagen, wo die gemeinsamen Wurzeln sind.

Max Walter Schulz: Es darf auf keinen Fall passieren, daß wir eine gewisse Scheidung zu unseren Ungunsten herbeiführen, indem wir eine Gruppe von älteren und bekannten Schriftstellern, die uns repräsentieren, zu weit von den jüngeren wegschieben.

Erwin Strittmatter: Die Haupttrichtung des Kolloquiums ist so zu verstehen, daß wir unseren Brudervölkern unsere Literatur schmackhaft machen wollen. Meines Erachtens können wir dabei Gefahr laufen, daß Gegenfragen gestellt werden, was [wir] von ihnen übersetzen.

In keiner Weise darf die Heranführung an unsere Literatur mit einer Belehrung verbunden sein. Auf derlei Fragen wird von unserer Seite nicht eingegangen.

Die zuständige Kommission<sup>30</sup> wird diese Probleme bearbeiten. [...]

14. 11. 1964 [ohne Unterschrift]

Quelle: AdK-Archiv, SV (neu), 148, Bd. 1, Bl. 56-61 (Durchschlag), hier zitiert aus Bl. 57-59.

<sup>28</sup> Der kommunistische Schriftsteller und Publizist Kurt Stern, Spanienkämpfer und „Westemigrant“, Exilgenosse von Anna Seghers, verfasste in der frühen DDR gemeinsam mit seiner Frau Jeanne vor allem Drehbücher.

<sup>29</sup> Im Original: „... bis zur Beratung beider PEN-Zentren“. Die Rede von Kulturminister Hans Bentzien konnte nicht gefunden werden.

<sup>30</sup> Unklar: die Auslandskommission beim DSV-Vorstand oder die Ideologiekommision beim SED-Politbüro.



## Dokument 4

### Plan für Referat und Diskussionsbeiträge zum Internationalen Kolloquium, 9. November 1964

#### I. Hauptreferent (Hans Koch):

Beitrag der DDR-Literatur zur Entwicklung der sozialistischen Nationalliteratur in Deutschland (Arbeitstitel).

Das Referat sollte in etwa folgende Gedanken verarbeiten:

Gemeinsame kulturpolitische Interessen.

Gemeinsame Aufgaben der beiden Literaturen.

Probleme, die sich aus der Bündnispolitik ergeben.

Unser Verhältnis zur „Gruppe 47“ berühren (mit Günther Cwojdrak abgrenzen).

Bedeutung der Rolle der Literatur der DDR.

#### II. Diskussionsbeiträge (bei allen Diskussionsbeiträgen Angabe der Arbeitstitel, da mit den Autoren noch nicht gesprochen wurde).

1. Christa Wolf: Beitrag der Schriftsteller zum Durchschaubarmachen und Erkennen der gesellschaftlichen Prozesse.
2. Max Walter Schulz: Zum Geschichtsbild und Weltbild in beiden deutschen Literaturen (an Hand zweier Bücher).
3. Horst Eckert: Die kulturellen Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten (auf bestehende Zustände eingehen; wachsendes Interesse in Westdeutschland an der Literatur der DDR; Wirkung unserer Literatur nach drüben und umgekehrt; Siegmunds Hof, Comma-Club, Voltaire-Club; Nachauflagenpolitik als Problem).
4. Klaus Gysi: Die Verlagspolitik in beiden deutschen Staaten (statistische Unterlagen).
5. Erwin Strittmatter<sup>31</sup>: Über seine Begegnung mit Max von der Grün.
6. Arno Hochmuth und Ernst Schumacher (Arbeitsteilung zwischen beiden)<sup>32</sup>: Was gehört zum echten Lesebild (auch Trivilliteratur mit heranziehen, aber auf Vergleich der Heftreihen verzichten).
7. Günther Cwojdrak: Zur „Gruppe 47“ (Versuch einer Charakterisierung, Erfahrungen aus dem Kontakt mit ihr, ihre differenzierte politische Rolle in der westdeutschen Literatur, die letzten Tendenzen; Was hat sich in Stockholm abgespielt; auch über Grass informieren, Mechanismus der Gruppe herausstellen).
8. Hermann Kant: Über die Tendenzen der jungen Generation an Hand des Beispiels Voltaire-Club.
9. André Müller: Über die Situation im westdeutschen Drama (Peter Weiss, Walser – Soziologische Aspekte mit verarbeiten, auf Hochhuth zurückblenden, wo stärkere Politisierung als im Roman).

Als Reserve wird vorgesehen: Genosse Mittenzwei (gleiche Thematik wie bei André Müller).

Es liegen Zusagen vor von:

Günther Cwojdrak, Horst Eckert, Arno Hochmuth

---

<sup>31</sup> Am Seitenrand ist hier handschriftlich ein Fragezeichen gesetzt. Tatsächlich nahm Strittmatter am Kolloquium auch nicht teil.

<sup>32</sup> Handschriftlicher Randvermerk: „Wenn Ernst Schumacher nicht spricht, macht es Hochmuth.“

Mit allen anderen Referenten muß gesprochen werden.

Gerhard [Holtz-]Baumert wird gebeten, sich auf Kinderliteratur vorzubereiten (jedoch noch kein fest vorgesehener Diskussionsbeitrag).

Es wurde vorgeschlagen, daß sich alle Referenten unter einem bestimmten Aspekt vorbereiten; ob sie sprechen, wird sich aus der Situation ergeben, da der Diskussionsablauf, entsprechend der aufgeworfenen Fragen, elastisch sein muß.

Für jeden Tag sind maximal 2 x 2 Stunden vorgesehen.

Die Leitung der Diskussion muß noch für jeden Tag festgelegt werden; es ist darauf zu achten, daß beim Ablaufplan genügend Zeit für die Fragen der Gäste bleibt.

Die Abendzusammenkünfte müssen gleichfalls noch vorbereitet werden. Eventuell sollte man für einen Abend Oskar Neumann<sup>33</sup> gewinnen.

Beim Ablaufplan bitte darauf achten, daß Günther Cwojdrak am 2.12. nicht am Kolloquium teilnehmen kann.

Berlin, den 9. 11. 1964

(Ursula Steinhaußen<sup>34</sup>)

Quelle: AdK-Archiv, SV (alt), 906, nicht paginiert.

## Dokument 5

### **Das internationale Kolloquium des Deutschen Schriftstellerverbandes (DSV) „Die Existenz zweier deutscher Staaten und die Lage in der Literatur“, 1.–5. Dezember 1964 in Berlin (redigierte Tonbandabschrift)**

Reihenfolge der Diskussionsredner:

- |             |                                                                                                                                                           |
|-------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1. Dezember | Leitung: Horst Eckert<br>Anna Seghers<br>Hans Koch<br>Egon Naganowski (VR Polen)<br>Paul Wiens<br>Ludvík Kundera (ČSSR)                                   |
| 2. Dezember | Leitung: Paul Wiens/Horst Eckert <sup>35</sup><br>Lew Ginsburg (UdSSR)<br>Wolfgang Joho<br>Fatech Nijasi (UdSSR)<br>Alexandru I. Stefanescu (VR Rumänien) |

<sup>33</sup> Oskar Neumann, einer der führenden Köpfe der seit 1956 verbotenen KPD in der Bundesrepublik, hatte sich als Kenner der westdeutschen Literaturlandschaft ausgewiesen. Siehe Einleitung, S. 26, 30.

<sup>34</sup> Ursula Steinhaußen war 1964 Mitarbeiterin im Vorstand des DSV. Später arbeitete sie in verschiedenen Verlagen. Sie verfasste Kinderbücher, Handbücher zum Anlegen von Brigadetagebüchern u. a.

<sup>35</sup> Diese nachträglich erarbeitete Zusammenstellung der Redner sowie ein Konspekt zur Veranstaltung weisen Wiens als Diskussionsleiter auf, laut Tonbandabschrift agierte aber Horst Eckert. Vielleicht löste Letzterer Wiens zeitweise ab.

Arno Hochmuth  
 Egon Naganowski (VR Polen)  
 Alexandru I. Stefanescu (VR Rumänien)  
 Stanisław Wygodzki (VR Polen)  
 Max Walter Schulz  
 György Mihaly Vajda (VR Ungarn)

3. Dezember      Leitung: Horst Eckert  
                          Günther Cwojdrak  
                          Hieronim Michalski (VR Polen)  
                          Juraj Spitzer (ČSSR)  
                          Jurij Brežan  
                          Juri Trifonow (UdSSR)

4. Dezember      Leitung: Horst Eckert  
                          Slavko Leovac (SFR Jugoslawien)  
                          Georgi Markow (UdSSR)  
                          Arnold Hauser (VR Rumänien)  
                          Stefan Heym  
                          Klaus Gysi  
                          Christa Wolf

5. Dezember      Leitung: Horst Eckert  
                          Egon Naganowski (VR Polen)  
                          Stephan Hermlin  
                          Gabor Hajnal (VR Ungarn)  
                          Alfred Kurella  
                          Hermann Kant  
                          Paul Wiens  
                          Klaus Gysi  
                          Hans Koch

## 1. Dezember

### Leitung: Horst Eckert

Anna Seghers:

Ich möchte gern unsere Zusammenkunft hier eröffnen, und ich bitte Sie, so formlos, so offen, so breit wie möglich in Ihren Diskussionsbeiträgen mitzuarbeiten. Verschiedene Freunde haben mich gestern Abend gefragt, was ich mir unter der Sache überhaupt vorstelle. Und da habe ich das gesagt, was die anderen, wie ich glaube, auch meinen. Eine sehr einfache, ja triviale Antwort: Es wird so sein, wie wir es machen, das heißt, wenn etwas dabei herauskommt, wenn viel dabei herauskommt, so [ist das unser Verdienst]. Und wenn wenig dabei herauskommt, [wenn] sich das schleift, dann sind auch wir daran schuld.

Im Allgemeinen wird es sich darum handeln, das Verhältnis der Wirklichkeit unserer Zeit zu dem Buch, zu der Kunst, zu dem Geschriebenen klarzustellen. Da gibt es einige Fragen, die jedes Land, jede Gruppe – wie wir das [auch] nennen wollen – ganz besonders beschäftigen. Wir werden in einigen Fragen Übereinkunft haben, in anderen Fragen nicht. Und wir werden diskutieren müssen. Und wenn wir uns vorstellen, dass wir ja in der Welt mit Menschen diskutieren müssen, die von uns viel weiter entfernt sind, geistig, intellektuell,

politisch, als in diesem Raum, dann verstehen wir, dass es eine ernste Diskussion ist, eine wahre, ernste, richtige. Ich möchte jetzt keine Einleitungsworte mehr unnütz machen, sondern ich möchte das Hauptreferat dieses Morgens Hans Koch überlassen.

Horst Eckert:

Bevor Hans Koch das Wort nimmt, möchte ich noch einige Bemerkungen zum Ablauf der Tagung machen. Wir haben uns gedacht, dass wir die Tagungsfrage nicht so sehr übertönen mit Sitzungen, und, einem allgemeinen, gestern bereits geäußerten Wunsch entsprechend, wollen wir jeden Tag von 10 bis 13 Uhr hier miteinander über das Thema unseres Kolloquiums beraten. Also jeden Tag von 10 bis 13 Uhr. Es besteht die Möglichkeit, nach 13 Uhr hier im Hause das Essen einzunehmen, und es besteht die Möglichkeit für die Delegationen, über das Organisationsbüro, das sich gegenüber der Ausgangstür befindet, auch für den Nachmittag und Abend Besuche, Gespräche, Theaterbesuche zu arrangieren. Wir hoffen, wie gesagt, dass das Gespräch so formlos, so inhaltsreich wie möglich verlaufen wird. Sie werden im Verlauf der Tagung einige Materialien bekommen zum Thema des Kolloquiums<sup>36</sup>, und wir werden auch – das ist ein eben an mich herangetragen Wunsch – noch einmal eine Liste aller ausländischen Gäste überreicht bekommen.

Ich gebe jetzt das Wort Professor Hans Koch.

Hans Koch:

Liebe Freunde, liebe Kollegen und Genossen.

Das erste Wort sei ein Wort der Legitimation zur Durchführung eines Kolloquiums dieser Thematik über die Existenz zweier deutscher Staaten und die Lage in der Literatur, über jene Besonderheit und Wirklichkeit der Literatur im Spiegel deutscher Verhältnisse des Jahres 1964. Wir wollen ein Schriftstellergespräch über die beiden deutschen Staaten in der Literatur im internationalen Rahmen der sozialistischen Länder, der brüderlichen Verbände, mit denen wir das im Frühjahr vereinbart hatten, durchführen. Ich glaube, wir können uns dabei auf das Recht der Gegenseitigkeit berufen und dem Beispiel folgen, mit dem andere Verbände vorangegangen sind, ihre Fragen, ihre Leistungen, ihre Sorgen im internationalen Rahmen zur Diskussion zu stellen. Und wir möchten mit einem Thema, das uns in der DDR und – wie wir glauben – nicht nur in der DDR, auch in Deutschland, brennend interessiert, ebenso verfahren. Aber vielleicht gehen wir auch nicht fehl anzunehmen, dass ein spezielles Interesse [an der] Entwicklung in Deutschland, vierzig Jahre nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, 25 Jahre nach der Entfesselung des Zweiten und fast 20 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, eben doch die Welt bewegt. Und dieses Interesse mag auch die literarische Situation innerhalb Deutschlands [betreffen].

Und vielleicht noch eines, das zur Legitimation dieser Thematik dienen kann: Nicht nur im eben erwähnten Sinne scheint mir das nationale Problem Deutschlands und das nationale Problem unserer Literatur ein internationales zu sein, sondern noch in einem anderen.

In Deutschland treffen sich politisch und literarisch die Fronten zweier Welten, zweier Lager. Sie spiegeln sich in der eigenartigen, besonderen deutschen Situation. Das ist vielleicht wie ein etwas verzerrender Brennspeigel, aber doch wie ein Brennspeigel, und ich glaube, wenn wir beispielsweise über unser Verhältnis zu westdeutschen Schriftstellern und westdeutscher Literatur sprechen, so betrifft es überhaupt eine Frage, über die wir unsere Meinungen, Vorstellungen zur Prüfung stellen müssen, der Begegnung von Schriftstellern aus Ost und West, zwischen Schriftstellern bürgerlicher und zwischen Schriftstellern sozialisti-

<sup>36</sup> Ob und welche Materialien ausgelegt wurden, konnte nicht ermittelt werden.

scher Konvenienz. Ich halte diesen Gesichtspunkt besonders unter einem Aspekt für wichtig und notwendig. Wie Sie wissen, planen wir im nächsten Jahre ein internationales Treffen im Zusammenhang mit dem 20. Jahrestag unserer Befreiung, und es wäre gut, wenn wir in aller Offenheit der Diskussion untereinander eine Annäherung von Standpunkten zu jenen Literaturen haben könnten und herbeiführen könnten, die eben hier auf deutschem Boden existieren.

Worum könnte, sollte es in diesem Kolloquium gehen? Vielleicht darf ich erst einmal Themen nebeneinanderstellen, ohne ihre innere Verbindung zu zeigen. Ich glaube, dass wir in der Literatur der Deutschen Demokratischen Republik einen neuen Entwicklungsstand erreicht haben, der erfordert, zu prüfen, wie diese neuere – wir nennen es oft junge – Literatur international standzuhalten vermag. Und wir bitten ganz einfach um Ihr Urteil über unsere Literatur. Wir sehen unsere Literatur gewissermaßen von innen, das mag ein wenig blind machen. Sie sehen sie von außen und werden uns von außen sicherlich viele Hinweise, Ratschläge, Erfahrungen geben können, die im internationalen Rahmen, der internationalen Geltung unserer Literatur, die wir natürlich anstreben, dienlich sein können. Ein zweites Thema: Die Situation in der westdeutschen Literatur. Auch hier haben wir unter uns natürlich Meinungen, wenn auch bei weitem keine einheitlichen, ins Detail gehenden und sozusagen dokumentarisch festgelegten Meinungen. Bei uns zwingt uns das Leben, die Wirklichkeit des Jahres 1964, uns mit dem Phänomen der westdeutschen Literaturentwicklung auseinanderzusetzen, und auch hier bitten wir um Ihre Meinung, um Ihren Rat in doppelter Hinsicht.

Ich weiß nicht, ob man davon sprechen kann, dass es zurzeit eine westdeutsche Literatur gibt. Wenn wir über westdeutsche Literatur reden, ist sie gewöhnlich charakterisiert durch Namen wie Böll, Günter Grass, wie Enzensberger und viele andere. Das ist jener Teil westdeutschen literarischen Schaffens, der nach außen, nach dem Ausland, repräsentativ für ganz Westdeutschland wirkt. Aber ist er wirklich repräsentativ für die ganze literarische Situation in Westdeutschland? Existiert in Westdeutschland nicht neben jener angedeuteten Literatur noch eine andere für viele, viele Millionen, deren Struktur, deren Wirkung, deren Bau und deren Aussage wir zumindest bei uns wahrscheinlich noch viel zu wenig kennen? Aber ich möchte an uns, an die anwesenden DDR-Schriftsteller und Literaturforscher, und ich möchte auch an unsere ausländischen Freunde die Frage richten: Können wir es uns leisten, von einem großen Teil, von dem unerhört massenwirksamen Teil von Literatur, mag er künstlerisch noch so indiskutabel, noch so schlecht sein, nicht oder nur wenig Notiz zu nehmen? Können wir es uns leisten, aus unserem Denken über deutsche Literatur im Jahre 1964 jene ungeheure Zahl von Geschriebenem, das wirksam wird, hier auszulassen? Müsstes, sollten wir uns nicht auch darüber verständigen? Und ein Drittes, nach dem wir ganz einfach informatorisch sehr oft von ausländischen Freunden gefragt werden: Wie sind die Verbindungen heute zwischen Ost und West, wie sind die wechselseitigen Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten auf literarischem Gebiet? Ich glaube, dass dies eine der meistgestellten Fragen an uns ist, und wir möchten versuchen, und sicherlich wird hier viel Information ganz einfach [erforderlich] sein, sie aus den verschiedensten individuellen Erfahrungen von Schriftstellern so vielstimmig und vieltönig wie nur möglich zu beantworten und das Bild solcher Informationen zu vervollständigen.

Der Titel, den wir über unser Kolloquium gestellt haben, „Die Existenz zweier deutscher Staaten und die Lage in der Literatur“, ist umständlich und ist lang. Könnte man nicht einfach auf „Deutsche Literatur 1964“ verkürzen? Gibt es das überhaupt heute? Deutsche Literatur, in all jener relativen Einheit und divergierenden Vielfalt, wie wir vielleicht von

der französischen oder italienischen Literatur dieser Zeit [sprechen], trotz aller Buntheit, Vielfalt der Strömung der Klassenpositionen, [wie] von einem geschichtlichen Prozess? Existiert deutsche Literatur in einem solchen Sinne überhaupt noch?

Das Band der Sprache allein, so sehr und so allein Literatur nur in Sprache Existenz gewinnt, erweist sich als zu schwach, um eine deutsche Literatur dieser Zeit zu begründen und zu umschließen. Gestatten Sie mir einen sehr extremen Vergleich, der natürlich nicht wörtlich zu nehmen ist: Auch spanisch geschriebene Literatur sagt nichts darüber aus, ob es sich um Literatur der spanischen Nation zu handeln vermag. Und der Terminus „deutsche Literatur“, erscheint er in dieser Zeit überhaupt noch aussagekräftig?

In den Katalogen von Übersetzungen erscheint deutsche Literatur oft als ein solcher einheitlicher Strom mit Gedichten von Goethe bis Hermlin und Enzensberger, mit Dramen von Lessing bis Brecht und Zuckmayer, bis Helmut Baierl und Peter Weiss, mit Prosa bis Anna Seghers und Heinrich Böll, Strittmatter und Günter Grass, Christa Wolf und Uwe Johnson. Anthologien bei uns und woanders zeichnen ein solches Bild deutscher Literaturentwicklung. Aber die Frage, über die es sich wahrscheinlich nachzudenken lohnt, ist: Entspricht ein solches Bild der Realität des Jahres 1964? Denn die Literatur in Deutschland wächst nicht schlechthin auf dem Boden zweier staatlicher Gebilde oder, wie Uwe Johnson es einmal in einer Diskussion formuliert hat, auf dem Boden zweier Währungsgebiete. Sie wächst auf dem Boden zweier diametral entgegengesetzter gesellschaftlicher Ordnungen, die sich 20 Jahre nach Kriegsende sehr scharf differenziert haben, die hüben wie drüben einen hohen gesellschaftlichen Reifegrad erreicht haben, sich so scharf differenziert haben, dass wir beispielsweise von unserem ökonomischen Leben [...] durchaus als von einer nationalen Wirtschaft der Deutschen Demokratischen Republik sprechen können, die sich historisch in den 20 Jahren nach Kriegsende im Gefolge der Spaltung Deutschlands herausgebildet hat. Und wie auf dem Gebiet der deutschen Literatur? Ich glaube, dass der Fall geschichtlich nicht vergleichbar ist, auch nicht mit der Lage in anderen geteilten Ländern, wie etwa in Korea und Vietnam. Man ist in Westdeutschland absolut, gar nicht in erster Linie um die Zurückdrängung – nun sagen wir, einer halbkolonialen Herrschaft der Besatzungsmächte sich handelte – absolut nicht.<sup>37</sup> Von hier aus scheint mir die Lage in den eben genannten Ländern unvergleichbar zu sein. 16 Jahre, nachdem die Spaltung ökonomisch, 15 Jahre, nachdem sie staatlich und politisch zur Tatsache wurde, besitzt auch die Vorstellung einer einheitlichen deutschen Literatur nach meiner Auffassung keinen Wahrheitsgehalt mehr.

Nachdem wir nach 1945 etwa ein Jahrzehnt lang die Erhaltung der Einheit einer humanistischen deutschen Kultur und Literatur als oberstes Ziel unserer Kulturpolitik angestrebt haben, mussten wir der bitteren Tatsache Rechnung tragen, dass diese Einheit praktisch nicht mehr existiert. Das Mühen um die Einheit der deutschen humanistischen Literatur im althergebrachten Sinne des Begriffes wäre zur Fiktion geworden. Situation, Weg und Ziel der progressiven Autoren in beiden Teilen Deutschlands resultieren aus historisch so unterschiedlichen Aufgaben, die sich im Gefolge der Spaltung ergaben, dass es, ich glaube, kein einheitliches historisches Maß der Wertung, der gleichen Wertung der Literatur beider deutscher Staaten mehr gibt. Für uns wurde das Entstehen einer, wie wir sie nennen, sozialistischen deutschen Nationalliteratur, wachsend auf dem Boden der DDR, zum Weg und Ziel unseres Mühens. Das mag zeitweise als Isolierung und Abschluss missverstanden worden sein, mag teilweise als Isolierung und Abschluss auch von uns missverständlich praktiziert worden sein, aber ich möchte darauf hinweisen, dass wir uns von der westdeut-

<sup>37</sup> Der Satz ist unverständlich, und der Sinn ist nicht rekonstruierbar.

schen Entwicklung trennen und abgrenzen mussten, um uns [künftig] vereinen zu können. Die Überwindung der Spaltung und Trennung, eine Wiedergewinnung der Einheit kann für uns im Moment nichts anderes als Programm und Zielsetzung sein. Programm und Zielsetzung – nicht zu trennen vom politischen Weg der Überwindung der Spaltung. Ein gesonderter Weg der Literatur, ein sozusagen drittes Reich der Literatur zwischen der Existenz zweier gesellschaftlicher Ordnungen völlig verschiedenen Charakters in Deutschland, wäre undenkbar und illusionär.

All das darf nicht bedeuten und kann für uns nicht bedeuten, besonders in der gegenwärtigen Etappe unserer Entwicklung, uns abschließen zu wollen und die Frage nach der Wiedergewinnung dieser Einheit, im Politischen wie im Literarischen, nicht zu stellen. Ich glaube, dass in der deutschen Gegenwart zweierlei auf der Tagesordnung steht: zum einen die Frage nach den Gemeinsamkeiten der deutschen Literatur in Ost und West zu stellen und sie zu beantworten zu suchen. Die Suche nach der Antwort kann nicht als abgeschlossen gelten, und wahrscheinlich wird sie niemals abgeschlossen sein. Zum anderen und untrennbar davon, die Frage nach dem politischen Raum [...], in dem sich das Ringen um diese Gemeinsamkeit abspielt. Beides scheint mir unglaublich schwer voneinander zu trennen. Die enge Verflechtung dieser beiden Momente macht jede literarische Problematik in Deutschland fast automatisch zu einem Politikum, und ich darf hier nur an eine dieser Diskussionen erinnern, die auch international innerhalb des sozialistischen Lagers eine große Rolle gespielt hat, an die Diskussion, die geführt wurde mit dem Lyriker Peter Huchel.<sup>38</sup> Eine Diskussion, die vom Literarischen ausgehend sehr schnell auf die kulturpolitische und damit politische Ebene der Orientierung und Leitung einer Zeitschrift [und] einer unserer staatlichen Institutionen, der Deutschen Akademie der Künste, kam, die sich als Politikum noch mit der Annahme eines Preises des Westberliner Senats zuspitzte, in einer Situation, wo Westberlin ausgesprochen den Charakter einer Frontstadt trug, und die [die Annahme des Preises] also zu einer politischen Demonstration, zu einem Politikum ersten Ranges [...] machte. [Das war] ein Politikum von solcher Schärfe, wie es der Strophe, den Versen des einzelnen Gedichts sicher nicht entspricht. Doch die Dialektik, die Einheit dieser literarischen und politischen Momente zwingen, zur Literatur sehr oft außerordentlich politische Stellung zu nehmen. Und auf der anderen Seite, glaube ich, hatten wir eine Situation in beiden Teilen Deutschlands, wo jedes Politikum vielleicht eine tiefere Wirkung auf Literatur haben mag als anderswo. Zum Beispiel hat die Errichtung des antifaschistischen Schutzwalles am 13. August 1961 mit solcher Schnelligkeit auf die Literatur gewirkt, hüben wie drüben, hat politischen, geistigen, ideenmäßigen Gehalt von Literatur weitgehend bestimmt. Und ich möchte nur eines nennen – man könnte vieles andere aufzählen – eines, das wir für bedeutend halten können: Christa Wolfs „Geteilter Himmel“ ist ohne dieses Politikum nicht denkbar.

Doch zur Frage nach Gemeinsamkeiten. Wo liegen sie? Im Frühjahr dieses Jahres fand eine Rundfunkdiskussion in Westberlin zwischen Schriftstellern beider deutscher Staaten unter der Leitung von Hans Werner Richter statt.<sup>39</sup> Es nahmen von unserer Seite Paul Wiens,

<sup>38</sup> Gemeint ist die Auseinandersetzung um Huchels erzwungenen Rücktritt als Chefredakteur der Zeitschrift *Sinn und Form* der Deutschen Akademie der Künste. Siehe Einleitung, S. 10, 31.

<sup>39</sup> In der Westberliner Wohnung Hans Werner Richters trafen sich am 17. 3. 1964 zu einer Aussprache, die zum Teil per Tonband für eine Radiosendung aufgezeichnet und am 31. 3. im NDR/SFB gesendet wurde: Richter, Grass, Johnson, Rühmkorf, Weiss, Roehler und von Cramer mit Kant, Apitz, Cwojdrak, Schulz und Wiens. Kunert sagte angeblich unter Hinweis auf seine Gesundheit ab. Koch nennt hier nur die in der Radiosendung zu Wort Gekommenen. Siehe *Die Welt*, 3. 4. 1964; *Neues Deutschland*, 5. 4. 1964. Näheres in der Einleitung, S. 21.

Hermann Kant, Max Walter Schulz teil, von westdeutscher Seite Günter Grass, Uwe Johnson, Heinz von Cramer. Sinngemäß ging es um das Thema: Haben wir noch Gemeinsamkeiten? Und es zeigte sich, dass es außerordentlich schwierig war, über dieses Thema übereinzukommen. Und am Ende überwog – ich glaube gewiss nicht durch Schuld unserer Schriftsteller – wieder die Hervorkehrung des Trennenden. In dieser Diskussion wurde vor allem durch Uwe Johnson eine Frage aufgeworfen, die zunächst verblüffend einfach und verblüffend logisch scheint: Besteht Gemeinsamkeit nicht vorrangig und zuerst in der Qualität literarischen Ausdrucks, in der Sprache und Sprachgestaltung zeitgenössischer Literatur? Ist es nicht eindeutig, wenn Uwe Johnson forderte: Beginnen wir beim einfachen deutschen Satz. Aber es zeigte sich, dass es unglaublich schwierig war und wahrscheinlich auch ziemlich fruchtlos sein wird, Gemeinsamkeiten zunächst in Stil, Ausdruck, Sprache, schriftstellerischer Intention, im Formalen und in anderem zu suchen, wiewohl alle diese Probleme natürlich selbstverständlich ihre Bedeutung haben.

Wir denken darüber nach, wo die wirklich fundamentalen Bezugsfragen der Gemeinsamkeit beider Literaturen liegen und wie von dorthier auch Antwort gefunden werden kann auf die Frage nach der internationalen künstlerischen Geltung, die beide Literaturen oder Vertreter beider Literaturen selbstständig gefunden haben. Ich glaube zunächst, dass Gemeinsamkeit die Anerkennung bestehender Realitäten erfordert, den Versuch erfordert, bestehende deutsche Realitäten zu durchleuchten, durchschaubar zu machen, was deutsche Wirklichkeit im Jahre 1964 ist. Und hier liegt vielleicht das größte und schwierigste aller deutschen Probleme. Ich meine Anerkennung oder Nichtanerkennung von Realitäten, nicht nur die Bestrebungen westdeutschen Revanchismus.

Nur eine Bemerkung zum Revanchismus, eine außerliterarische: Es ist ja nicht so, dass damit nur einzelne Minister oder Vertriebenenverbände aufwarten, sondern es verhält sich ja mit der Nichtanerkennung der Realitäten beispielsweise auch so, dass zweimal abendlich im westdeutschen Fernsehen eine simple Wetterkarte erscheint, auf der nicht nur die isobaren Luftdruckwerte usw. eingezeichnet sind mit den verschiedenen Hochs und Tiefs, sondern auch die deutschen Grenzen des Jahres 1937. Das nur als winziges Beispiel dafür, wie tief Nichtanerkennung bestehender Realitäten ins Alltagsleben eindringt und eingedrungen ist. Es geht beim Streben nach Anerkennung bestehender Realitäten auch nicht nur um Anerkennung oder zumindestens um den Willen zu sachlichen Beziehungen zu diesem bei uns existierenden deutschen Staat. Es geht, wie ich glaube, in starkem Maße auch um die literarische Anerkennung einer hier gewachsenen Realität einer neuen sozialistischen Literatur, die Voraussetzung, Bedingung eines literarischen Gesprächs, eines gesamtdeutschen literarischen Gesprächs, ist.

Gestatten Sie mir, hier eine kleine Abschweifung und einige ganz wenige Bemerkungen zu nur einer Seite unserer Literatur. Ich glaube, wir verfügen sowohl im Werk der älteren, international bekannten Meister wie auch in neueren Werken jüngerer Schriftsteller [über] eine Literatur, die nicht nur tatkräftig mitgeholfen hat, den Faschismus geistig zu überwinden, sondern die heute ebenso wirksam wird, Sozialismus mitzubauen und mitzugestalten. Eine Literatur, die auch deshalb so stark deutsche Realität im Jahre 1964 ist, weil sie eine tiefe Verwurzelung im Volke gefunden hat. Auf diese Seite unserer Literatur gestatten Sie, mit wenigen Worten hinzuweisen.

Wir wissen sehr wohl zu unterscheiden, dass es bei der Verbreitung von Literatur echte Bedürfnisse geben kann, und dass man die Verbreitung der Literatur auch „machen“ kann, indem man Bücher mehr oder weniger verteilt, um dann mit glänzenden Zahlen aufwarten zu können. Aber Bücher der letzten Jahre, wie sie charakterisiert sind etwa durch Christa



Wolfs „Geteilter Himmel“, durch Erwin Strittmatters „Ole Bienkopp“, durch Dieter Nolls „Die Abenteuer des Werner Holt“, durch das etwas weiter zurückliegende [Buch] Bruno Apitz’ „Nackt unter Wölfen“, durch Jurij Brežans „Mannesjahre“, durch Erik Neutchts „Die Spur der Steine“, und andere Bücher dieser Art haben gerade in letzter Zeit eine außerordentliche Resonanz bei der Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik erhalten, die sich [zum Beispiel] in Auflagezahlen ausdrückt. Ich möchte hier nicht (es gibt sehr viele Beispiele von Auflagen von Büchern, die im Jahre 1962/63, z. T. auch 1964, herausgekommen sind, die die Hunderttausend-Grenze überschritten haben), ich möchte hier nicht mit einer Statistik und mit vielen Zahlen aufwarten. Es gibt eine außerordentlich erregte, oft sehr aufregende, leidenschaftliche Diskussion um Bücher, eine Diskussion, wie wir sie in dieser Schärfe und Vehemenz bisher nicht gekannt haben. Besonders dort, wo Bücher unmittelbar ins Leben eingreifen, wo sie unmittelbar Probleme berühren, Probleme der verschiedensten Art, die die Menschen in der Deutschen Demokratischen Republik berühren, wo sie gewissermaßen Nahtstellen von schwierigen Widersprüchen, von Konflikten usw. treffen, [so dass] erstmals in unserer Literatur eine solche Verwurzelung im Volk [besteht], als Streit, als Streitgespräch, als Volksdiskussion in großem Umfange mit mehreren hundert Diskussionsbeiträgen in der Presse, beispielsweise über Strittmatters „Ole Bienkopp“. Wir haben, um diesen Gedanken noch einmal zu unterstreichen, kaum einen Maßstab hier bei uns, inwieweit die Aufnahme dieser Bücher hierzulande auch von internationaler Bedeutung [ist]. Es ist sehr schwer, das von hier aus zu beurteilen, und – wie gesagt – noch einmal die Bitte: Wir bitten Sie um Ihre Meinung über unsere Literatur. Aber die Anerkennung der Tatsache – um wieder zum Ausgangspunkt unseres Gedankens zurückzukehren –, dass hier eine Literatur gewachsen ist, die sich – von ihrer Verwurzelung in deutschen Bedingungen und Verhältnissen aus gesehen – nationale Bedeutung erworben hat, die Anerkennung dieser Tatsache ist Grundlage, Bedingung und in sehr vielen Fällen auch Ausgangspunkt, um die Gemeinsamkeiten deutscher Literatur in beiden deutschen Staaten herausarbeiten zu können. Gemeinsamkeiten, zumindest in der Tendenz, die uns zu der Hoffnung berechtigen, dass sich in der westdeutschen Literatur der Humanismus in immer stärkerem Maße durchsetzen wird, dass es zu einer Annäherung an unsere Literatur in immer stärkerem Maße kommen wird. [Unsere Hoffnung] besteht darin, dass die [Verurteilung] der Rüstungspolitik, der Atompolitik, der MLF<sup>40</sup> und der Herrschaft der ultrareaktionären Kreise im Staat und im kulturellen Leben in Westdeutschland in einem immer stärkeren Maße zu einer Aufgabe der Schriftsteller wird, der sich die besten Autoren der Bundesrepublik in wachsendem Maße verpflichtet fühlen. Dafür stehen sie im politischen Raum mit ihrer Person und ihrem Werk, dafür wirken sie mit ihren besten Werken. Sie setzen sich dabei, von humanistischen, demokratischen und – wahrscheinlich sehr selten nur in kleinsten Ansätzen – sozialistischen Positionen ausgehend, mit wesentlichen Fragen der westdeutschen politischen und geistigen Orientierung auseinander. Mit dem Thema des Krieges und dem Drohen der Atombombe, mit der Unmenschlichkeit des Faschismus, mit der Nichtbewältigung der Vergangenheit und mit dem Neonazismus. Hier liegt, vom Thema her [gesehen], auch bei völlig verschiedenartiger Antwort, bei verschiedenartiger Ausgangsposition in der Antwort, wahrscheinlich die größte und stärkste Gemeinsamkeit dieser beiden Literaturen. Und ich glaube, vor allen Dingen eine Diskussion mit sowjetischen

---

<sup>40</sup> Multilateral Force – amerikanischer Plan einer multilateralen Atomstreitkraft der NATO, zu dem Adenauer am 6. 2. 1963 für die Bundesrepublik Zustimmung und Teilnahmebereitschaft erklärt hatte. Die MLF wurde letztlich nicht realisiert.

Literaturforschern berechtigt mich zu der Hoffnung zu sagen: Diese Gemeinsamkeit zu stärken und auszubauen, dürfte nicht nur Sache der Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten sein, sondern Angelegenheit von internationaler Bedeutung, eine Angelegenheit, auf die auch der Plan unseres Treffens aus Anlass des 20. Jahrestages der Befreiung unter anderem zielt.

Eine Gemeinsamkeit wächst aber nicht nur aus der Vergangenheit, der Bewältigung unserer Vergangenheit und ihrer Spuren in der Gegenwart in Westdeutschland, sondern in stärkerem Maße aus der ganzen Problematik einer modernen industriellen Entwicklung, die sich in Westdeutschland in ungeheuer schnellem Maße vollzieht. Und die auch bei uns ein immer größeres Tempo annimmt. Für Westdeutschland stellt sie Probleme der Entmenschlichung in einer modernen Industriegesellschaft auf die Tagesordnung, Probleme, die in Werken von Heinz von Cramer und Max von der Grün vom Arbeiterstandpunkt aus bereits eine [solche] literarische Gestaltung gefunden haben, die mit unserer Antwort der literarisch-künstlerischen Gestaltung unter unseren Bedingungen [vieles gemein] hat.

Gemeinsamkeiten wachsen aus der Auseinandersetzung westdeutscher Autoren mit dem unüberbrückbaren Gegensatz von Geist und Macht in der spätbürgerlichen westdeutschen Gesellschaft. Ich denke, man darf sagen, dass jedes gute Buch dieser Thematik in Westdeutschland geschrieben ist, trotz, wie es Oskar Neumann, Mitglied des ZK der KPD, einmal ausgedrückt hat, trotz Zuckerbrot und Peitsche der Herrschenden in Staat und Wirtschaft, gegen die Tabus, die sie vor all den Fragen aufrichten, die in der Gegenwart zu stellen und zu beantworten nottut.<sup>41</sup>

Wir sollten uns gemeinsam die Frage vorlegen: Was sind wesentliche neue Erscheinungen der literarischen Entwicklung in der Bundesrepublik, die uns zur Hoffnung solcher Gemeinsamkeit stärker veranlassen können? Gehört dazu nicht – ich kann es hier unmöglich analysieren – eine wesentlich stärkere progressive Politisierung des Schaffens westdeutscher Schriftsteller vor allem seit Beginn der sechziger Jahre? Gehört dazu nicht, dass sich bedeutende Schriftsteller der Bundesrepublik dieser Kampfsituation ihres literarischen Schaffens selbst bewusst werden?

Ihnen ist die Frage vorgelegt worden<sup>42</sup>: „Wir leben in einer freien Welt, aber ist diese Welt wirklich frei?“ Und die Antworten beweisen, dass es von Hemmungen gegen das Schreiben der Wahrheit in der Bundesrepublik nur so wimmelt. Ein Romanautor wie Arno Schmidt ist grob genug, als eines der wichtigsten Hemmnisse den Mangel an Geld und die ökonomische Situation des Schriftstellers zu nennen. Hans-Erich Nossack stellt fest, dass der Erfolg des Schriftstellers in der Bundesrepublik von Dingen abhängt, die nicht das Mindeste mit seinem Beruf als Schriftsteller zu schaffen haben, und zwar von Propaganda, Reklame, Publizität und Parteibildung. Auf die Frage: „Information oder herrschen die Souffleure?“,

---

<sup>41</sup> Fast wörtlich zitiert aus: Oskar Neumann, Wo steht und wohin entwickelt sich die westdeutsche Literatur?, in: Einheit, Zeitschrift für Theorie und Praxis des wissenschaftlichen Sozialismus, 1964, H. 8, S. 53–63, hier S. 58.

<sup>42</sup> Gemeint ist: Den bedeutenden Schriftstellern der Bundesrepublik ist von Heinz Friedrich (ders. [Hrsg.], Schwierigkeiten, heute die Wahrheit zu schreiben, München 1964, S. 134) die folgende Frage vorgelegt worden. Koch zitiert die folgende Passage bis „[...] terra incognita machen“ fast wörtlich aus: Neumann, Wo steht, S. 58f. Neumann wiederum beruft sich auf Heinz Friedrich und dann mit dem Schoenberger-Zitat auf Paul Hübner (Hrsg.), Information oder herrschen die Souffleure? 17 Untersuchungen, Hamburg 1964, S. 60, 64f.

antwortete [Gerhard] Schoenberner<sup>43</sup> zunächst mit einer Einschätzung der geistigen Gesamtsituation der Bundesrepublik. Politik erscheint dort – ich zitiere – „als unabänderliches Schicksal, Kriege wirken wie Naturkatastrophen. Jede Änderung dieser Welt wird als göttliche Prüfung oder Werk einer mystischen Verschwörung verstanden. Wer nach den realen Ursachen fragt, erregt schon Verdacht.“ „Die Tabus sind zahllos und erstrecken sich auf die verschiedensten Gebiete vom Wehrbudget bis zum nach wie vor bestehenden Bildungsprivileg, vom unproportioniert großen Machteinfluss der katholischen Kirche bis zu den Gewinnspannen der Industrie.“ Ein Tabu – ich zitiere nur weiter – für Westdeutschland „ist die Existenz der zahllosen paramilitärischen und halbfaschistischen Traditionsverbände samt deren Buch- und Zeitschriftenverlagen, die nicht dadurch schon verschwinden, dass man so tut, als gäbe es sie nicht. Ein Tabu ist das Thema der Kommunistenprozesse, an das sich niemand heranwagt, obwohl es manches darüber zu sagen gäbe.“ Aber das Größte aller Tabus für die Bundesrepublik nennt Schoenberner die deutsche Frage. Er sagt: „Wir haben der hundertjährigen deutschen Politik des Wunschenkens nicht abgesagt, sondern setzen sie weiter fort ... Nach wie vor weigert man sich, die Resultate des Zweiten Weltkrieges und der eigenen Nachkriegspolitik anzuerkennen ... Das zeigt sich auch an der Schizophrenie der ‚Nachrichten aus der Zone‘“ (er meinte eine bestimmte Sendung des Rundfunks bzw. Fernsehens), „die das Land zwischen Oder und Elbe zu einer wahren terra incognita machen.“

Vor allem im Verlaufe der vergangenen Jahre scheint es ein bestimmendes Merkmal des Wirkens aller progressiven Schriftsteller in der Bundesrepublik zu sein, dass sie mehr oder minder entschieden mit diesen Tabus brechen. Nur so ist es möglich, dass sie sich mit ihrem Werk gegen das herrschende System der Gewalt und des Ungeistes und für Veränderungen engagieren. Wir können, müssen bei kritischer Betrachtung feststellen, dass vieles zum wirklichen Durchstoßen dieser Tabus noch fehlt, vieles sicherlich noch an der Oberfläche kratzt. Darf uns das aber hindern, ehrlich, aufrichtig anzuerkennen, dass das, was sie tun, bereits viel bedeutet, und dass es von dorthier die Möglichkeit des Ausbaus dieser Gemeinsamkeiten schafft und verstärkt?

Wenn von Gemeinsamkeiten gesprochen wird, so kann – das versteht sich – nicht von einer gegenseitigen kritiklosen Kenntnissnahme, von einer bloßen gegenseitigen Umarmung die Rede sein. Die Herausbildung, Entwicklung dieser Gemeinsamkeit, ihr Bewusstwerden, setzt gegenseitige Kritik voraus, macht gegenseitige Kritik unabdingbar, sonst würden wir uns unehrlich zueinander verhalten.

Eine wichtige Frage für uns, für die Konstituierung eines gesunden, dauerhaften Verhältnisses unserer Literatur und Literaturgesellschaft zur progressiven westdeutschen Literatur scheint mir die Frage: Wo sind Positionen unserer Kritik, Maßstäbe unserer Kritik? Sehr viele der westdeutschen Schriftsteller sind in mehr oder weniger starkem Maße von antikomunistischen Ideen infiziert, antikomunistischen Ideen und Vorstellungen, die sich sehr oft mit voller Breitseite gegen die Deutsche Demokratische Republik richten. Als beispielsweise am 13. August 1961 der antifaschistische Schutzwall in Berlin errichtet wurde, erschienen sofort Grass und Wolfdieter Schnurre im Deutschen Schriftstellerverband, um einen Brief an seine Vorsitzende [Anna Seghers] zu übergeben, der von außerordent-

---

<sup>43</sup> Gerhard Schoenberner hatte sich in seinem mehrfach aufgelegten Buch „Der gelbe Stern. Die Judenverfolgung in Europa 1933 bis 1945“, Hamburg, Erstausgabe 1960, gegen eine fatalistische Geschichtsbetrachtung und für eine schuldbewusste Vergangenheitsbewältigung durch die Deutschen ausgesprochen.

lich massiven Angriffen gegen unseren Staat getragen war.<sup>44</sup> Ich könnte Dutzende von Beispielen anführen.

Mir scheint, dass es eine sehr wichtige Diskussionsfrage ist, uns über zweierlei zu verständigen: Zum einen [darüber], inwieweit Antikommunismus bzw. antikommunistische Relikte aus dem Schaffen progressiver Schriftsteller tatsächlich ein Hinderungsgrund für die volle Ausübung ihrer progressiven Aufgaben in dieser deutschen Gesellschaft des Jahres 1964 sind, zum anderen aber auch darüber, inwieweit antikommunistische Ideen, Ausfälle usw. für uns ein vollgültiges Kriterium sein können und dürfen, um gewissermaßen das Gesamt-schaffen von Schriftstellern [...] beurteilen zu können. Ich glaube, dass wir uns in dieser Beziehung oft selbst nicht völlig richtig, dass wir uns unüberlegt und voreilig verhalten haben. Sicherlich kann man (das ist ein anderes Beispiel, das bezieht sich nicht auf das eben Gesagte) sehr genau konstatieren, wo antikommunistische und sehr starke antikommunistische Momente in Auffassungen Rolf Hochhuths vorhanden sind, in Auffassungen wie er sie etwa in einem bekannten umfangreichen Brief in der *Zeit* an Ladislav Mňačko<sup>45</sup> geäußert hat, Vorurteile gegenüber der DDR. Aber kann man das Schaffen, kann man die Position Hochhuths danach beurteilen? Sind in seiner ganzen Weltanschauung – um vielleicht einmal eine Parallele zu Thomas Mann [oder] zu Feuchtwanger anzudeuten – sind in seiner Aktivität, in seinem Drängen nach geschichtlicher Verantwortung und Entscheidung nicht viele Momente angelegt, die dazu führen können, auch diesen antikommunistischen Standpunkt dereinst zu überwinden? Und haben wir das Recht, das durch Kritik zu verbauen?

[Wir müssen zugleich] mit aller Eindeutigkeit feststellen, welche Rolle Antikommunismus in der gegenwärtigen deutschen und auch in der gegenwärtigen internationalen Situation spielt, dass der Antikommunismus speziell für Westdeutschland einer der Hauptpunkte ist, der die wirkliche geistige Bewältigung der Vergangenheit, die tiefgreifende geistige Abrechnung mit dem Faschismus weitgehend verhindert. Auch diese Seite müssen wir sehen.

Es wird uns leichtfallen, Sünden auch im Schaffen westdeutscher Schriftsteller aufzuzählen, als da beispielsweise sind: Irrationalismus, Skeptizismus, gewisse nihilistische Einschläge, Dinge also, die wir oft im literarischen Raum mit Dekadenz bezeichnen. Ich glaube, wir sollten uns bei aller notwendigen geistigen Abgrenzung von Irrationalismus und Skeptizismus hier auch darüber austauschen [...], dass diese Geisteshaltung bei vielen Schriftstellern daher rührt, dass sie den von der herrschenden Monopolbourgeoisie und ihren geistlichen und weltlichen Ideologen verkündeten Wahrheiten zutiefst misstrauen, dass es die erste Opposition gegen bestehende Verhältnisse ist. Und wir haben uns die Frage vorzulegen – ich kann hier überhaupt nur Fragen stellen –, wie es uns im literarisch-politischen Raum möglich sein kann, was wir tun können und sollen, um dieses oppositionelle Element wei-

<sup>44</sup> Der Brief von Grass und Schnurre erschien am 24. 8. 1961 in der *Welt*. In ihm wurden die Schriftsteller der DDR aufgefordert, gegen die Schließung der Grenze Stellung zu beziehen. Noch im August 1961 erschien im *Sonntag* eine abweisende Antwort des DSV. Der von der Zeitung gewählte Vorspann bezeichnete die westdeutschen Autoren als „Blechtrömler des Kalten Krieges“ und „Provokateure“, wogegen Stephan Hermlin bei der Redaktion Protest einlegte. Er distanzierte sich von Beschimpfungen gegen zwei Schriftsteller, „die ich sehr schätze“ (BStU, MfS, AOP 3706/87, Bd. 1, Bl. 62).

<sup>45</sup> 1963 war in Bratislava Ladislav Mňačkos antistalinistisches, reformkommunistisches Buch „Verspätete Reportagen“ erschienen. Seine Herausgabe in der Bundesrepublik unter einem anderen, scharfmarkenreichen Titel untersagte der Autor, woraufhin sich ein Disput mit Rolf Hochhuth entspann. Mňačko erinnerte Hochhuth daran, dass er sein Theaterstück „Der Stellvertreter“ für alle Länder des Ostblocks gesperrt hatte, um nicht zu hämischer Propaganda missbraucht zu werden. Siehe „Reaktion auf eine Freibeuterei“, in: *Die Zeit*, 4. 9. 1964, S. 11; Rolf Hochhuth, Die Fähigkeit und die Freiheit, sich zu empören. Ein offener Brief an Ladislav Mňačko, in: ebenda, 16. 10. 1964, S. 20–23.

terzutreiben. Denn Gemeinsamkeit, die stärkere Herausarbeitung der Gemeinsamkeit erfordert nun einmal auch von uns, das zu tun, was möglich erscheint, um die oppositionellen Elemente innerhalb der westdeutschen Literatur stärken zu können.

Gemeinsamkeit beginnt aber, so glaube ich, vor allem bei der gemeinsamen Erkenntnis eines Gegners. Das scheint in den deutschen Beziehungen nicht schwer, wenn dieser Gegner in der Personifizierung von Strauß, von Adenauer, von Guttenberg<sup>46</sup>, [eventuell] von Erhard auftritt. Aber ich möchte doch hier wieder die Frage stellen: Gibt es einen Gegner im literarischen Raum? Einen echten Gegner, dessen Herrschaft in Westdeutschland bedrückend auch für westdeutsche Schriftsteller, für westdeutsche Literaturschaffende sein sollte? Wir haben in Westdeutschland die Tatsache zu verzeichnen, dass die Literatur, die durch Namen von Böll bis Grass, von Enzensberger, Martin Walser und so weiter gekennzeichnet ist – die Namen sind bekannt, ich brauche sie hier nicht aufzuzählen –, dass sie in Westdeutschland fünf Prozent der lesefähigen Bevölkerung erreicht (das sind nicht unsere Zahlen, das sind die, die in Westdeutschland durch hinreichend exakte Untersuchungen ermittelt wurden), während es eine andere Literatur gibt [...], die wirklich 90 bis 95 Prozent der lesefähigen Bevölkerung Westdeutschlands erreicht, eine Literatur, die gekennzeichnet ist beispielsweise durch Schundhefte. Man schätzt die Zahl der in Westdeutschland erschienenen Schundhefte, besonders militaristischer Prägung, der sogenannten „Landser“-Hefte, die in elf Reihen erscheinen, auf insgesamt etwa 3 Milliarden bisher. [Das ist] eine Literatur, die repräsentiert wird durch das unsägliche Angebot der verschiedenen nichtkommunalen Bibliotheken, von den Fachbibliotheken über Werksbibliotheken, die eingerichtet und gestiftet wurden durch die Unternehmer, bis zu den privaten Leihbüchereien, wobei allein diese privaten Leihbüchereien nur Schund und ausschließlich Schund führen und eine Ausleihezahl von etwa 1 Milliarde Exemplaren im Jahr erreichen, eine literarische Herrschaft, die geprägt ist durch die Literaturverbreitung, die die großen Illustrierten übernehmen.

Das sieht so aus: Wir haben im Jahre 1959 bereits einmal ausgerechnet, und es hat sich inzwischen gar nichts verändert auf diesem Gebiete, dass, wer nur regelmäßig zwei große westdeutsche Illustrierte liest, im Jahre elf Unterhaltungsromane, ausgesprochene Schundromane konsumiert, vier sogenannte historische Tatsachenberichte, meist über den Zweiten Weltkrieg, und neun Geschichtsbücher im umfangreicheren Format. Aber diese Illustrierten mit durchgängig militaristischer und gefühlsverbildender Schundliteratur, gesellschaftlicher Fluchtliteratur, kommen auf eine wöchentliche Gesamtauflage von etwa 25 Millionen Exemplaren. Eine unheimliche Zahl, die ein unheimlich großes lesefähiges Publikum erreicht. Ich möchte nur auf einen Bestandteil dieser anderen Literatur und ihrer monopolistischen Organisation in Westdeutschland hinweisen, die Leseringe, die etwa fünf Millionen Teilnehmer haben, wobei allein ein Lesering, der Bertelsmann-Konzern mit seinen verschiedenen Ringen, eine Käuferschicht von 2,5 Millionen beherrscht, eine Jahresauslieferung von 24 Millionen Bänden besitzt und eine Literatur verbreitet, die sich zu etwa 60 Prozent zusammensetzt aus alten bewährten – wie es heißt – Romanen, also Romanen, die (das ist also laut Angabe des Konzerns damit gemeint) vor 1940 im faschistischen Deutschland be-

---

<sup>46</sup> Karl Theodor Freiherr von und zu Guttenberg (CSU), seit 1957 MdB, seit 1961 Mitglied des CSU-Landesvorstandes, gehörte zu den entschiedensten Kritikern der amerikanischen Entspannungspolitik. In den Debatten um die deutsch-amerikanische Verständigung forderte er 1963/64, die Bundesregierung solle entschlossen ihrer bisherigen Linie folgen und auf ein starkes westeuropäisches Machtzentrum gegen den Kommunismus hinwirken. 1966–1969 war er Parlamentarischer Staatssekretär im Bundeskanzleramt.

reits im Buchhandel zu erhalten waren. Daneben kann die Verbreitung einzelner wertvoller Bücher (durch solch einen Lesering hat zum Beispiel auch Thomas Manns „Felix Krull“ eine Gesamtauflage von über 700 000 Exemplaren erreicht) [...] nicht ins Gewicht fallen.

Man kann sich streiten beispielsweise über die „Hundejahre“ von Günter Grass, ich glaube aber, man sollte es als einen Erfolg verbuchen, wenn die „Hundejahre“ eine Auflage von über 125 000 Exemplaren in Westdeutschland erreicht haben. Erschreckend ist daneben aber, dass ein solches aggressiv-militaristisches und chauvinistisches Buch wie Bauers „So weit die Füße tragen“, eine entsetzliche Kriegsgefangenenflucht-Story, eine Auflage von knapp 1 Million besitzt und nicht nur das. Sie [kommt auf eine] weitere Millionen-Auflage durch Zeitschriftendruck und geht [als Film] zweimal mit einer Gesamtsendezeit von jeweils 9 Stunden im westdeutschen Fernsehen über den Bildschirm.<sup>47</sup> Auch dieses Beispiel zeigt Relationen in der westdeutschen Literaturgesellschaft und macht uns auf eine tatsächliche Lage aufmerksam, die wir – ich spreche für uns in der Deutschen Demokratischen Republik – hinsichtlich Westdeutschlands oft genug übersehen. Aus einem leisen Snobismus: Das ist ja doch keine Literatur, das hat kein künstlerisches Gewicht! [nehmen wir das] nicht zur Kenntnis. Aber wir haben uns die Frage zu stellen: Was gibt uns Schriftstellern und Literaturforschern eigentlich das Recht, eine Literatur, mag sie künstlerisch auch noch so indiskutabel sein, nicht zur Kenntnis zu nehmen und vornehm darüber hinwegzusehen, dass sie die Köpfe von Millionen Menschen beeinflusst und formt?

In Literatur dieser Prägung besteht für Schriftsteller aus beiden deutschen Staaten, wie mir scheint, ein echter Gegner, aber gerade darum geht der Streit. Es ist nicht nur eine persönliche Meinung von Günter Grass, wenn er in dieser schon erwähnten Rundfunkdiskussion und anderen Diskussionen diese Literatur im Grunde genommen rechtfertigt als ein Tribut an Freiheit und Demokratie. Wir halten es bei uns für einen der wesentlichsten Erfolge, dass eine Literatur dieser Prägung (wir werden Gelegenheit haben, einiges davon hier morgen in natura zu besichtigen, um uns einen lebendigen Eindruck bilden zu können), wir halten es für einen der größten Erfolge, dass eine Literatur dieser Prägung bei uns verschwunden ist, dass sie unter gesetzlichem Verbot steht, denn wir haben die geschichtliche Erfahrung machen müssen, dass eine Literatur dieser Art, ob Krimis, ob blutrünstige Western und blutrünstige Indianergeschichten, ob sentimentaler Kitsch usw. usw., dass Literatur dieser Art nicht unwesentlich mit dazu beigetragen hat, eine Jugend auf den Weg zu führen, den sie 1939 bis 1945 gegangen ist. Die Verständigung über den gemeinsamen Kampf gegen diesen wahrlich nicht angenehmen Bestandteil deutscher Geistigkeit des Jahres 1964 muss ein wesentlicher Teil unseres Ringens um Gemeinsamkeit sein. Von diesem Standpunkt aus möchten wir jene Literatur für die Massen, jene sogenannte Volksliteratur zur Diskussion stellen.

Gestatten Sie mir noch einige wenige, mehr informative Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der Beziehungen zwischen Ost und West auf literarischem Gebiete, informative Bemerkungen, die uns in der Hauptsache dazu anregen sollen, in der Diskussion weitere Fragen und Probleme [aufzuwerfen].

Nach dem 13. August 1961, nach der Befestigung unserer Staatsgrenze, waren die Beziehungen zwischen Schriftstellern beider deutscher Staaten, die gegenseitigen Reisen usw., auf einem absoluten Nullpunkt angelangt. Und doch war dieser 13. August 1961 der eigent-

<sup>47</sup> Josef Martin Bauers Roman „So weit die Füße tragen“ erschien 1955 gleich in mehreren Auflagen in München, Paris, Stockholm und anderen Städten. ab 1956 im Bertelsmann Lesering. 1959 wurde der Roman zu einem Sechsteiler für das Fernsehen verfilmt. 2001 entstand eine weitere Filmfassung.

liche Ausgangspunkt für eine sehr starke Vertiefung dieser Beziehung. Worum geht es uns [...] in diesen Beziehungen, über deren Umfang in der Gegenwart ich noch einiges sagen möchte? Uns geht es – ich glaube, man wird es uns nicht verübeln – in Sonderheit darum, dass sozialistische Literatur der DDR in Westdeutschland bekannt werden möge. Wie ist der derzeitige Stand dieser Bekanntschaft? Vor wenigen Tagen waren in einer Sendung des westdeutschen Fernsehens folgende Sätze zu hören: „Seit Jahren trommeln wir auf den Osten ein, das Tor zu öffnen. Kapseln wir uns aber nicht selbst vom Osten ab und helfen somit, die Teilung zu versteinern? Was wissen wir denn von dem Land, das zu bemitleiden sozusagen zur staatsbürgerlichen Pflicht geworden ist?“ Anlass zu dieser Feststellung war eine Umfrage über die Literatur der Deutschen Demokratischen Republik, die vor einiger Zeit an der Universität in Erlangen durchgeführt wurde.<sup>48</sup> Gefragt wurden 100 Studierende der deutschen Literatur vom dritten bis zum achten Semester. Was man wissen wollte, war nicht viel und war nicht schwer, u. a. Autorennamen und Titel von Büchern, nicht einmal Meinungen über Bücher. 50 Prozent der Befragten, die seit Jahren mit Literaturwissenschaft befasst sind, wie gesagt, drittes bis achttes Semester, wussten über die Literatur der DDR so gut wie nichts zu sagen. Ihre Fragebogen schieden aus, weil sie derart lückenhaft waren, dass eine Auswertung sich nicht lohnte. Die ersten beiden Fragen lauteten: Nennen Sie fünf Autoren, die in der DDR leben, schreiben und veröffentlichten. Diese Frage nach fünf Autoren konnte überhaupt nur von fünf Prozent der Befragten richtig beantwortet werden. Und die zweite Frage lautete: Nennen Sie wenigstens jeweils ein Werk dieser Autoren. Dazu waren nur zwei Prozent der Befragten in der Lage. Halten wir uns nicht dabei auf, dass Johannes R. Becher mehrfach als lebender Lyriker genannt wurde, dass Paul Celan, Karl Krolow, Uwe Johnson und schließlich noch Stefan Zweig als Schriftsteller vorgeführt wurden, die in der DDR leben. Peter Huchel ist offensichtlich, so kommentieren die Veranstalter mit einiger Ironie, der bekannteste Schriftsteller der DDR. Er wurde 45-mal genannt. Man sollte meinen, jeder deutsche Germanist hätte wenigstens den Namen von Anna Seghers gehört. Doch es waren nur 26 Prozent. Sechs behaupteten, dass sie in der Bundesrepublik lebe. Zwanzig Prozent kannten den Namen Arnold Zweigs, zwei Prozent den Willi Bredels. „Die Abenteuer des Werner Holt“ von Dieter Noll, eine Weltauflage von etwa 2 Millionen Exemplaren, kannten ganze sechs Studenten. Zwei wussten den Titel „Ole Bienkopp“ von Strittmatter zu nennen, des meistdiskutierten Romans der DDR, über den selbst in Westdeutschland gut und gern etwa 30 Artikel erschienen sind.

Bruno Apitz' „Nackt unter Wölfen“ war, obwohl in Westdeutschland erschienen, keinem bekannt. Wenigstens drei wussten von der Existenz Christa Wolfs. Anschließende Nachforschungen ergaben dann, dass in keiner Bibliothek der Universität und der Universitätsstadt Erlangen auch nur ein Buch Apitz', Nolls, Neutschs, Strittmatters usw. zu bekommen war. Die Veranstalter der Umfrage geben zu diesen Ergebnissen einen außerordentlich bitteren Kommentar. Sie schreiben: „Was wissen wir eigentlich von dem Deutschland, das wir ständig bereden, bedauern, bemitleiden, für das Studenten und Professoren feierliche Fackelzüge veranstalten und akademische Gedenkreden, womöglich in voller Couleur über sich ergehen lassen, für das man Kerzen in die Fenster und Schilder an den Ortsausgängen und Ortseingängen aufstellt und Ministerien gesamtdeutsche Referate einrichten, um den unabdingbaren Willen zu einem vereinigten Deutschland zu dokumentieren.“ Ich möchte nicht behaupten, dass eine ähnliche Umfrage mit umgekehrter Thematik in der Deutschen Demokratischen Republik zu einem sehr durchschlagenden Erfolg werden würde. Ich glau-

<sup>48</sup> Die Suche nach Belegen für diese Umfrageaktion und ihren Ergebnissen blieb erfolglos.

be aber, dass man mit vollem Ernst und voller Verantwortung behaupten könnte, dass ein solches Ergebnis nicht zustande käme, dass hier Wissen und Interesse über Literatur in beiden deutschen Staaten denn doch zu unseren Gunsten ausfallen würden.

Diese Umfrage erhellt, wie viel in Westdeutschland bis in Kreise der angehenden Fachwissenschaftler ganz einfach zu tun ist und von uns zu tun ist, um Literatur der Deutschen Demokratischen Republik bekannt zu machen. Diese Umfrage erscheint mir [mit ihren Ergebnissen] aber trotz allem schlechter als eine allgemeine Situation. Gerade im letzten Jahre haben sich zwischen westdeutschen, besonders jugendlichen, Lesern und Schriftstellern der Deutschen Demokratischen Republik sehr enge – natürlich „eng“ im Vergleich zu dem, was vorher war – Beziehungen entwickelt. Wir haben in den vergangenen zwölf Monaten erstmals in Westdeutschland über 40 Veranstaltungen von Schriftstellern aus der Deutschen Demokratischen Republik gehabt, wo aus ihren Werken gelesen wurde und wo fast jede Veranstaltung mit einer umfangreicheren literarischen und politischen Diskussion beendet wurde. In Westberlin war der Ausgangspunkt, neuestens [trifft man sich] auch in Hamburg. In München und offensichtlich auch bald in Darmstadt werden ähnliche Reihen von Veranstaltungen, die einen größeren Überblick über die Literatur der DDR geben, durchgeführt werden. In Westberlin, in der Studentenstadt Siegmunds Hof, wurden im Frühjahr dieses Jahres neun, und über Herbst/Winter wurden bzw. werden noch – diese Reihe läuft noch – zwölf Veranstaltungen unter dem Motto „Sozialistische Schriftsteller lesen“ durchgeführt.<sup>49</sup> Ich glaube, man kann diese Tatsache nicht nur als ein Stattfinden von Veranstaltungen werten, das für uns sehr angenehm ist, weil unsere Literatur auf diese Weise in Westdeutschland stärker bekannt wird. Dieses Auftreten von Schriftstellern der Deutschen Demokratischen Republik in Westdeutschland hat eine sehr, sehr nachhaltige Presse-Resonanz gehabt, eine Presse, in der natürlich auch unheimlich viel Unsinn über uns, über diese Literatur geschrieben und in dem mancherlei gegen uns geschimpft wurde, aber eine Presse, die im Allgemeinen doch sehr sachlich und ernst und nüchtern die Fülle dieser Veranstaltungen beurteilt, nach verschiedensten Richtungen hin. So waren im *Tagesspiegel* anstelle des ungerechtfertigt pauschalen Begriffs „Schriftsteller unter dem Totalitarismus“ Gesichter gesetzt, man erhielt einen Eindruck von den doch vielfältigeren Strömungen innerhalb der ostdeutschen Literatur, als man sie bis dahin vermittelt hatte. Zum zweiten haben diese Veranstaltungen demonstriert, dass die politische Absicht, sozusagen mit Hilfe der Schriftsteller – so war es in einer westdeutschen außenpolitischen Zeitschrift fast wörtlich ausgedrückt – die Deutsche Demokratische Republik von innen her aufzuweichen, zum Scheitern verurteilt ist. So vermerkte beispielsweise *Die Welt* völlig [...] resigniert, Hoffnungen, die sich vor allen Dingen auf ein kritisches Pathos unserer Literatur gründen, Hoffnungen, dass sich in Christa Wolf irgendein neuer Widerstand dokumentieren würde, hätte diese Diskussion erstaunlicherweise deutlich widerlegt.

Vor allem aber half unsere Literatur, und darin sehe ich einen unserer größten nationalen Erfolge im literarischen Schaffen und im literarischen Austausch, bereits wirkungsvoll das Eis zu brechen. Und es will für deutsche Verhältnisse viel heißen, sehr viel heißen, wenn sogar der *Tagesspiegel* [registriert]: „Man hat allmählich von den Lesungen und Diskussionen, in denen schon eine Vielzahl Ostberliner Schriftsteller auftraten, den Eindruck, dass hier eine neue Phase in der geistigen Auseinandersetzung zwischen Ost und West [beginnt]. Fort von dem schablonisierten Denken des Kalten Krieges.“<sup>50</sup> Gerade das erscheint außer-

<sup>49</sup> Siehe Einleitung, S. 19f.

<sup>50</sup> Dieses Zitat konnte nicht verifiziert werden.



ordentlich wichtig, weil, wie ich glaube, innerhalb der letzten zwölf Monate die Literatur in beiden deutschen Staaten zu einem politischen Faktor in der Begegnung geworden ist, der effektiv und wirksam beitragen kann, in Deutschland das Eis des Kalten Krieges aufzutauen, weil Literatur und die Ost-West-Beziehungen von Literaturschaffenden eine neue Form wirklich geistiger Auseinandersetzung signalisieren, in der Kontakte nicht einfach Begegnungen, sozusagen menschliche deutsche Begegnungen, wie sie das Mende-Ministerium<sup>51</sup> sehr gerne haben möchte, sind, sondern in der Kontakte eine neue Form der geistigen Auseinandersetzung geworden sind und immer stärker werden, in der das Denken des Kalten Krieges keinen Platz hat. Das scheint wichtiges und ausschlaggebendes Moment dieser Begegnungen, dieser Beziehungen zwischen den Schriftstellern und westdeutschen Lesern und umgekehrt zwischen westdeutschen Schriftstellern und Lesern bzw. Hörern bei uns [zu sein]. Bei uns hat der Deutschlandsender, unser stärkster Sender, gewissermaßen die Funktion vieler westdeutscher Veranstaltungen übernommen, und es findet gegenwärtig und über die nächsten Wochen hinweg eine Lesereihe westdeutscher Schriftsteller im Deutschlandsender statt. Wir sehen ein, dass Westdeutschland bzw. dass die westdeutschen progressiven Kreise noch nicht mit Gegenseitigkeiten aufwarten können und etwa den nordwestdeutschen Rundfunk zu ständigen Lesungen zur Verfügung stellen können, so weit reicht ihr Einfluss in Westdeutschland zweifellos nicht.

Unter diesem Aspekt einer neuen Phase der Entwicklung in den Beziehungen zwischen Ost und West, über die noch sehr viel zu sagen wäre – ich kann das hier nur andeuten –, gewinnen eben auch die anderen Fragen, die nach dem Urteil über unsere Literatur, nach den Gemeinsamkeiten und den Wegen zur Stärkung beider deutscher Literaturen, gewinnt das stärkere, genauere, präzisere literarische und politische Urteil über die Situation in der westdeutschen Literatur für uns gegenwärtig eine ganz besondere Bedeutung. Und – damit möchte ich abschließen – unser Kolloquium soll auch eine Aufforderung an unsere ausländischen Gäste sein, uns im Prozess der Selbstverständigung über all diese Fragen zu helfen, uns mit ihren Erfahrungen und Meinungen zu unterstützen. Damit möchte ich die Einleitung beenden.

Horst Eckert:

Ich schlage vor, dass wir jetzt in eine Pause von 15 Minuten eintreten. Zuvor noch ein Wort an unsere Gäste.

In den einleitenden Worten sind eine Reihe von Fragen an Sie gestellt worden. Selbstverständlich sind hier Schriftsteller aus der Deutschen Demokratischen Republik, Literaturwissenschaftler und Verleger anwesend, die auch gerne Fragen von Ihrer Seite beantworten werden. Aber ich glaube, dass es für den weiteren Verlauf unseres Kolloquiums gut sein wird, wenn Sie nach der Pause [Ihrerseits] bereits Fragen stellen und Meinungen zu den aufgeworfenen Problemen äußern. In einer Viertelstunde setzen wir unsere Diskussion fort.

Egon Naganowski (VR Polen):

Meine Damen und Herren, Prof. Koch hat hier so viele Fragen aufgeworfen, dass, wenn man die alle beantworten wollte, diese Diskussion nicht nur eine, sondern zwei Wochen dauern würde, denn jeder Punkt, den Prof. Koch genannt hat, hat eigentlich viele Unterab-

---

<sup>51</sup> Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen, von Oktober 1963 bis Oktober 1966 von Erich Mende, FDP, geführt. Mende vertrat den rechten Flügel unter den Liberalen und trat später gegen die neue Ostpolitik der sozial-liberalen Koalition auf.

teilungen, und so würden die Probleme ins Unendliche wachsen. Ich möchte mir erlauben, hier nur zu ein paar Punkten, die Prof. Koch aufgeworfen hat, Stellung zu nehmen, und auch gewisse Fragen hier an den [Referenten] richten. Dass es keine „eine deutsche Literatur“ gibt, ist eine nicht erst heute bekannte Tatsache, die bestimmt bedauerlich ist, aber die nun einmal Faktum ist. Unter den Momenten, die Prof. Koch berührt hat, hat mir noch ein sehr wichtiger Faktor gefehlt, und zwar ein literarischer, ästhetischer Faktor. Wenn sich die zwei Literaturen unter dem Einfluss von allen möglichen politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten [herausgebildet haben], so hat dieser Faktor, der ästhetische, von dem ich gleich sprechen werde, auch zu dieser Teilung beigetragen. Ich meine, dass die deutsche Literatur in der DDR, soweit ich sie kenne, und andererseits die westdeutsche Literatur, auch soweit ich sie kenne, sich nach ganz anderen ästhetischen Grundlagen entwickeln. In der DDR, durch Einwirkung verschiedener Gründe, auch politischer, gesellschaftlicher usw. usw., [sehe] ich (wenn ich mich irre, bitte ich, mich gleich zu berichtigen) eine gewisse Tradition der modernen deutschen klassischen Literatur. Was ich darunter verstehe, werde ich gleich sagen. [Sie war] irgendwie zeitweise abgeschnitten und dadurch konnten wichtige Errungenschaften der deutschen Literatur hier nicht weiter wirken, nicht schöpferisch weiterwirken. Und [das gilt] nicht nur für die deutsche Literatur, sondern auch für die internationale Literatur. Ich glaube, man kann annehmen, dass, was die Prosa betrifft, die mir besser bekannt ist als andere Literaturgattungen, man sich darauf einigen kann, dass nun einmal solche Schriftsteller wie James Joyce und Proust, wie auch Kafka die Ahnherren des modernen Romans, der modernen Prosa sind. Ich brauche in diesem Gremium nicht weiter auf die Leistungen gerade dieser Schriftsteller einzugehen, etwa beim inneren Monolog usw. Und mir scheint, dass durch die Werke dieser Autoren, zu denen man andere heute auch schon als Klassiker dazugeben kann, Robert Musil, Hermann Broch, die immer weiter in der Welt bekannt werden, und die zusammen mit Joyce, Proust, auch Kafka, Rilke, ...<sup>52</sup>, die auch Ahnherren der modernen Prosa sind, dass diese Autoren hier in der DDR, glaube ich, noch sehr wenig bekannt sind. Sie sind hier überhaupt nicht erschienen. Über Kafka wurde geschrieben, aber ob Kafka hier erschienen ist, weiß ich nicht. Aber auf jeden Fall, Joyce wird nicht herausgegeben, es werden nicht herausgegeben Musil, Broch usw. usw., ob Proust, weiß ich nicht, aber ich glaube, nicht. Aber auf jeden Fall dadurch, dass hier Bücher weniger zugänglich sind, kann die junge Schriftstellergeneration sich an ihnen gewissermaßen nicht üben, und schließlich sind auch von den genannten Autoren und bestimmt noch von ...<sup>53</sup> Und wenn wir jetzt nun annehmen, dass in Westdeutschland nach der Nazizeit diese Tradition des Anschlusses an die Weltliteratur wieder aufgenommen wurde, so hat das, glaube ich, hier gewissermaßen gefehlt. Daraus kann man sehr leicht erklären, dass vom rein Poetisch-Ästhetischen her die zwei Literaturen sich gewissermaßen auseinanderleben mussten. Das ist nur eine Sache, die ich ja nur angedeutet habe. Denn schließlich kann man das weiterführen, wenn man alle die Schriftsteller [nimmt], die von diesen Großen ja sehr [zahlreich] herkommen, und von Joyce kommen ja sehr viele her, ob das jetzt Dos Passos ist, Virginia Woolf oder Faulkner usw. usw., also eine ganze Reihe bis zum Neuen Roman, bis zu Robbe-Grillet, Nathalie Sarraute, bis zu den französischen Schriftstellern, die heute irgendwie eine Rolle spielen, Michel Butor usw. usw. Das wäre eine Sache.<sup>54</sup>

<sup>52</sup> Offenbar wurden hier noch weitere Namen genannt, aber nicht protokolliert.

<sup>53</sup> In der Tonbandabschrift fehlt an dieser Stelle Text.

<sup>54</sup> Der in der NDL im März 1965 publizierte Auszug, der lediglich einige unerhebliche sprachliche Verbesserungen aufwies, endet hier.

Jetzt der zweite Punkt von dem, was ich sagen sollte. Er steht in Verbindung mit dem, was ich soeben gesagt habe. Hier hat Herr Prof. Koch gefragt, wie wir, also in diesem Fall in Polen, die deutsche Literatur aus der DDR einschätzen, ob sie bei uns gelesen wird usw. Das ist auch eine Sache, die man sehr breit beantworten müsste und die ich nur leicht, leicht berühren möchte. Bei uns in Polen war die Situation bis 1956 sehr ähnlich wie in der DDR. Alle die großen Schriftsteller der Weltliteratur, der modernen Weltliteratur, wurden bei uns auch erst nach 1956 in breiterem Maße herausgegeben, waren vorher so gut wie unbekannt. Und jetzt, nach 1956, wird bei uns diese Literatur, der man wieder oder zum ersten Mal begegnet ist, sehr viel gelesen. Alle großen Amerikaner, alle Franzosen, alle Engländer, Italiener usw. usw. Und da muss ich jetzt ehrlich sagen, dass [im Vergleich] mit diesen Schriftstellern die Literatur aus der Deutschen Demokratischen Republik nicht immer gut abschneidet. Sie wird bestimmt jetzt, was bestimmt zu bedauern ist, weniger herausgegeben als vor 1956. Das ist Fakt. Weil ich mich ein bisschen in der deutschen Literatur auskenne, wenden sich sehr oft die Verleger, die Verlage, an mich und andere Kollegen und fragen, was könnte man aus der DDR-Literatur herausgeben, und ich muss sagen, manchmal bin ich da, soweit ich überhaupt orientiert bin, in einer gewissen schwierigen Situation, weil ich weiß, was der Leser bei uns heute gern liest und was irgendwie Anklang findet, nicht nur beim Leser, [sondern auch] bei der Kritik. [Es] ist auch eine Feststellung, aus der man Schlüsse ziehen kann wie man will, dass im Augenblick die Literatur aus der Bundesrepublik im Verhältnis vielleicht mehr verlegt und gelesen wird als die Literatur aus der DDR, was bestimmt aus anderen, vielleicht nicht literarischen, Gründen zu bedauern ist. So wie es umgekehrt, das muss ich auch sagen, ein Faktum ist, dass die polnische zeitgenössische Literatur mehr im Westen herausgegeben wird als hier in der DDR. Und das sind auch alles Sachen und Probleme, die man diskutieren müsste, um diese gewissen Missstände hier, muss man sagen, zu beseitigen.

Jetzt die Sache mit der Schundliteratur in Westdeutschland. Ein sehr interessantes Problem, über das ich allerdings im Jahre 1958 bei einem Schriftstellertreffen in der Nähe von Katowice näher gesprochen habe. Ich habe mich damals sehr eingehend mit dieser Landser-Literatur befasst und habe ein ziemlich langes Referat über dieses Thema gelesen.<sup>55</sup> Und das, was hier Prof. Koch gesagt hat, ist bestimmt in jeder Hinsicht richtig. Nur mit einem kleinen Vorbehalt, dass es vielleicht prozentual doch nicht so schlimm aussieht. Ich weiß nicht, natürlich, Herr Professor hat hier die neuesten statistischen Daten, aber man muss doch auch in Betracht ziehen, dass solche billigen Ausgaben wie die „Fischer-Bücherei“ usw. diese Reihen, die es da gibt, und wo man doch für sehr billiges Geld sehr gute Literatur kaufen kann, doch auch ihren Absatz haben, der in die Hunderttausende geht. Man darf nicht außer Acht lassen, dass neben dieser Schundliteratur doch auch in billigen Reihen sehr viele gute Literatur, von der ältesten Klassik bis heute, verbreitet wird. Bestimmt, diese Schundliteratur, diese Landser-Geschichten, diese Kriminalgeschichten. Aber was die Kriminalgeschichten anbelangt, so sind die vielleicht doch nicht so sehr hoch einzuschätzen. Und schließlich: Kriminalgeschichten hat es überall gegeben, und, wie gesagt, die werden bei uns auch sehr gern gelesen, und da kann man halt nichts dagegen machen. Aber sicher ist, dass das ein wichtiges Problem ist und kein literarisches, das ist ein politisch-gesellschaftliches Problem, gegen das man bestimmt die Schriftsteller aus den zwei Teilen Deutschlands irgendwie in gemeinsamer Front versammeln kann.

Herr Prof. Koch hat hier sehr interessant darüber gesprochen, wie die Literatur der DDR und die Schriftsteller bekannt gemacht werden. Hier habe ich doch den Eindruck bekom-

---

<sup>55</sup> Dieser Sachverhalt ist nicht verifizierbar.

men, dass die Sache bislang auf jeden Fall nicht ganz auf Gegenseitigkeit beruht. Ich möchte hier fragen: Was ist von der westdeutschen Literatur hier erschienen in der DDR? Ich weiß von manchen Sachen, aber ich möchte bitte hier eine nähere Auskunft. Zweitens scheint mir, dass Dichterlesungen, so wie sie in Westdeutschland stattgefunden haben, hier nicht durch Sendungen im Radio irgendwie ausgeglichen werden. Das ist etwas ganz anderes. Es ist etwas anderes, ob ein Dichter selbst zu seinem Publikum spricht, ob ein Dichter selbst das liest, was er lesen möchte, oder ob man aus seinen Werken etwas herausucht (*Zwischenruf*). Bitte schön, ach, Verzeihung, das habe ich schlecht verstanden, aber bestimmt ist der persönliche Kontakt, die persönliche Diskussion, die Möglichkeit bei solchen Treffen doch irgendwie sehr wertvoll, und wenn man diese Kontakte zwischen den Schriftstellern aus beiden Teilen Deutschlands hier eben fruchtbar weiterführen möchte, so glaube ich, wäre der persönliche Kontakt, die Möglichkeit der persönlichen Diskussion doch sehr wichtig und für die Sache fördernd.

Noch eine kleine Bemerkung. Herr Prof. Koch hat hier unter den negativen Erscheinungen der westdeutschen Literatur auch Skeptizismus, Kritizismus, ich weiß nicht, was das dritte war, genannt. Ja, ich möchte hier einen Augenblick eine Lanze für den Skeptizismus brechen. Schließlich sind Skeptizismus und Kritik der gegebenen Tatsachen in irgendeinem Bereich die Aufgabe des Schriftstellers überhaupt. Der Schriftsteller ist im Allgemeinen mehr ehrlich, wenn er mehr kritisiert als bejaht. Und bei zu viel Bejahung ist der Schriftsteller irgendwie verdächtig. Auf jeden Fall, seine Kritik ist irgendwie seine ihm aus der Natur der Sache eingegebene Position. Kritik und auch den Skeptizismus braucht man doch heute, schließlich ist der Skeptizismus sehr berechtigt. Denn wenn man die Welt als Ganzes nimmt, so stellt sie doch kein sehr erfreuliches Bild dar, und hier sind, wollen wir einmal sagen, der Skeptizismus und der Kritizismus sehr berechtigt, ob auf der einen oder auf der anderen Seite. Denn nirgends ist es so gut, dass der Schriftsteller nichts finden könnte, was doch viel besser sein könnte. Diese paar Bemerkungen. Vielleicht fällt mir später noch etwas ein.

Horst Eckert:

Ich möchte dazu gleich sagen, dass jeder, der hier spricht, *seine* Meinung sagt. – Ich bitte jetzt Paul Wiens, anschließend spricht aus der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik Ludvík Kundera.

Paul Wiens:

Ich möchte eigentlich nur ganz kurz etwas sagen, weil ich mit einigen Gedanken, die Hans Koch hier geäußert hat, nicht so selbstverständlich einverstanden sein kann, wie es bei ihm herauskam. Mein Vorredner hat schon einiges davon gesagt. Aber es gibt eine Hauptfrage. Ich glaube auch, dass bei uns selber, und wir müssen uns ja selber ein bisschen kritisch überprüfen, eine große Unsicherheit besteht in den literarischen Maßstäben, in den Maßstäben, die wir an die Literatur anzulegen haben. Und da scheint es mir, [mit] ein bisschen zu großer Sicherheit hast Du, Hans, behauptet, dass die Literatur keine Welt für sich sei. Es ist natürlich, die Literatur ist für den Leser zumindest ein besonderes Feld, auch wenn es zwei deutsche Literaturen geben sollte, die auf verschiedenen gesellschaftlichen Grundlagen gewachsen sind und deswegen von gegensätzlichen ästhetischen und anderen Voraussetzungen ausgehen, auf diesem Feld der Literatur. Dort, wo sich die Literaturgesellschaft trifft, nämlich die Schriftsteller untereinander und die Leser mit den Schriftstellern und die Schriftsteller mit ihren Lesern, dort kann man nicht, wie zum Beispiel in der Geografie, einen antifaschistischen Schutzwall aufrichten. Und das ist meiner Meinung nach eine Be-

sonderheit dieser literarischen Welt, die wir zu wenig berücksichtigt haben. Hans, wenn Du sagst, unser gemeinsamer Gegner, den wir haben mit den Schriftstellern in Westdeutschland, ist zum Beispiel diese Schundliteratur, ist diese volksverderbende Literatur, dann sind wir uns darüber einig. Wenn Du gleichzeitig sagst, dass es gut ist, dass die „Hundejahre“ von Günter Grass eine Auflage von 100 000 Exemplaren in Westdeutschland haben, wie soll uns einer glauben, dass das ehrlich gemeint ist, sowohl in Westdeutschland als auch bei uns von den Literaturinteressierten, wenn wir gleichzeitig jahrelang überlegen, ob wir etwas bringen können und was wir bringen können auf literarischem Gebiet [von] unserem literarischen Bundesgenossen. Ich meine, und wir sind immer noch nicht darüber hinweg, dass wir zu genau, zu penibel, zu pedantisch und mit zu vielen [Vorbehalten] agieren, [anstatt] auf dem Gebiet der Literatur eine echte Bündnispolitik zu machen. Und wenn es eine wirkliche Auseinandersetzung geben soll auf literarischem Gebiet, dann muss sie sich in der Welt der Literatur in Gesamtdeutschland, in beiden deutschen Staaten so abspielen, dass die beiden Literaturgesellschaften, das heißt, auch die Leser, daran teilnehmen können. Und das haben wir bisher versäumt von uns aus.

Ludvík Kundera (ČSSR):

Ich möchte zunächst ganz kurz, aber ich glaube konkret, einige scharfe Fragen stellen und nebenbei vielleicht auch etwas feststellen. Erstens: Warum hat sich die Zeitschrift *Sinn und Form* nach Huchel, also nach dieser so scharfen Kritik, nicht grundsätzlich geändert? Ich bin der Meinung, dass die Linie dieselbe blieb, nur das Niveau ist niedriger geworden. Zweitens: Warum verschleierte man die Tatsache, dass der Preis, den Peter Huchel bekommen hat, der Fontane-Preis<sup>56</sup> ist, und dass parallel mit ihm andere Preise Hochhuth, ...<sup>57</sup> und [Fritz] Kortner<sup>58</sup> bekommen haben? Ich glaube, diese Zusammenhänge muss man doch sehen. Drittens: Warum lässt man Peter Huchel nicht reisen, wenn er eine Einladung, sagen wir, nach Schweden zur Tagung der „Gruppe 47“ bekommt? Viertens: Warum hält man sozusagen im Hintergrund solche Dichter wie Günter Kunert, Reiner Kunze? Ich glaube, dass diese und ähnliche offene Fragen wirklich den Ruf der Literatur und der Kulturpolitik in der DDR stark beschädigen.

Horst Eckert:

Ich schlage vor, dass wir die Diskussion morgen früh pünktlich um 10 Uhr fortsetzen. Es sind eine Reihe von Fragen gestellt, und ich glaube, die werden im Laufe des morgigen Tages in der Diskussion beantwortet werden. Danke.

## 2. Dezember

**Leitung: Paul Wiens/Horst Eckert**

Horst Eckert:

Wollen wir jetzt anfangen. Ich möchte Ihnen [aber] noch zwei Sachen sagen, bevor wir unsere Beratung fortsetzen. Das Erste ist: Wenn hier russisch gesprochen werden sollte,

---

<sup>56</sup> Peter Huchel erhielt am 21.4.1963 in Würdigung seines lyrischen Schaffens den Kunstpreis des Berliner Senats für Literatur, den Fontane-Preis. Siehe Einleitung, S. 10, 31; siehe auch S. 63, 147f. in diesem Dokument.

<sup>57</sup> Auslassung in der Tonbandabschrift.

<sup>58</sup> Fritz Kortner, österreichischer Schauspieler, Film- und Theaterregisseur der expressionistischen Schule, wirkte nach der Emigration (1937–1947) wieder in München und Berlin. Er wurde mehrmals geehrt. Von einer Auszeichnung mit dem Fontane-Preis ist allerdings nichts bekannt.

dann haben Sie auf Kanal 2 die deutsche Übertragung. Und sollte jemand in einer anderen Sprache sprechen außer Russisch oder Deutsch, dann würden wir die Dolmetscher bitten, direkt vom Pult her zu übertragen. Und dann möchte ich Ihnen noch mitteilen, wen es interessiert, morgen Abend, um 19 Uhr, ebenfalls hier, haben Sie Gelegenheit, mit einer Reihe unserer Schriftsteller zu sprechen, die in den letzten Wochen und Monaten in Westdeutschland waren, dort gelesen und gesprochen haben, so zum Beispiel mit Günter Kunert, mit Volker Braun, mit den beiden Kirschs<sup>59</sup> und anderen. Das ist morgen Abend um 19 Uhr hier.<sup>60</sup> Dann bitte ich jetzt den Genossen Ginsburg.

Lew Ginsburg (UdSSR):

Ich werde versuchen, deutsch zu sprechen.

Vor einer Woche war ich in Ungarn, in Budapest. Der Verband der ungarischen Schriftsteller hatte die Übersetzer und die Verleger aus den sozialistischen Staaten eingeladen, um Fragen der Übersetzung und der verlegerischen Tätigkeit zu besprechen. Die Übersetzer lieben es sehr, ihre übersetzerischen Probleme zu besprechen. Das ist überhaupt ein Lieblingsthema für Übersetzer, das Problem der Übersetzung. Aber diesmal hatte der Kongress in Ungarn, diese Besprechung, gar keinen akademischen Charakter. Wahrscheinlich ist die Zeit reif dazu, wichtigere Probleme zu besprechen, im Kreise der Freunde, im Kreise der sozialistischen Länder noch einmal zu versuchen, das zu begreifen, wie man übersetzt, wen man übersetzt und was man übersetzen soll. Wahrscheinlich sehen alle die Tatsache, dass heute nicht genügend [getan wird].

Die geistigen Grenzen müssen breiter sein. Unsere Kontakte müssen lebendiger sein. Die geistigen Rahmen, in denen unsere Literaturen existieren, müssen jeden Tag breiter werden, und wir müssen einander besser kennen lernen. Darüber hat man in Ungarn gesprochen. Darüber haben die polnischen Freunde, die ungarischen, die deutschen, die tschechischen Freunde gesprochen. Mein Eindruck ist, die Völker der sozialistischen Länder sind von einer Wissenssucht erfasst. Sie wollen einander nicht nur aus kritischen Artikeln kennen, sondern sie wollen die Literatur selbst lesen. Alle Erscheinungen der Literatur, und nicht nur die Namen der führenden Schriftsteller. Nicht nur die erprobten und hochgeehrten Namen der lebendigen Klassiker, auch die junge Literatur. Sie wollen ausführlich [etwas über] Divergenzen wissen, die sich in der Literatur entwickeln und nach denen man beurteilen kann, wie sich die Literatur entwickelt und nach welcher Richtung. Und darüber hat man dort gesprochen und damit waren wir alle einverstanden.

Dieses Bedürfnis zum besseren Kennen der Literatur und des Lebens natürlich, von diesem Bedürfnis sind die Völker erfasst, die Leser. Und natürlich müssen das auch die Schriftsteller kennen. Leider kennen wir Schriftsteller der sozialistischen Länder einander nicht genügend. Und mir scheint, dass die interessante und große Rede des Genossen Koch, die wir gestern gehört haben, sozusagen auch ein Vorschlag ist. Und überhaupt die ganze Versammlung, in der wir hier sitzen, aus allen europäischen sozialistischen Ländern, dient dazu, dass wir uns persönlich und literarisch besser kennen lernen.

Als Übersetzer möchte ich auch ein wenig über die neue Rolle der Übersetzer sagen. In dieser Situation spielt der Übersetzer eine neue Rolle. Er kann sich nicht nur darauf beschränken, die Bestellungen der Verleger zu erfüllen. Er [darf] nicht nur Spezialist für die

---

<sup>59</sup> Gemeint sind Rainer und Sarah Kirsch.

<sup>60</sup> Den dürftigen Hinweisen zufolge fand am folgenden Abend eine Lesung mit Christa Wolf und Hermann Kant statt. Weitere Teilnehmer sind nicht bekannt.

Sprache und für die Übersetzerkunst sein. Er muss ein leidenschaftlicher Propagandist seiner Literatur sein. Unter dem Wort „seiner“ verstehe ich die Literatur, die er übersetzt. Er muss diese Literatur voller Leidenschaft in sein Volk bringen, er muss den Weg für diese Literatur öffnen. Dadurch werden auf der Literaturliste weniger weiße Flecken sein. Ich muss sagen, dass man sich in unserem Land, in der Sowjetunion, mit der Übersetzung der besten Poeten beschäftigt, mit der deutschen Lyrik der Gegenwart. Mit der deutschen Klassik sind so große Namen verbunden wie Marschak<sup>61</sup>, der unlängst gestorben ist, einer der besten russischen Dichter. Wladimir [...] <sup>62</sup> hat den Becher übersetzt, und Nikolai [...] <sup>63</sup>, einer der besten Russenlyriker, hat viele Gedichte von Schiller übersetzt. Boris Pasternaks Übersetzung des „Faust“ ist ein Meisterwerk der vaterländischen Poesie geworden. Sehen Sie, ich habe hier eine Zeitschrift mitgebracht, die *Inostrannaja Literatura*, die letzte Nummer, wo ein großer Zyklus deutscher Lyrik veröffentlicht ist. <sup>64</sup> Ich bin sozusagen schon ein alter Übersetzer. Aber hier ist eine ganze Generation neuer Lyriker, die sich mit der neuen deutschen Lyrik beschäftigt. Und das zeigt ein großes Interesse. Das waren keine Bestellungen der Zeitschrift, die jungen Lyriker bringen selbst ihre Übersetzungen aus dem Deutschen in die Redaktion. So entstand diese Sammlung.

Das alles müssen wir bedenken, wenn wir über Kontakte, über gemeinsamen kulturellen Austausch sprechen. Unsere Praxis der Übersetzung der deutschen Literatur – [das ist] unser Grundsatz – verfolgt [das Ziel], dass die Völker einander besser kennen, dass sie in Frieden leben, dass sie [voneinander] besser wissen, wie sie leben.

Gestern hat Genosse Koch über zwei deutsche Literaturen, die in einer Sprache existieren, gesprochen. Aber in die russische Literatur kommen diese zwei Literaturen auf verschiedene Weise. Wie Kampfgenossen, Kampfgefährten, Kampfesbrüder kommen zu uns die Bücher der Schriftsteller der Deutschen Demokratischen Republik. Wir haben an dieser Literatur nicht nur ein wissenschaftliches Interesse. Jedes Buch, jedes Gedicht ist für uns eine Botschaft darüber, was man tut, wie man lebt, wie man kämpft in diesem Teil Deutschlands, in diesem Staat, in dieser Stadt, wo sich vor 20 Jahren Hitlers Reichskanzlei befand und wo man heute den Sozialismus baut. Außer ökonomischen, politischen, sozialen Verbindungen gibt es noch Verbindungen des Herzens. Und unsere Beziehungen zur Deutschen Demokratischen Republik sind Beziehungen des Herzens.

Ich darf hier etwas sagen, was mich persönlich betrifft. Wenn ich Becher übersetzt habe, wenn ich [Hermlin?] übersetzt habe, wenn ich mich mit [Hugo] Huppert beschäftige, wenn ich Paul Wiens übersetzt habe, wenn ich Fühmann übersetzt habe, dann war das sozusagen nicht nur Übersetzung, das war der Versuch, [...] meine Liebe zu diesen Schriftstellern auszudrücken und in russischer Sprache zu sagen, wie man hier lebt, wie man hier kämpft. Einmal habe ich einen Brief bekommen von einer Leserin aus dem Fernen Osten. Es war vor 12 Jahren. Sie schrieb mir: Ich wusste nichts von den Deutschen, und aus diesen Gedichten habe ich verstanden, was es für ein prachtvolles Volk ist. Und das war für mich die beste Freude und der beste Lohn für mein Handeln.

---

<sup>61</sup> Samuil Jakowlewitsch Marschak, ein russisch-jüdischer Lyriker und Dramaturg, stand der russischen Avantgarde nahe und begründete das moderne russische Kinder- und Jugendtheater. International bekannt wurden seine Verserzählungen für Kinder.

<sup>62</sup> Der Name in der Tonbandabschrift ließ sich nicht verifizieren.

<sup>63</sup> Der Name in der Tonbandabschrift ließ sich nicht verifizieren.

<sup>64</sup> *Inostrannaja Literatura* [Ausländische Literatur, Monatszeitschrift des sowjetischen Schriftstellerverbandes] 1964, H. 10, S. 4-10, bot Gedichte von Kuba, Kahlau, Walther, Bartsch, Wiens, Fühmann, Eva Strittmatter, Kunert und Volker Braun, eingeleitet und teils übersetzt von Lew Ginsburg.

Ich sprach jetzt nur über Lyrik, weil es mir mehr liegt, aber ich will auch etwas über Prosa sagen. Obwohl Sie es auch selbst gut genug wissen, wie bei uns Anna Seghers und Friedrich Wolf, Willi Bredel und die jüngsten Schriftsteller Dieter Noll und Christa Wolf bekannt und geliebt sind. Was die Literatur der Bundesrepublik betrifft, so wird sie bei uns auch übersetzt. Wir übersetzen die Literatur der deutschen Bundesrepublik, weil wir überzeugt sind, dass unsere Menschen den Weg des Lebens und die komplizierten Prozesse, die sich in Westdeutschland entwickeln, wissen müssen. Natürlich, in unserer Übersetzerpraxis mit Literatur der Bundesrepublik bauen wir fest auf die Ratschläge, die wir von unseren Kollegen aus der Deutschen Demokratischen Republik bekommen. Ihr seid die besten Kenner der beiden deutschen Literaturen, für uns sind Eure Meinungen sehr nützlich.

Wir sind überzeugt, dass Böll, Richter, Enzensberger, Koeppen nicht ausreichen, um ein wahrhaftes Bild der westdeutschen Literatur zu bekommen. Vor nicht langer Zeit, vor einem Jahr glaube ich, war im *Sonntag* und in anderen Zeitungen der DDR der Name Max von der Grün aufgetaucht. Man hat sich bei uns für seine neuen Bücher interessiert und jetzt wird ins Russische das Buch „Irrlicht und Feuer“ übersetzt.

Ich war mehrere Male in Westdeutschland. Ich habe auch die Taschenbücher gesehen, die Klassiker enthalten, die klassischen Ausgaben, und das ist sehr gut. Ich habe aber auch die Soldatenzeitung gelesen, ich habe auch andere Bücher, die von revanchistischem Gift durchdrungen sind, gesehen, und das regt mich sehr auf. Es gibt eine faschistische Literatur, die heute antifaschistisch aussieht, und es gibt eine faschistische Propaganda in Westdeutschland.

Ich werde Ihnen eine kleine Begegnung in Westdeutschland erzählen. Leider ist sie mit Literatur verbunden.

Voriges Jahr im Sommer war ich in München. Die Siemens-Stiftung (kennen Sie solch eine Stiftung für die Intelligenz des Siemens-Konzerns?) [organisierte] eine Vorlesung über repräsentative Demokratie, und ich war als sowjetischer Literat eingeladen. Der Vorsitzende in dieser Vorlesung war der Verleger Piper<sup>65</sup>, Piper-Verlag aus München.

Ich muss sagen, dass Piper sehr viele gute Bücher herausgibt. Und dieser Herr Piper hat uns eingeladen, und dort waren Intellektuelle, war ein hochgebildetes Publikum und ein Saal, wo man sich erfrischte, wo man Getränke bekam, man sich von dieser repräsentativen Demokratie erfrischte und die Lektüre las, die auf den Tischen lag. Und dort habe ich eine Zeitschrift *Magnum* gesehen<sup>66</sup>, sie war dem 1. Mai in Moskau gewidmet. Und dort waren Bilder, von westdeutschen Fotografen aufgenommen. Russen [...] am 1. Mai.

Wie waren diese Russen auf den Bildern dargestellt? Mit schmalen, asiatischen Augen, mit breiten Nasen, mit groben Händen. Und mit steilem Schädel. Ich habe mich an einen Goebbels-Film erinnert, der hieß: „Der Feldzug nach Osten“, wo unsere Soldaten als Gefangene aufgenommen waren, bevor sie in den Tod geschickt wurden. Und ich habe das Herrn Piper offen gesagt. Und er hat mir gesagt: Sehen Sie, das ist doch ein Scherz, ein Spaß, Sie sollten das nicht ernst nehmen.

---

<sup>65</sup> Der 1904 in München gegründete Piper Verlag edierte vor allem philosophische und Kunstliteratur. Von den Nationalsozialisten zur Trennung von einem jüdischen Teilhaber sowie zu wesentlichen Einschnitten in das Verlagsprogramm gezwungen, nahm das Haus nach 1946 avantgardistische Literatur und Kunst erneut ins Programm. Unter Klaus Piper wurde der Verlag in den sechziger Jahren zu einer Tribüne moderner Geisteswissenschaften und kritischer Publizistik.

<sup>66</sup> *Magnum. Die Zeitschrift für das moderne Leben*, gegründet 1954 in Wien, erschien ab 1957 und bis zum Einstellen 1966 in Köln im Verlag DuMont Schauberg. Sie machte sich wegen ihrer Fotopräsentationen einen Namen.



Wenn wir über die westdeutsche Literatur sprechen, wenn wir über Kontakte sprechen, [so] bin ich natürlich vollständig für diese Kontakte, und meine Meinung ist, dass wir noch mehr westdeutsche Literatur übersetzen sollen. Aber der Piper mit *Magnum* steht mir immer vor Augen. Und ich kann das nicht vergessen.

Noch ein paar Worte über Literatur. Wir sprechen über die moderne Literatur. Man muss sie übersetzen. Jetzt besteht großes Interesse für die Literatur des neuesten Modernismus, man spricht sehr viel über Kafka, über Joyce, über Proust. Meine Meinung ist, ich drücke meine persönliche Meinung aus, es ist noch wichtiger, die Urquellen der Literatur zu kennen. Wie kann man über Kafka sprechen, wenn man den Gogol nicht gelesen hat? Aber leider gibt es eine Gesamtausgabe von Gogol in vielen Ländern nicht. Ich habe mich mit der modernen Lyrik beschäftigt. Aber bevor ich die moderne Lyrik übersetzen werde, habe ich die Barocklyrik übersetzt. Ich bin dem Genossen Stefan Heym sehr dankbar, dass er mir diesen Ratschlag gab, dieser Lyrik Aufmerksamkeit zu schenken, und jetzt ist die Poesie des Dreißigjährigen Krieges in russischer Sprache erschienen. Ich will meinen Vortrag schließen und sagen, dass wir noch viel zu tun haben, um breiter und besser die gemeinsamen Literaturen der sozialistischen Länder, auch die Literatur Westdeutschlands und anderer Länder zu [verstehen].

Ich könnte damit schließen, aber ich will noch sagen, am 9. Mai des Jahres 1965 wird in Westdeutschland die Verfolgung der Naziverbrecher verjähren. In der Stadt München, wo unsere Kollegen Richter und Koeppen leben, wohnt eine Person meines neuen Buches, eine ausgedachte Person. Voriges Jahr fand in Krasnodar ein Prozess statt. Dort wurden SS-Schergen aus einem Sonderkommando gerichtet und erschossen. Und ihr Chef, ein Obersturmbannführer SS Christmann wohnt in dieser selben Stadt, wo Koeppen und Richter wohnen und umhergehen. Dieser Kurt Christmann hat persönlich 214 Kinder in der Stadt Jeisk, die an Knochentuberkulose litten, in den Gaswagen geschoben. Und wenn die westdeutsche Literatur dazu beitragen will, dass ein Kurt Christmann nicht Nachbar, im geographischen Sinne, solcher Schriftsteller wie Koeppen und Richter sein wird, dann werden wir diese Literatur freundschaftlich empfangen, je mehr sie dazu beibringt, mit desto größerer Freude. Danke.

Wolfgang Joho:

Ich möchte nur einige Bemerkungen machen, wirklich nur stichwortartige Bemerkungen zu einigen Dingen, die gestern unser polnischer Freund Naganowski gemacht hat [...], wobei es vielleicht nicht ganz ohne Polemik abgehen wird, aber das ist ja wünschenswert, wir wollen uns ja auseinandersetzen. – Ich bin kein Literaturtheoretiker, sondern in der Hauptsache Praktiker, und das bitte ich zu berücksichtigen, wenn die Bemerkungen nicht einen sehr wissenschaftlichen Charakter haben. In einem Punkt kommen sich unsere Meinungen, nämlich die Meinungen von unserem Freund Naganowski und meine Meinung, zunächst entgegen, was nämlich die DDR-Literatur betrifft. So bin auch ich der Meinung, dass sie sehr, sehr weit von dem entfernt ist, was wir uns wünschen. Trotz einiger guter Beispiele, die man nennen könnte, ich will sie gar nicht alle aufzählen, sie wurden oft genannt und sind durchaus keine vollendeten Kunstwerke, sondern haben ihre mehr oder minder starken Mängel. [...] Was die westdeutsche Literatur betrifft, so unterscheiden sich unsere Meinungen schon etwas stärker. Ich bin der Auffassung, dass vieles, was augenblicklich in Westdeutschland auf dem Gebiet der Epik – ich beschäftige mich im Augenblick nur mit der Epik, weil ich das andere weniger verfolgen kann aufgrund eigener Lektüre –, dass dort vieles überschätzt wird, dass sehr vieles, was von dort kommt, ich möchte einmal sagen,

dritter Aufguss dessen ist, was in den sogenannten Goldenen zwanziger Jahren modern war, ohne dass sich die Autoren dessen immer bewusst sind. Vieles ist auch formal gut gemacht, ich möchte sagen, etwas überspitzt vielleicht: eine zweitklassige Ware in einer guten Verpackung. Vieles ist auch Kraftmeierei und eine gewisse Originalitätssucht, die sich allerdings verbindet mit großen Begabungen. Aber diese Begabungen, beispielsweise Grass, werden meiner Auffassung nach nicht richtig genützt.

Aber ich möchte nicht über die westdeutsche Literatur reden, sondern über die unsrige und die Differenzen, die es in den Meinungen gibt zwischen dem Genossen Naganowski und [...] meiner persönlichen Meinung. Er sagt, so habe ich ihn wenigstens verstanden, in der Tatsache, dass unsere Schriftsteller die – so sagte er, glaube ich, wörtlich – „Ahnherren der modernen Prosa“ nicht kennen (die Namen sind bekannt, sie werden ununterbrochen genannt: Kafka, Proust, Musil, Joyce usw.; er nannte auch noch Rilke in diesem Zusammenhang, was mich etwas verblüffte), in der Tatsache, dass die Schriftsteller bei uns diese „Ahnherren“ heute nicht kennen, liegt eine der Ursachen für unsere Enge, die also ästhetische Grundlagen [hat]. Das sei eine der Ursachen für die zu geringe Qualität unserer Literatur. Nun, dazu ist einiges zu sagen.

Es gibt ja nicht nur diese Schriftsteller, es gibt zumindest zwei ältere Generationen. Ich möchte sie einmal umschreiben [als] eine ältere, die den Ersten Weltkrieg schon bewusst erlebt hat, und die zweite, die auch schon eine ältere ist, die etwa vor der Zeit des Zweiten Weltkrieges geboren wurde, die also die Zeit der Weimarer Republik bewusst erlebt hat. Diese beiden Generationen von Schriftstellern, die heute größtenteils noch leben und wirksam sind, hatten ja die Möglichkeit, soweit sie sich interessierten und über Bildung verfügten, also den „Ulysses“ zu lesen von Joyce, die sogenannte „Verlorene Zeit“ von Proust, den „Mann ohne Eigenschaften“ von Musil zu lesen, das „Schloss“ und den „Prozess“ von Kafka zu lesen, ja, und sie haben es ja auch getan. Sie haben sich damit auseinandergesetzt und sind durch diese Epoche hindurchgegangen. Und mir geht es genauso, ich habe die Sachen gelesen, das sind für mich keine Böhmischen Dörfer. Diese Schriftsteller sind begabte Schriftsteller, interessante Schriftsteller, und drücken ihre Zeit und ihre eigenen Umstände sehr charakteristisch aus. Aber sollte es nicht zu denken geben, dass die Mehrzahl der Schriftsteller der älteren Generation, die sich mit ihren Ahnvätern, wie es immer wieder heißt, auseinandergesetzt haben, im Grunde nicht [auf deren] Werk basieren? Nehmen Sie Zweig, nehmen Sie Anna Seghers, nehmen Sie Brecht, sie fußten ja nicht auf ... (ich will sie nicht immer wieder nennen, das ist schon bald eine Runterbeterei).

Es sind auch Schriftsteller von Weltgeltung, die ich genannt habe, [und sie hatten] durchaus nicht diese Ahnherren. Und was nun die Jüngeren betrifft, so bin ich der Überzeugung (aber das kann man natürlich nicht beweisen), dass die Anziehungskraft von Joyces „Ulysses“ usw. auf unsere jüngeren Schriftsteller, weil sie die lesen können, weil die in unserer Bibliothek stehen, gar nicht so ungeheuerlich befruchtend wäre, wie es anscheinend geglaubt wird. Ich könnte mir sehr viel mehr denken, dass so mancher unserer jungen Schriftsteller, ich hab da auch Beweise dafür, den „Ulysses“, wenn nicht auf Seite 20, so auf Seite 50 beiseitelegen und sagen würde, ach Gott, da habe ich mir etwas ganz anderes drunter vorgestellt. Solche Erfahrungen haben wir mit Schriftstellern gemacht, die bei uns verlegt wurden. Ich halte es für völlig falsch, dass man diese Schriftsteller nicht bei uns herausbringt, ich halte es für völlig falsch und für lächerlich. Denn unser Staat würde keine Gefahr laufen, und die armen Seelen unserer Schriftsteller würden nicht in die Hölle geraten, wenn sie sich mit diesen „Ahnv Vätern“ auseinandersetzen könnten, wobei ich persönlich glaube, dass die Befruchtung, die dadurch für unsere Literatur entstünde (ich spreche jetzt immer noch von der Epik, die

Genannten sind ja auch alles epische Schriftsteller), nicht so ungeheuer groß wäre. Aber es käme auf das Experiment an, und ich würde wünschen, man würde das Experiment wagen. Es ist eine bekannte Tatsache, dass immer das, was man nicht kennt, ungeheure Dimensionen anzunehmen pflegt. Und wenn man es besichtigen und befühlen kann, dann erweist es sich auch [als etwas] wie jedes andere. Das haben wir einmal vor vielen Jahren erlebt, als wir zuerst Hemingway herausbrachten. Da kamen dann viele Junge an und sagten: Ach, das ist nun Hemingway? Sie hatten sich irgendwie etwas ganz anderes darunter vorgestellt.

Im Grunde genommen wiederholt sich in unserem Gespräch immer die gleiche Situation. Es war im vorigen Jahr auf der [Schriftstellertagung] in Leningrad dasselbe. Man machte uns den Vorwurf, unmodern zu sein, den Vorwurf auch des engeren Dogmatismus, wegen dieser berühmten Ahnherren. Und nun möchte ich einmal eine Gegenfrage stellen: Wer ist denn eigentlich eng und dogmatisch? Ich meine doch, diejenigen eher, die einfach erklären: „Die Ahnherren – ich gebrauche immer wieder diesen Ausdruck, weil er hier gebraucht wurde, so schön ist er nun wieder gar nicht – die Ahnherren sind ...“ usw. usw. Als ob es da ein gewisses Ahnherrenmonopol gäbe. Nun ist es ja anders, als in der Natur, da kann man sich seine Eltern nicht wählen, da wird man eben geboren. Aber der Schriftsteller kann sich ja seine Vorbilder, die Möglichkeit hat er, wählen. Und wie ist es nun eigentlich? Gibt es nicht eine andere Ahnenreihe, bis in unsere jüngste Zeit hinein fortgesetzt, auf der der zeitgenössische Roman auch fußt? Eine Reihe, ich nenne jetzt nur einmal die russische Reihe, man könnte ihr auch eine englische, französische entgegensetzen, die von Tolstoi über Gorki, [... und] [Leonid Maximowitsch] Leonow geht. Gibt es das nicht auch? Man könnte auch Beispiele aus der anderen großen europäischen Literatur nennen, und auch in der amerikanischen gibt es diese Traditionsreihe. Ist denn diese Ahnenreihe kein Fundament, auf dem sich bis heute bauen lässt und auf dem tatsächlich in unserer großen epischen Literatur gebaut wird? Ich habe mir einmal überlegt, welche großen Romane und welche großen Romanautoren in verschiedenen, ich nenne nur jetzt mal die sozialistischen, Ländern existieren und worauf sie wohl fußen. Wenn ich also bei den Polen schon anfangen: [Jaroslaw] Iwaszkiewicz „Ruhm und Ehre“, oder [Jerzy] Andrzejewski mit „Asche und Diamant“, oder wenn ich in Jugoslawien [Ivo] Andrić nehme, und in Ungarn die [Agnes] Gergely oder in Rumänien die Zaharia Stancu oder in der DDR die Anna Seghers ..., ich wollte nur Beispiele nennen. So verschiedenartig die Schriftsteller alle sind, so ist ihnen doch eines gemein, dass sie ja Schriftsteller von Rang und Namen sind, sehr verschieden von Temperament, aber doch von Rang und Namen. Und da frag ich mich nur: Wo sind denn ihre Ahnherren? Man kann sie selbst nicht fragen, aber man kann [die Antwort] dem Werk entnehmen. Ich glaube, die meisten von ihnen haben sich beschäftigt mit Kafka usw., aber in ihrem Werk kommt nicht zum Ausdruck, dass dies ihre Ahnherren sind. Sie setzen doch die große realistische Tradition, Tolstoi usw., fort. Und sind sie etwa veraltet? Sind sie etwa unmodern? Der Ausdruck „modern“ wird ja immer so benutzt, als ob es in der Literatur so etwas gäbe, wie bei der Mode, der Schuhmode: einmal spitz, einmal rund vorne, dann wieder spitz, „der letzte Schrei“. So hat man manchmal den Eindruck, ach [modern], das ist der „allerletzte [Schrei]“. Aber das hat man vor 25 Jahren auch schon gehabt. [...] <sup>67</sup> Unser Freund Naganowski hat nun als Ursache gewissermaßen für die mangelnde interessante Seite und Qualität unserer DDR-Literatur gerade das genommen, dass wir diese Ahnenreihe vernachlässigt haben bzw. dass sie bei uns unbekannt ist. Es würde viel zu weit führen, wollte ich nun versuchen, zu sagen, was ich als interessant ansehe, es wäre auch

<sup>67</sup> Eine Passage von zwei bis drei Sätzen ist unverständlich und nicht rekonstruierbar.

ganz unwichtig, was so ein Junger da für interessant hält, worin ich die Ursache sehe für das nicht genügend hohe Niveau unserer Literatur. Ich würde aber, um es nur anzudeuten, [sagen], das liegt daran, dass sich tatsächlich viele unserer Schriftsteller mit den Vorbildern der großen Literatur viel zu wenig beschäftigt haben, und da meine ich nicht Joyce oder Proust oder Kafka oder Musil, sondern eben die großen Realisten. Ich habe oft den Eindruck, wenn ich eine Erzählung lese, dieser Autor meint es ja ganz gut, aber er hat niemals in seinem Leben Kokoschka gelesen, ganz zu schweigen von Tolstois „Leinwandmesser“ oder „Krieg und Frieden“. Da habe ich den Eindruck, daran liegt es, dass sie sich überhaupt keine Maßstäbe setzen und dadurch auch nicht weiterkommen. Daran, und nicht daran, dass ihnen Proust und Kafka vorenthalten werden. Die ich Ihnen auf keinen Fall vorenthalten würde, wenn ich der Oberste hier wäre, der das alles zu sagen hat. [...] Und zum Zweiten noch (es würde zu weit führen, das im Einzelnen auszuführen): Es liegt auch daran, dass eben vieles, im Gegensatz zu früher, halb vollendet aus der Hand gegeben wird von den Schriftstellern. Es wird also gewissermaßen frisch aus der Schreibmaschine kommend herausgebracht. Das sind alles bedenkenswerte Ursachen. Aber man soll das nicht verschieben. Die Ursachen liegen nicht auf dem Gebiet, dass diese Ahnväter vernachlässigt werden.

Was ich sagen wollte, ist nur dies: Die Ahnenreihe der großen Realisten des 19. und 20. Jahrhunderts erweist sich meiner Meinung nach als ein tragfähiges Fundament für unsere Literatur auch fernerhin und ist durchaus in ihren Möglichkeiten noch nicht ausgeschöpft. Und wenn man sagt, der realistische Roman ist tot, so stimmt das einfach nicht. Es ist erwiesen, dass er lebt, und er wird weiterleben, auch wenn die sogenannte Moderne längst unmodern geworden ist. Und mit diesem durchaus altväterlich unmodernen Bekenntnis möchte ich meine kurzen Bemerkungen schließen.

Fatech Nijasi (UdSSR):

Genossen, ich komme aus dem Lande, in dem sich die hohen Berge des Pamir erheben, wo der Pik Lenin in den Himmel emporragt, ebenso der Pik Thälmann und der Pik Wilhelm Pieck. Und aus dem Lande, von dem seinerzeit Goethe und Heine sprachen, und dessen große Dichter die deutschen Klassiker hoch würdigten. Die Werke [unserer Dichter] waren erstmalig in Europa hier in Deutschland übersetzt worden. Und diese Traditionen, Genossen, haben sich bis in unsere Tage erhalten.

Die Tadschiken haben eine hohe Achtung vor der deutschen Literatur und lesen sie mit großem Interesse. Besonders in den letzten Jahren, da die junge Literatur der DDR eine Reihe hervorragender Werke geschaffen hat, begannen unsere Leser, sie mit großem Interesse zu lesen. Ich möchte hier neben vielen anderen Fakten über [...] ein Werk der verehrten Anna Seghers, „Das Siebte Kreuz“, sprechen. Unsere Gesamtbevölkerung zählt nur etwa dreieinhalb Millionen. Dieses Werk aber wurde bei uns in 7000 Exemplaren verlegt und war innerhalb von drei Monaten vergriffen. Ich wollte jemandem dieses Werk von Anna Seghers zum Geschenk machen, konnte es aber nirgends beschaffen, denn es war nur noch in den Bibliotheken zu finden. Das zeigt, dass die deutsche Literatur heute bei uns in Tadschikistan großes Interesse findet. Ich kann kühn sagen, dass auch bei unseren Nachbarn in Usbekistan, in Turkmenien, Kirgisien und Kasachstan Interesse an dieser Literatur besteht. Obgleich die Literatur der DDR noch jung ist, hat sie viel getan, um [...] den neuen Menschen im sozialistischen Deutschland zu zeigen und zu popularisieren. Mir ist es sehr angenehm, hier in Berlin zu sein. Zurzeit beschäftigt man sich in der DDR mit dem Übersetzen tadschikischer Literatur. Als wir vorgestern den Verlag besuchten, sagte man mir, bald werde ein klassisches Werk unseres Begründers der Sowjetliteratur in Tadschikistan,

[...] <sup>68</sup> [erscheinen]. Das ist sehr angenehm. Zuvor sind schon Erzählungen von Rachim Dshalil (es werden noch einige Namen aufgezählt, die aber wegen der ungewohnten Aussprache des Russischen nicht zu verstehen waren – d[er] Üb[ersetzer]), ebenso tadschikische Märchen usw. [übersetzt worden]. Ich sagte meinerseits, man werde bis zum Jahr 1970 eine Reihe neuer Werke übersetzen, die in diesem Jahr und in den kommenden Jahren in russischer Sprache erscheinen werden und die man [dann] hier übersetzen wird. [...] Bei uns in Tadschikistan bestehen die Voraussetzungen, die Literatur auch direkt aus der deutschen Sprache zu übersetzen, weil bei uns an allen Schulen diese Sprache gelehrt wird. Besonders aber an den Fakultäten für Literatur bilden wir Übersetzer aus, die in der Lage sind, deutsche Originale zu übersetzen. Wir haben die Bitte, dass uns die Schriftsteller und die Verlage der DDR dabei helfen. Außerdem habe ich den Wunsch, dass mit unseren Schriftstellern ein persönlicher Kontakt hergestellt wird, ebenso Kontakte mit den Verlagen, denn das wird uns eine bessere Möglichkeit geben, gerade jene Werke bei uns herauszubringen, die bei Ihnen sehr beliebt sind oder auch unseren Lesern Nutzen bringen können. Zum Schluss meiner kurzen Ausführungen, Genossen, möchte ich unseren deutschen Freunden danken und sie [einladen, zu uns zu kommen], um zu sehen, womit sich die Nachkommen unserer großen Dichter beschäftigen, die Erben des großen Avesta <sup>69</sup>, und wie bei uns die Literatur unserer Freunde aus der DDR studiert wird. Ich danke Ihnen.

Alexandru I. Stefanescu (SR Rumänien):

Leider muss ich rumänisch sprechen, denn mein Deutsch ist sehr schlecht: Sowohl die Initiative der deutschen Kollegen als auch der äußerst scharfe Geist der Debatten, der keinen hier loslässt, sind für mich und meine rumänischen Kollegen eine wertvolle Gelegenheit für eine bessere Kenntnis der Probleme, die heute auf der ganzen Welt, auf dem ganzen Globus die literarischen Kreise bewegen. Ich sage ausdrücklich: literarischen Kreise, weil meiner eigenen rein persönlichen Meinung nach unser Kolloquium eine Arbeitssitzung ist, eine Sitzung der schriftstellerischen Richtung, wenn ich diesen Ausdruck überhaupt gebrauchen kann. Wir befinden uns also unter Schriftstellern.

Oder [besser gesagt]: kommunistischen Schriftstellern aus sozialistischen Ländern. Nicht aus allen, leider. Dennoch befinden wir uns vor allem unter Schriftstellern. Und die Fragen, die hier debattiert werden, sind in erster Linie künstlerische Fragen, ohne dass wir dabei den politischen Aspekt ausblenden wollen. Unter diesem Aspekt kann man sagen, dass das Referat von Prof. Koch beherrscht war vor allen Dingen von der politischen Problematik. Natürlich wesentlich, natürlich durchaus notwendig. Aber [es bewegte sich um] das spezifische Problem herum, was doch im Grunde genommen ein rein künstlerisch-literarisches Problem war. Gleichzeitig meine ich, ohne mit irgendeinem der Sprecher hier polemisieren zu wollen, dass einige Diskussionsbeiträge anscheinend einem etwas engen professionellen Geist entsprangen, einem begrenzten, etwas schwächlichen. Die Frage zum Beispiel, ob wir Joyce in Hunderttausenden Exemplaren veröffentlichen sollen, oder warum der oder jener Schriftsteller nicht nach Schweden gefahren ist, diese Beispiele sind nicht gerade ..., ich bitte um Entschuldigung, aber das [ist es nicht, was] mich interessiert. Die deutschen Schriftsteller aus der Deutschen Demokratischen Republik haben viel schwierigere, viel tragischere Probleme, und die interessieren nicht nur das Sozialistische System, sondern die ganze Welt. Das sind Fragen, wo uns nicht verziehen wird, wenn wir sie unterschät-

<sup>68</sup> Name unverständlich.

<sup>69</sup> Avesta – vorchristliches, altiranisch-religiöses Hymnen- und Gesetzbuch.

zen. Die Bedingungen, unter welchen unsere deutschen Kollegen arbeiten, sind besonders schwer, und sie erfordern eine äußerst aufmerksame, heimlich-artistische, cholerische Betrachtung. Die herzlichen Worte von Anna Seghers, das äußerst interessante Referat von Prof. Dr. Koch sowie die anderen Beiträge der anderen Kollegen im schriftstellerischen Sinne haben auf mich und meine rumänischen Kollegen den besten Eindruck hinterlassen. Ich werde mich nur auf einige Sachen, auf zwei, drei Dinge beschränken.

Zum Beispiel, die Unterscheidung der Literaturen, die zwischen beiden deutschen Staaten gemacht wurde. Natürlich gibt es gemeinsame Züge in den beiden deutschen Literaturen. Und nicht nur die Sprache allein ist da etwas Gemeinsames, sondern auch der Stil, die künstlerische, nationale Tradition, sogar und insbesondere der Geist dieses 20. Jahrhunderts, des 7. Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts, dieses Jahrhunderts, das ja in Wirklichkeit das Weltjahrhundert ist. Denken wir doch nur an die alten Kulturen, die in den allgemeinen Kreislauf der Menschheit eindringen, wie zum Beispiel die chinesische Literatur, denken wir zum Beispiel an die befreiten Völker, vom Kolonialismus befreiten Völker. Denken wir auch an die Tatsache, dass auf dem ganzen Erdball ein junger japanischer Athlet die olympische Flamme entzündete.

Gleichzeitig können wir die Frage stellen: Gibt es denn grundsätzliche Unterschiede zwischen diesen beiden Literaturen? Natürlich gibt es diese, aber [ich verzichte jetzt darauf], diese Unterschiede aufzuzeigen. Meine Meinung ist die, dass [nur] durch eine ununterbrochene Analyse [erkennbar wird], was weiterhin gemeinsam bleibt in diesen beiden Literaturen und was diese beiden Literaturen unterscheidet. Wenn man eine genaue Übersicht darüber führt, [wird deutlich], dass das dialektische, äußerst komplizierte [Dinge sind].

Die Entwicklung der deutschen Literatur ist im Grunde genommen doch Teil eines weit ausgreifenden Prozesses, der Entwicklung der Weltliteratur nämlich. Natürlich, trotz der netten Einladung von Prof. Koch würde nicht ein Einziger von uns sich wagen, den deutschen Kollegen Ratschläge zu geben. In jedem einzelnen sozialistischen Land ist die Führung der Angelegenheit eine Sache des betreffenden Landes selbst und der Partei, die dieses Land geboren hat und [der dessen] Geschick übergeben wurde. Die Schriftsteller der Deutschen Demokratischen Republik sind die Einzigen, die, geleitet von ihrer Partei, die konkrete Situation kennen und die Entwicklungsrichtungen ihrer Literatur bestimmen können. Ich könnte höchstens sagen, mit allem Subjektivismus, wie die Dinge in meinem eigenen Lande aussehen. Bei uns zum Beispiel heute ist sozialistisch-realistische Literatur zunächst einmal sowjetische Literatur. Diese Literatur erfreut sich weiterhin eines großen Prestiges und großer Lesefreudigkeit sowohl unter den Lesern als auch unter den Schriftstellern. Wir lieben und respektieren die Literatur aus den Ländern des gesamten sozialistischen Lagers sowie auch die Literatur der Kommunisten aus der ganzen Welt. Wir verschließen aber auch nicht die Augen vor den Schwächen dieser Schriftsteller. Früher hatten wir die Augen geschlossen, und das war nicht gut so. Man kann nicht irgendjemanden lieben, alsdann nur, wenn man ihn kritisieren kann. Dieses Sprichwort ist nicht frivol, nur scheinbar. Gleichzeitig haben wir mit Überlegung und maßvoll unsere Grenzen für die gute Literatur aus der übrigen Welt geöffnet. Wir bezeichnen mit guter Literatur diejenige Literatur, die mit Authentizität und mit künstlerischer Kraft für das Geschick des Menschen und für das Geschick der Welt [eintritt]. Thomas Mann, Camus, [Tristan] Tzara, Kafka, Eugene O'Neill, [Giorgos] Seferis [...] <sup>70</sup>, alle diese Schriftsteller werden heute veröffentlicht und dem rumänischen Publikum vorgelegt.

---

<sup>70</sup> Einige Namen bleiben unverständlich.

Wie aber werden sie dem rumänischen Lesepublikum vorgelegt? Mit einem kritischen Apparat. Nicht mit einer Kritik, die sie zerstört. Joyce ist noch nicht übersetzt worden, aber das geht auf die äußerst großen Schwierigkeiten zurück, die ein solches Unternehmen mit sich bringt. Unsere polnischen Kollegen kennen einige von diesen Schwierigkeiten. [Zugleich können wir, ebenso wenig] wie Kollege Joho, das Fehlen dieser Übersetzung als einen Angriff und als ein Verbrechen gegenüber unserem Volk bezeichnen. [...] Es ist nicht ganz sicher, ob Joyce als ein großes Genie in Rumänien [anerkannt] wird. Die Geschichte hat uns nämlich gelehrt, vorsichtig zu sein. Und nicht nur in den letzten 20 Jahren, sondern – gerade für unser Volk – in den letzten 2000 Jahren. Es gab da einen Terminus, und zwar Kriegskommunismus. Nach dem Kriege – Nachkriegskommunismus. Dieser Kommunismus ist per Definition also ein vorübergehender Kommunismus. Ich habe die ganz persönliche Meinung oder den Eindruck, dass auch in der Kunst der sozialistischen Länder die Zeit dieser Nachkriegskunst nun vergangen ist, vorbei ist. Jetzt brauchen wir eine kommunistische Kunst, aber mit ganz großen, geöffneten Augen für die gesamte Welt, den ganzen Globus. Um nicht eine einzige Eroberung oder Errungenschaft von hohem künstlerischen Niveau zu übersehen. [...] Ich persönlich bin ein großer Bewunderer Kafkas, aber ich liebe genauso, vielleicht noch mehr, Thomas Mann. Joyce gefällt mir nicht, ich mag ihn nicht. Aber das macht nichts.

Ohne die Augen zu verschließen gegenüber den Dingen, die in der Welt geschehen, entwickelt die heutige rumänische Literatur die gesunden nationalen Traditionen und bildet eine spezifisch sozialistische Literatur heraus, um beizutragen zum allgemeinen Fortschritt in der Weltkunst. [...]

Mir erschien eine Behauptung, die hier gehört wurde, merkwürdig, aber vielleicht habe ich das auch nicht ganz richtig verstanden. Ja, dass der Skeptizismus irgendwie eine Aufgabe des Schriftstellers sei. Diese Bezeichnungen Skeptizismus und Kritizismus wurden wechselweise gebraucht.

Ich glaube, dass der Skeptizismus im ganz präzisen Sinne des Wortes eine Plage, eine richtige Qual für jeden Schriftsteller ist. Woher auch dieser Schriftsteller stammt, es geht, ich glaube, darum, die Unzulänglichkeiten in der Gesellschaft und gleichzeitig die bittere, verzweifelte Kritik [aufzuzeichnen]. Das ist eine Ehrenpflicht für jeden Schriftsteller, für alle Schriftsteller, aus allen Ländern der Welt. Was mich selbst betrifft, Skeptizismus, ja, er ist zu bedauern. Es handelt sich hier [eher] um einen etwas allgemeinen Nihilismus. Mir erscheint er sogar ablehnenswert. [...] Ich hasse die [geistlose] Literatur, sozusagen die Schundliteratur, rassistische Literatur, militaristische Literatur usw. Von diesem Gesichtspunkt aus ist das Referat von Prof. Koch besonders überzeugend gewesen. Und seine Prozentzahlen von 5 und 95, die er genannt hat – ich habe den Eindruck und ich weiß nicht, wer da wem was ins Ohr geflüstert hatte, aber [ich habe den Eindruck] – dass diese Zahlen durchaus real sind. Und gegen dieses Gift tun wir Schriftsteller leider viel zu wenig noch.

Manchmal schreiben wir sehr hübsche Theaterstücke, lachen über [das schlichte Gemüt] der Leser, die diese Schundliteratur, diese geistige Schundliteratur lesen, eine Literatur des Absurden und der Schablone. Das ist natürlich nicht schlecht, aber wir vergessen vollkommen, den Fabrikanten und Herstellern dieser Schundliteratur ins Gesicht zu schlagen, und vermeiden es, sie mit der Peitsche aus dem Tempel zu treiben wie Jesus die Händler.

Noch ein Wort. Wir haben in unserem Land eine Zeitschrift. Diese Zeitschrift heißt: „Das 20. Jahrhundert“. Es ist eine Monatszeitschrift von ungefähr 500 Seiten. Sie erscheint seit einigen Jahren. [...] Diese Zeitschrift hat großen Erfolg in unserem Land. Und gleichzeitig

gibt uns diese Zeitschrift die Möglichkeit, solche Arbeiten zu übersetzen und zu drucken, die wir über Verlage schwerer herausbringen können. Vor allen Dingen, weil sie einfach nicht gekauft würden. Ich glaube, dass eine solche Erfahrung untersucht werden könnte auch von anderen, vor allen Dingen auch von unseren deutschen Kollegen, von denen ich übrigens gehört habe, dass sie nur eine oder zwei Zeitschriften haben, und das in einem Land mit 18 Millionen Einwohnern. Das erscheint uns Rumänen ein bisschen seltsam. Wir haben den Schriftstellerverband. Allein der Schriftstellerverband veröffentlicht 12 Zeitschriften. Sie sind vielleicht nicht so gut, aber jedenfalls helfen sie bei der Entwicklung der Literatur und insbesondere bei der Entdeckung neuer Talente unter jungen Schriftstellern, die tatsächlich immer wieder die sicherste Garantie sind des Fortschritts einer Literatur. Ich glaube, ich habe viel zu viel hier gesprochen, aber ich schließe damit, dass ich den deutschen Kollegen viel Erfolg in ihrem Schaffen wünsche, und in ihrem Kolloquium, das im nächsten Jahre stattfinden wird.

Horst Eckert:

Herzlichen Dank. – Ich würde vorschlagen, dass wir jetzt eine Pause von 15 Minuten machen. Wir bekommen zwar den Kaffee hier herein, und nach der Pause möchte ich bitten, dass Dr. Hochmuth spricht und anschließend Genosse Walter Neubert<sup>71</sup>. Und ich bitte auch andere, die nach der Pause das Wort ergreifen möchten, es uns zu sagen.

Arno Hochmuth<sup>72</sup>:

Sagen wir einmal über den Keller, das Kellergeschoss der westdeutschen Literatur, ein Stichwort noch: Heftliteratur. Ich glaube, auch darüber ist sehr viel bekannt, und da brauchte man nicht noch zusätzlich zu sprechen. Aber mein Eindruck ist der und gilt auch selbstkritisch für uns in der DDR, dass zwischen dieser Literatur an der Spitze – ich sage bewusst des westdeutschen Literaturangebots, nicht der westdeutschen Literatur, weil ich da himmelweite Wände sehe – und diesen Heften ja drei bis fünf Stockwerke liegen. Wir dürfen nicht die Augen [davor] verschließen, dass die vielen westdeutschen Leser, die eben nicht an die ehrenwerten Namen herankommen, auf der anderen Seite [keine] Heftleser sind. Das ist tatsächlich nicht so. Ein großer Teil, vermutlich der größte Teil der westdeutschen Leserschaft, liest ja weder diese üblen Hefte für 30 bis 70 Pfennig, noch Böll, Grass, Walser, [Thomas] Valentin, sondern liest (und das ist bei uns auch in der DDR so, und ich habe den Eindruck, [auch] in einigen [Ländern] unserer sozialistischen Freunde) dieses Riesenwischengeschoss der seriösen, gut gemachten und gut aufgemachten Unterhaltungsliteratur. Und ich glaube, es hat hier wenig Zweck, wenn ich da allgemein viel statistisch darüber reden würde. Vor vier Wochen hat der Genosse Koch im *Neuen Deutschland* viel zu spät, aber endlich einmal diese Liste, eine Vergleichsliste dieser Bestseller in beiden deutschen Staaten aufgeführt mit genauen Verlagsangaben und Auflageziffern.<sup>73</sup> Es kann jeder nachlesen, damit darf man niemand langweilen. Aber ich möchte aus dieser Liste ein Buch herausgreifen, das im allgemeinen westdeutschen Sprachgebrauch zur sehr seriösen Literatur rechnet, mit zu den Bestsellern zählt, heute schon zwölf Jahre alt ist, inzwischen eine Auflageziffer von 700 000 erreicht hat, in den USA noch weitere 800 000, andere west-

<sup>71</sup> Gemeint ist vermutlich Werner Neubert, Journalist, Dozent am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, Mitarbeiter im ZK-Apparat. Doch ein Neubert ist in der Tonbandabschrift nicht ausgewiesen.

<sup>72</sup> Ob im Folgenden der Anfang des Vortrages richtig erfasst ist, konnte nicht geklärt werden.

<sup>73</sup> Siehe Hans Koch, Literatur und Volk. Gedanken zur Woche des Buches in der DDR, in: *Neues Deutschland*, Beilage Nr. 45, 7.11.1964.



europäische Zahlen sind mir nicht bekannt. Ich meine Peter Bamm: „Die unsichtbare Flagge“.<sup>74</sup> Das ist der Lebensbericht eines Chirurgen, der als Arzt in der faschistischen Wehrmacht in der Sowjetunion im Kriege tätig war und im Jahre 1952 – sehr interessant, alles andere als kitschig, lebhaft, gut gemacht – diese Erinnerungen an den Krieg von der faschistischen Seite her darlegte. Ich will weiter nichts sprechen, sondern um wirklich dokumentarisch zu bleiben, mit einigen Zitaten aufwarten, will nicht so sehr über das Buch [sprechen], sondern das Buch sprechen lassen.

Peter Bamm: „Die unsichtbare Flagge“. – Damit ist symbolisch die Flagge des Roten Kreuzes gemeint und offensichtlich, das muss man vielleicht auch noch unterstellen, war sich Bamm seiner Funktion als Heilender von Kriegswunden auch noch ganz subjektiv ehrlich bewusst, aber die Gesamttenenz des Buches bitte ich aus folgenden Stellen, die nicht willkürlich aus 200 Seiten zusammengesucht sind, herauszunehmen, die ich nur der Kürze wegen auf wenige Stellen reduzieren möchte. Wenn er Soldaten charakterisiert, so heißt es so – ich zitiere: „Der Kommandeur der Brückenkolonne war ein alter Freund von uns, Hauptmann Stubbe, ein Pionier des Ersten Weltkrieges aus Pirna an der Elbe. Er war eine alte Kriegsgurgel (das ist ja kaum zu übersetzen). Er fühlte sich wohl im Krieg, weil er hier Gebrauch machen konnte von einigen hervorragenden männlichen Tugenden, die die Götter ihm in die Wiege gelegt hatten, für die er aber in seiner Papierfabrik in Pirna keine Verwendung hatte.“<sup>75</sup> Im Jahre 1942, die Situation des okkupierten sowjetischen Landes. „Alle paar Tage – Zitat wieder – alle paar Tage hielten wir auf den Steinstufen vor dem Portal der Kirche eine Volksversammlung ab, auf der die Bauern ihre Wünsche und Beschwerden vorbrachten. Auch Rechtsfälle wurden uns auf dieser Versammlung zur Entscheidung vorgelegt. Eine Frau war ins Dorf zurückgekehrt, um ihr Haus wieder in Besitz zu nehmen. Ihr Mann war von der russischen Staatspolizei verhaftet und ohne Gerichtsverhandlung und ohne Urteil erschossen worden. Das Haus war beschlagnahmt worden. Ein Bauer hatte das Haus gekauft und darauf hundert Rubel angezahlt. Wir erklärten zunächst die Erschießung ohne Urteil und die Beschlagnahme für ungesetzlich. Der Anspruch der Witwe auf das Haus bestehe zu Recht. Die Volksversammlung murmelte Beifall. Der Bauer, der das Haus unterdessen gekauft hatte, machte geltend, dass er in gutem Glauben gehandelt habe. Das war richtig. Große Verlegenheit. Was soll geschehen? Die Bauern sahen mich gespannt an. Ich sah Gehrman an. Ich sah, wie ihm ein Gedanke aufblitzte. Er griff in die Tasche, entnahm ihr einen Hundertmarkschein, überreichte ihn dem Bauern und sagte: ‚Das zahlt die Kompaniekasse.‘ Alles lachte. Die Gerechtigkeit war gerettet. Wir gingen dazu über, die Kühe als Eigentum an die Bauern zu verteilen. Auch das war ein Erfolg. Ich sehe noch eine alte Bäuerin vor mir. Ihr Gesicht war von Wind und Sonne zu Leder geegerbt und von tausend Runzeln durchzogen. Sicher hatte sie die siebzig erreicht. An ihrem Rock waren noch Spuren jener alten Stickereien zu sehen, welche einmal zur farbenfrohen Tracht dieses schönen Landes gehört hatten. In ihrem Herzen mochte sie wohl ebenso viele alte russische Märchen bewahren, wie sie Runzeln im Gesicht hatte. Niemals, auch nicht zu den Zeiten von Vätern Zar, hatte sie mehr als eine Ziege besessen. Wir schenkten ihr eine Kuh. (Wir – also die faschistischen Okkupanten.) Sie strahlte aus ihren tausend Runzeln. Sie besah sich ihre Kuh. Sie befühlte sachverständig das Euter. Dann nickte sie befriedigt und rief einen

<sup>74</sup> Peter Bamm (eigentlich Kurt Emmrich), *Die unsichtbare Flagge*. Ein Bericht. Das Buch erschien 1952 im Kösel-Verlag in München in mehreren Auflagen, 1963 in der 10. Auflage, dann auch in anderen westdeutschen Verlagen.

<sup>75</sup> Peter Bamm, *Die unsichtbare Flagge*. Ein Bericht, München 1952, S. 26.

kleinen Knaben herbei. Der Knabe war höchstens vier Jahre alt, aber wie ein richtiger Bauer ergriff er den Strick und zog mit der Kuh von dannen. Es war ein so reizender Anblick, dass selbst die alten bärtigen Bauern beifällig zu lächeln und beifällig zu brummeln begannen. Mit der liebenswürdigen Geschwätzigkeit der Freude erzählte die Alte, dass sie drei Enkelkinder zu ernähren habe. Der Vater sei verhaftet, die Mutter, die auf die Suche nach ihm gegangen sei, verschollen. Da stand sie, Mütterchen Russland selbst, gebeugt von der Last der Jahre und vom Leid des Lebens, aber unverwüstlich.“<sup>76</sup> usw. usw.

Das also als typisches Spiegelbild des Verhaltens des faschistischen Okkupationsheeres in der Sowjetunion! Ein letztes Beispiel sei mir noch erlaubt. Ein Offizier klagt dem Erzähler, dem Chirurgen, schon auf den ersten Rückzügen hätte er begriffen, dass ihm gegenüber an der sowjetischen Front ein ganz kluger militärischer Taktiker stehen müsse, der jeden seiner Rückzugsschritte mit einem genau überlegten und gekonnten Schritt kontern würde. Und der da drüben, ich meine den Chef des Stabes, den Russen, „das ist ein Könnner. – Kennen Sie ihn denn? – Seit drei Tagen spiele ich mit ihm dieses Schachspiel mit Waffen und Menschen. Auf jede meiner Maßnahmen erfolgt sofort der richtige Gegenzug. Ich habe das Gefühl, dass da drüben auf der anderen Seite ein Kamerad von der Kriegsakademie sitzt. – Vielleicht ist es einer. – Wie meinen Sie denn das? – Na, einer vom Nationalkomitee. – Teufel auch, dass ich daran nicht gedacht habe.“<sup>77</sup> – Also der erste, der ihm begegnet, könnte nur ein übergelaufener deutscher Offizier sein.

Glauben Sie mir nun bitte, das sind nicht mühevoll aus 200 Seiten ausgewählte drei Zitate, sondern das ist tatsächlich die Gesamttenenz, die, wie Sie schon gemerkt haben, nicht ungeschickt, nicht ungeschliffen und nicht unkönnnerisch verkauft wird. Umsonst kann man ein Buch zu 700 000 nicht hochspielen. Es ist veröffentlicht in der „Fischer-Bücherei“ dieses großen, traditionsreichen deutschen Verlages der zwanziger Jahre, mit dem sich der Name S. Fischer, Bermann Fischer in der Emigration<sup>78</sup>, verbindet und mit dem sich viele wertvolle Literatur in Westdeutschland heute verbindet. Von dieser Reihe wurde gestern gesprochen. Aber auch dieses Buch – ich will es nicht weiter qualifizieren – ist in die große Reihe mit aufgenommen und es erhält abschließend folgendes Werturteil. [...] „Mit diesem Erlebnisbericht aus dem letzten Krieg, der zu einem Bestseller wurde, reihte sich Peter Bamm ein in die erste Reihe der deutschen Schriftsteller.“ Klappentext der „Fischer-Bücherei“, also nicht irgendein Urteil der Soldatenzeitung über Bamm, sondern des Lektorats der „Fischer-Bücherei“<sup>79</sup> [...]. Im Sommer wurden in einer Westberliner Radio-Sendereihe im Gespräch mit Westberliner Oberschülern Böll, Grass, Johnson und andere vorgestellt, und zu den sechs Vorgestellten gehörte in einer Reihe mit den anderen, ohne jede Bemerkung und ohne jedes Abheben, Peter Bamm. Ich hatte den gleichen Eindruck, den unser Freund Lew Ginsburg äußerte, dass sie, in unmittelbarer Nachbarschaft stehend, eine öffentliche Rolle furchtbar verteuft und verzwick [spielen]. Und uns betrübt ein wenig,

<sup>76</sup> Ebenda, S. 70f.

<sup>77</sup> Ebenda, S. 265.

<sup>78</sup> Der S. Fischer Verlag wurde 1886 in Berlin von Samuel Fischer gegründet. Mit dem Schwerpunkt zeitgenössische Belletristik verlegte er u. a. Werke von Thomas Mann, Hermann Hesse, Alfred Döblin. Durch Abspaltung entstand 1936 in Wien der Bermann-Fischer-Verlag, der später als Exilverlag in Stockholm, zeitweise in New York, edierte. Nach dem Krieg wurde gerichtlich geklärt, dass der von Peter Suhrkamp geführte Verlagsteil aus dem Unternehmen ausstieg (der Suhrkamp Verlag entstand 1950) und der S. Fischer Verlag unter Gottfried Bermann Fischer fortbestand. Letzterer startete 1952 das Taschenbuchprogramm „Fischer-Bücherei“.

<sup>79</sup> Der zitierte Klappentext konnte nicht verifiziert werden.

dass die Anstrengungen unserer fortschrittlichen westdeutschen Kollegen, sich von diesen genauer, bewusster zu distanzieren, manchmal etwas zu gering sind.

Ich will mit einer anderen Bemerkung abschließen. Eine Kollegin meiner Arbeitsgruppe hatte Gelegenheit, uns das ganze Prospekt- und Katalogmaterial der letzten Frankfurter Buchmesse mitzubringen. Westdeutsche Zeitungen verkündeten mit Recht stolz, dass es gelungen ist, drei exponiert militaristische Verlage fernzuhalten, dass die Heftliteratur nicht zu sehen wäre auf der Frankfurter Buchmesse, dass also, mit anderen Worten, nur Honorarges angeboten werden könnte. Ich zitiere jetzt – auch ohne Kommentar – abschließend einen Prospekt.<sup>80</sup> [Das ist] kein Heft, sondern 232 Seiten, [davon] vier Seiten Kunstdruck, historische Fotos, Ganzleinen mit Prägung, Preis 12,80 [DM], in Österreich 94 Schillinge [richtig: 92,20]. „General Graf Strachwitz – ein Leben für Deutschland – Draufgängertum, Ritterlichkeit und Improvisationskunst – vereint in einem Mann.“ „Hyacinth Graf Strachwitz (das Buch von Günter Frashka heißt ‚Der Panzer-Graf‘) hat dreifache Berühmtheit erlangt: Wegen seiner Fernpatrouillenritte im Ersten Weltkrieg, wegen seines Einsatzes in Oberschlesien zur Zeit der Insurgentenkämpfe und wegen seiner Husarenkämpferfolge als Panzergeneral, der den Beinamen ‚Der Panzer-Graf‘ trug ... Im Zweiten Weltkrieg zu den Waffen gerufen, wurde aus dem einstigen Kavalleristen ein Panzermann. Auf den Kriegsschauplätzen Polen, Frankreich, Jugoslawien und Russland, wurde er ... ein für Freund und Feind nahezu legendärer Begriff für planende Improvisation, für vernunftdiktiertes Draufgängertum und von Umsicht wie gleichermaßen vom Glück begünstigten Erfolg. Es waren Husarenstreiche, die er an der Spitze seiner Männer im Panzer durchführte, aber es waren zugleich auch mehr als Husarenstücke allein. Sie waren die Selbstverständlichkeiten der Bewährung eines mutigen Mannes in Situationen, die ausweglos erschienen, und sie wurden getragen von dem Bewusstsein der auferlegten Pflicht, tätig sein zu müssen um eines größeren Ganzen willen. Frankfurter Buchmesse, September 1964.“ Keine 70 Pfennig, [sondern] 12,80. Ich wiederhole den Titel: Günter Frashka, „Der Panzer-Graf“.<sup>81</sup>

Ich wollte damit nur andeuten, wir müssen einen ganz tiefen Graben ziehen zwischen den ehrenwerten Namen, die der Genosse Koch vielfach nannte, und der großen Masse der seriös aufgemachten und alles andere als als Heftliteratur geltenden, die leider, wir dürfen davor die Augen nicht verschließen, leider im quantitativ größten Maße auf die westdeutsche Bevölkerung einströmt, ob die das will oder nicht. Mit dieser Realität müssen wir rechnen und wir bitten, das in Ihrer Gesamteinschätzung zu berücksichtigen. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Egon Naganowski (VR Polen):

Verzeihen Sie, meine Damen und Herren, dass ich noch einmal spreche. Aber es hat sich einfach etwas herauskristallisiert, das doch meine Stellungnahme hier erfordert, von mir aus gesehen. Um noch einmal auf die unseligen Ahnherren zurückzukommen. Diese Bezeichnung ist vielleicht nicht gerade glücklich, aber sie ist praktisch. Hier möchte ich noch

<sup>80</sup> Der zitierte Prospekt konnte nicht gefunden werden, dafür ein anderer desselben Verlages mit teils identischen Formulierungen. Dank gilt Herrn Hermann Staub vom Archiv des Börsenvereins in der Deutschen Nationalbibliothek.

<sup>81</sup> Das Buch „Der Panzer-Graf: General Graf Strachwitz – ein Leben für Deutschland“ von Günter Frashka erschien 1962 im Pabel Verlag in Rastatt/Baden, der von 1944 bis in die siebziger Jahre mehrere „Erfolgsromane“ des vormaligen Truppenoffiziers und späteren Rundfunkkommentators und Chefredakteurs – teils mehrmals – auflegte: so 1944 „Aufstand in Warschau“, 1958 „... mit Schwertern und Brillanten“, 1960 „Prag, die blutige Stadt“, 1971 „Generaloberst Eduard Dietl“. Im Pabel Verlag erschienen seit 1957 mehrere Landserheft-Serien.

ergänzen, und das ist natürlich ganz klar: Es gibt verschiedene Ahnenreihen, und ich will bei Gott nicht, dass alle nur aus dieser Ahnenreihe kommen, jeder sucht sich seine Ahnen aus, das ist der Unterschied zwischen einem Schriftsteller und einem gewöhnlichen Sterblichen, sagen wir einmal, der auf die Welt kommt und die Ahnen schon vorgeschrieben hat. Der Schriftsteller kann sich die Ahnen selber heraussuchen. Und gerade, wenn wir von diesen Ahnen sprechen, da habe ich gestern einen großen Ahnen vergessen, der auch in meine Reihe sehr passt, das ist Dostojewski. Denn schließlich, die ganze moderne Literatur, gerade die, die nicht ...<sup>82</sup> interessiert, kommt ja letzten Endes irgendwie von Dostojewski. Und den darf man hier nicht vergessen. Aber, wie gesagt, gibt es ja auch die Anleihe von Tolstoi, nicht wahr, und über Thomas Mann usw. Das ist ganz klar, und wie gesagt, die eine ist nicht besser als die andere. Es handelt sich nur darum, dass keine andere Anleihe hier zu Gunsten der anderen zurückgesetzt wird. Alles ist wichtig, und alle gute Literatur ist wichtig, von der Vergangenheit und der Gegenwart, und wie gesagt, diese Anleihe ist bestimmt nicht die alleinige.

Hier möchte ich noch eine Sache unterstreichen, [nämlich] dass zwischen diesen zwei Anleihen doch sehr viele Berührungspunkte existieren. Nehmen wir einmal unsere ehrenwürdige Meisterin, die leider weggegangen ist, Frau Anna Seghers. Gerade bei ihr kann man ja irgendwie die andere Ahnenreihe, von der wir sprachen, nachweisen, besonders in zwei Büchern. Nehmen wir erst einmal „Transit“<sup>83</sup>. In „Transit“, darüber haben wir gestern mit Kollegen Bukowski<sup>84</sup> gesprochen, der ist jetzt wütend, dass ich ihm das Thema aufgefressen habe, aber ich habe es gestern nur vergessen ... Wie gesagt, gerade „Transit“ ist ja irgendwie die schöpferische Verwertung (wenn man das so sagen kann, das sind nur Begriffe) von Kafka. Nicht zu bestreiten. Es ist eine Kafka-Welt, die in „Transit“ beschrieben wird. Es ist die Kafka-Welt, die hier in einer anderen historischen Lage wiederkehrt, auflebt. Und was das „Siebte Kreuz“ anbelangt, so ist ja die Technik des „Siebten Kreuzes“, die simultanen Handelsstränge, das, was Dos Passos als Erster verwendete, und Dos Passos kommt ja irgendwie von James Joyce. Wie gesagt, das sind nur ein paar Beispiele. Diese Ahnenreihen, die müssen sich immer irgendwie miteinander verflechten und man kann sie hier nicht streng trennen.

Eine Kleinigkeit ist mir noch grad eingefallen zu Rilke. Natürlich gehört Rilke gerade zu dieser Ahnenreihe. „Malte“<sup>85</sup> ist der erste Moderne in diesem Sinn, von dem ich grad spreche, der moderne Roman. Unbedingt. Wenn man hier die Reihe von jenen Schriftstellern, von denen ich sprach, [erwähnt], muss man erst zu „Malte“ zurückkehren. Es ist sehr interessant, wie, sagen wir einmal, in Strindbergs „Traumspiel“<sup>86</sup> schon gewissermaßen das moderne Drama vorweggenommen wird. Von Strindberg, sagen wir einmal, zu manchen Stücken von Ionesco, dem großen Rumänen, der, das muss man unterstreichen, nur französisch schreibt. Hier gibt es sehr viele Berührungspunkte. Das ist auch die Ahnenreihe des modernen Romans, des modernen Bühnenstückes. Sie ist ja nicht von heute, sie reicht von den Anfängen unseres Jahrhunderts. Und wie gesagt, die Errungenschaften von Joyce, Proust, Kafka und den vielen, vielen anderen (deren Namen ja irgendwie nur Meilensteine sind, aber schließlich die ganze Reihe ist ja sehr lang), ihre Errungenschaften sind ja heute schon

<sup>82</sup> So mit drei Pünktchen in der Tonbandabschrift.

<sup>83</sup> Anna Seghers, „Transit“, Roman, englisch 1944, deutsch 1947.

<sup>84</sup> Es ist nicht klar, wen Naganowski meinte. Dass der sowjetische Schriftsteller und Dissident Wladimir Bukowski anwesend war, ist ausgeschlossen; der befand sich zu diesem Zeitpunkt in der Sowjetunion in Haft.

<sup>85</sup> Rainer Maria Rilke, „Die Aufzeichnung des Malte Laurids Brigge“, Roman in Tagebuchform, 1910.

<sup>86</sup> August Strindberg, „Ein Traumspiel“, Drama, 1901.

Gemeingut geworden. Sie sind das Gemeingut der zeitgenössischen Literatur, und viele Schriftsteller wissen nicht einmal, wie viel sie diesen Schriftstellern verdanken.

Nehmen wir mal den inneren Monolog. Natürlich, der innere Monolog der kommt auch nicht von Joyce, auch nicht von [Édouard] Dujardin, der Joyce gelesen hat. Und ist nicht gerade der Weg der Anna Karenina am Ende schon ein innerer Monolog, gerade im Sinne von Joyce sogar, es ist, hier erweist sich Joyce als Ahnherr von Tolstoi, der innere Monolog der Anna Karenina am Ende des Buches. Also wie gesagt, das verflucht sich irgendwie, und gerade weil es so verflochten ist, und weil die Literatur im Ganzen ja eine Einheit bildet, darf man einen Teil dieser Einheit nicht ausklammern, sonst ist die Werkstatt kein Ganzes, der Rumpf nur ein [unvollständiges] Gebilde.

Um jetzt und noch einmal auf die Sache der zwei deutschen Literaturen zurückzukommen. Ich glaube schon, dass es zwei deutsche Literaturen gibt. Es ist ja ganz logisch. Wenn man annimmt, dass die Literatur so oder so die Wirklichkeit irgendwie widerspiegelt, dass sie aus dieser Wirklichkeit hervorgeht, und wenn es zwei grundverschiedene deutsche Staaten gibt, dann muss die Literatur, die diese Staaten hervorbringen, irgendwie doch anders sein. Aber wie gesagt, das ist wirklich nur eine Sache der Nomenklatur. Eine Literatur mit zwei verschiedenen Teilen. Und das ist wieder nur ein Arbeitsterminus, denn letzten Endes teilt sich die Literatur überhaupt nur in zwei Teile, in eine gute Literatur und in eine schlechte Literatur. Das ist die einzige Einteilung, die vom künstlerischen Standpunkt überhaupt wichtig ist.

Aber wie gesagt, es gibt die zwei Literaturen oder die zwei Teile der einen Literatur. Und es muss sie geben. Es würde allen Erkenntnissen gerade des Marxismus widersprechen, wenn diese zwei Literaturen nicht grundverschieden wären, nachdem sie aus den Gegebenheiten hervorgehen und diese Wirklichkeit eben widerspiegeln.

Valescu<sup>87</sup> hat gesagt, dass er Joyce nicht liebt. Natürlich, jeder kann lieben, was er will, das ist ja ganz klar. Und das Schlimmste ist nämlich das, wenn uns gesagt wird von irgendeiner Seite her, wir müssen den oder einen anderen lieben, und müssen den oder einen anderen nicht lieben. Das ist ja gerade das Furchtbare, von dem wir heute nichts mehr wissen wollen, und eigentlich nicht mehr wollten. Einer liebt Beethoven, der andere Weber oder nur Schönberg. Wie gesagt, das ist Sache des persönlichen Geschmacks.

Natürlich, es war auch so ein bisschen, bisschen demagogisch [zu sagen], Joyce würde in Rumänien bestimmt kein Klassiker. Das wissen wir doch. Schließlich der „Ulysses“<sup>88</sup> ist ein schweres Buch, es ist nicht für die breiteste Leserschaft, es erfordert eine gewisse Bildung des kulturellen Geschmacks, ein gewisses kulturelles Niveau, und es wird auch nie ein volkstümliches Buch sein. Aber müssen alle Bücher volkstümlich sein? Müssen sie nicht. Das ist ja auch eines dieser Irrtümer, die wir gemacht haben: Alles muss allen verständlich sein. Wenn nämlich alles für alle verständlich ist, dann muss die Literatur vom 3. Stock ins Parterre ziehen. In diesem Sinne wird Joyce nie volkstümlich, und er selbst hat es auch nie angenommen. Er hat gesagt, dass er [...] in hundert Jahren nicht bekannt würde. Dasselbe hat übrigens auch Robert Musil gesagt. Das ist auch so ein Fall. Robert Musil wird auch nie volkstümlich sein. Aber damit ist nicht gesagt, dass sein großes Werk, „Der Mann ohne Eigenschaften“<sup>89</sup>, kein Kunstwerk hohen Ranges ist, das Einfluss auf die gesamte Literatur ausübt.

---

<sup>87</sup> Gemeint ist der anwesende Stefanescu.

<sup>88</sup> James Joyce, „Ulysses“, Roman, 1918–1920 vorabgedruckt, erschien 1922 als Buch.

<sup>89</sup> Robert Musil, „Der Mann ohne Eigenschaften“, mehrteiliger, unvollendeter utopischer Roman, erster Band 1930.

Und schließlich: der Skeptizismus. Ich habe ihn vielleicht nicht ganz richtig mit dem Begriff des „Kritizismus“ verbunden. Aber ich möchte doch noch ganz kurz eine Lanze für den Skeptizismus brechen. Und dabei mich ein bisschen hinter Thomas Mann verstecken. Schließlich ist Thomas Manns Ironie, das Ironische bei Thomas Mann, das so ein wichtiges Element in seinem ganzen Werk ist, doch auch ein bisschen skeptisch. Oder ist es keine skeptische Ironie, keine skeptische Weisheit? Ja, kann ein weiser Mensch, ein weiser Philosoph, ein weiser Schriftsteller – kann der überhaupt nichtskeptisch sein? Er muss ein bisschen skeptisch sein, denn schließlich fordert das ganze Weltgeschehen, die menschliche Natur doch zu so einem Skeptizismus irgendwie heraus. Wie gesagt – bei Thomas Mann kann man diese skeptische Ironie auch nachweisen.

Und damit wollte ich schon zum Ende kommen. Kollege Bukowski ist wahrscheinlich wütend auf mich, weil wir gestern so gesprochen haben drüber, aber wie gesagt, [dass] es jetzt zwei Literaturen gibt oder eine Literatur mit zwei Teilen, die nun mal sehr verschieden sind, ist sicher.

Obwohl, sagen wir mal, drüben Böll, Grass usw., die so oft Genannten (Grass, den ich übrigens sehr liebe und dessen Novelle „Katz und Maus“ ich übersetzt habe), wenn sie an gewissen Punkten sich annähern, politisch sogar, so sind sie gerade vom Literarischen her doch sehr verschieden. Wer's nicht glaubt, der kann gerade „Katz und Maus“ oder „Die Blechtrommel“ mit einem Roman wie ...<sup>90</sup> vergleichen, vom Ästhetischen her, die Unterschiede sehen. Dabei braucht man gar nicht zu sagen: Das ist besser, das ist schlechter. Nein. Aber dieser Unterschied besteht. Und dieser Unterschied, von dem ich gestern sprach, der Unterschied im Ästhetischen, in der dichterischen Gestaltung, ist doch irgendwie sehr auffällig. Es ist doch nicht so wie – ich weiß nicht mehr, wer das gesagt hat hier in der Diskussion (ein Augenblickchen, ich suche gerade noch, aber ich kann's nicht finden, ja, da kann man nichts mehr machen) ...<sup>91</sup> Noch eine Sache. Herr Ginsburg hat am Anfang Joyce, Kafka usw. den neuesten Modernismus genannt. Du meine Güte, den neuesten! Das sind alles schon Klassiker, die 70 Jahre letzten Endes zurückliegen. Ich weiß nicht, bei uns ist er bestimmt nicht der neueste Modernismus. Der neueste Modernismus ist ganz etwas anderes. Die anderen sind die so viel Besprochenen hier, die unseligen Ahnherren.

Alexandru I. Stefanescu (SR Rumänien):

Eugène Ionesco schrieb in rumänischer Sprache, als er 20 Jahre alt war, ein Buch, ein kritisches Buch, wo er alle schriftstellerischen Generationen, die vor ihm lebten, praktisch zu Staub zermalmte. Das geschah aber vor dem Zweiten Weltkrieg. Und ebenso ist er vor dem Zweiten Weltkrieg nach Frankreich gefahren. Ich wollte hier lediglich präzise sein und unterstreichen, dass er nicht nach dem Zweiten Weltkrieg aus Rumänien weggegangen ist.

Stanisław Wygodzki (VR Polen):

Ich werde polnisch sprechen. Ich beginne mit einem persönlichem Bekenntnis. Ich schreibe Novellen und möchte mich nicht auf die Ahnen berufen, die bisher genannt wurden. Sehr wichtig ist es, so zu schreiben wie die folgenden Novellisten: Andrić, [...] <sup>92</sup> Anton Tschechow, Bunin, Tzara. Ich möchte so schreiben, wie die Novellistin Anna Seghers. Und hier komme ich auf den Grund unserer Probleme [zu sprechen. Es geht darum], zu welcher deutschen Literatur das Schrifttum von Anna Seghers gehört und das von Heinrich

<sup>90</sup> So mit drei Pünktchen in der Bandabschrift.

<sup>91</sup> So in der Bandabschrift, doch diese Auslassung geht wohl auf den Redner zurück.

<sup>92</sup> Mehrere Namen sind in der Tonbandabschrift unverständlich.

Böll, zum westdeutschen Schrifttum oder zum ostdeutschen Schrifttum. Oder zu einer einzigen deutschen Literatur. Ich stelle fest, dass diese Beispiele, die man ergänzen kann, darauf hinweisen, dass es eine einzige deutsche Literatur gibt, [mit Teilen] von sehr unterschiedlicher Art. Als ein überzeugter Kommunist überlasse ich den Adenauers oder den von Hassels<sup>93</sup> den Heinrich Heine nicht, und sogar den Hochhuth gebe ich dem Hassel nicht umsonst, da ich der Ansicht bin, dass, wenngleich sich Hochhuth in seinen politischen Äußerungen gegen uns ausspricht, sein literarisches Schaffen doch auf unserer Seite ist. Ich kenne kein ähnliches, großes bedeutendes Werk, das so gegen Rassismus oder Nationalismus Stellung nimmt wie gerade sein Werk. Und nun die Frage: Ist das eine westdeutsche Literatur oder ist es eine deutsche Literatur? Es geht doch nicht darum, dass die Soldatenzeitung der Partner unseres Gesprächs sein soll. Partner unseres Gesprächs sind diejenigen Schriftsteller Westdeutschlands, deren ideologische Werte mit unseren ideologischen Werten übereinstimmen. Unsere Hauptsorge muss sein, dass diese Schriftsteller nicht geschlagen werden von zwei Seiten, sowohl durch die westdeutschen Aktionen als auch durch unsere Fehler. Kollege Wiens hat gestern gesprochen von der pedantischen Behandlung der literarischen Probleme. Als alter Kommunist möchte ich auf Kundgebungsart meine Ausführungen beenden: Fort mit der Pedanterie auf dem Gebiet der Literatur und der Kultur!

Max Walter Schulz:

Liebe Freunde und Genossen, ich möchte zurückkommen auf das, was Kollege Naganowski zum Schluss betrachtete, nämlich die Sache mit dem Skeptizismus. Aber ich möchte die Geschichte von einer anderen Seite her beleuchten. Sagen wir anstelle von Skeptizismus einmal das Wort Gesellschaftskritik. Denn Skeptizismus hat im Deutschen, in der deutschen Formulierung, von vornherein einen etwas suspekten Beigeschmack. Wenn wir das Suffix „zismus“ anhängen, dann wird da immer schon etwas abgewertet. Bei Historizismus z. B. ist es genauso.

Ich glaube, es ist eine Tatsache, dass es in der deutschen Literatur heute eben zweierlei Haltung zur Gesellschaftskritik gibt. Wenn man Termini dafür finden will, dann könnte man sagen, es gibt eine engagierte Gesellschaftskritik, die vorwiegend von Schriftstellern des Westens betrieben wird, und es gibt eine parteiliche Gesellschaftskritik, die gehandhabt wird von unserer Seite. Aber daraus schließen, dass es zwei deutsche Literaturen gibt, möchte ich nicht. Das ist einfach ein Problem, [...] <sup>94</sup>.

Ich glaube, dass unsere parteiliche Gesellschaftskritik in der jüngeren deutschen DDR-Prosaliteratur etwas sehr Beachtliches geleistet hat und dass wir keinen Grund haben, unser Licht hier unter den Scheffel zu stellen. Ganz gewiss sind das noch keine Meisterwerke, aber die Tatsache, dass wir abgekommen sind [davon], in der Beschreibung von Gegenwartsthemen nur hymnisch zu berichten und die sozialistische Welt hinzustellen als eine prästabilisierte Harmonie, das halte ich eben für eine wirkliche, echte Leistung in unserer Zeit. Ich nenne noch einmal die drei oder vier Bücher, um die es im Wesentlichen geht: „Der geteilte Himmel“, „Ole Bienkopp“ und „Die Spur der Steine“ sowie Jurij Brežans Schlussband der Trilogie „Mannesjahre“. Da ist etwas ganz Neues vorhanden, nämlich parteiliche Gesellschaftskritik.

<sup>93</sup> Kai-Uwe von Hassel (CDU), 1954–1963 Ministerpräsident von Schleswig-Holstein, 1963–1966 Bundesminister der Verteidigung und 1966–1969 Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, personifizierte wie kaum ein anderer die deutschlandpolitische Kontinuität der Bundesregierungen von Adenauer über Erhard bis zur Großen Koalition unter Kiesinger.

<sup>94</sup> Unverständlicher Nebensatz.

Nun kann man sich heute in Deutschland schwer verständigen über einen solchen Terminus. Der westdeutsche Schriftsteller, also Leute wie Grass und Johnson und Enzensberger, lehnen es von vornherein ab, soweit ich sie kenne, sich als parteiliche Schriftsteller zu bezeichnen. Sie nennen sich lieber engagiert oder nonkonformistisch, obwohl dieses Wort drüben auch schon etwas in Verruf gekommen ist. Es ist auch so, dass man sich in Deutschland nicht [nur] über Termini in ein großes Missverständnis hineinbegeben kann, sondern auch schon über Sachverhalte.

Ich möchte eine Episode dazu erzählen. Neulich besuchte der westdeutsche Schriftsteller Max von der Grün die DDR, hielt sich hier längere Zeit auf, führte zahlreiche Lesungen durch, ich sprach mit ihm in Leipzig. Ich kam mit ihm auf Günter Grass zu sprechen und auch auf das Buch von Erik Neutsch, das ihn sehr interessierte, weil er ja dieser Dortmunder „Gruppe 61“ angehört, einer doch neuen Erscheinung in der westdeutschen Literatur. Diese Gruppe befasst sich in ihrer Thematik ausdrücklich mit der Welt der industriellen Arbeit. Und da sagte er: „Schauen Sie, wenn wir heute den Neutsch mit seiner DDR-Gegenwartsproblematik drüben bei uns in Westdeutschland verlegen, dann stoßen wir schon mit der Problemstellung und mit den Sachverhalten des Buches auf ein sehr starkes Unverständnis. Da ist ein Parteisekretär namens Horath, der auf einer Großbaustelle arbeitet.“ Und Grün sagte: „Ich habe dieses Buch einigen Arbeitern zu lesen gegeben und diese Arbeiter – westdeutsche Arbeiter – haben mir gesagt: ‚Was ist das für eine Sache, dass ein Parteisekretär etwas zu suchen hat auf einer Baustelle? Das ist doch unmöglich! Wenn hier in Westdeutschland ein Parteifunktionär der CDU oder SPD auf die Baustelle käme, dann würden wir ihn in die Kalkgrube schmeißen.‘ Wir betrachten eine solche Figur wie den Horath, den Parteisekretär, genau so skurril wie den Oskar Matzerath in der „Blechtrommel“, also diesen Kretin, diesen Zwerg bei Grass, der die Eigenschaft hat, mit seiner Stimme Glas zu zersingen.“ Vielleicht halten Sie diese Episode für erfunden. Sie ist nicht erfunden. Ich war selbst erschrocken darüber, wie weit das gesellschaftliche Verständnis füreinander in Deutschland auseinandergetreten ist.

Ich möchte auf die Situation der westdeutschen engagierten Schriftsteller [eingehen]. Mit denen verbindet uns nämlich einiges: Eine Gesinnung, die immer zum Humanismus tendiert (man mag es drüben vielleicht einen philanthropischen Humanismus nennen und bei uns einen realen Humanismus) und eine gemeinsame antifaschistische Basis [hat]. Ja, wohl, durchaus! Grass, Johnson, Enzensberger sind Antifaschisten. Aber das Phänomen, mit dem wir uns noch nicht genügend beschäftigt haben und womit wir auch Einbrüche erleiden, ist die Tatsache, dass es bei diesen Menschen sowohl Antifaschismus als auch Antikommunismus gibt. Das ist dieses merkwürdige Zwitterspiel ihrer politischen Haltung, was sich sehr schwer [...] ausnutzen lässt und was auch eine Ursache dafür ist, dass einige Bücher von drüben, die antifaschistisch sind und in Passagen antikommunistisch, bei uns nicht erschienen sind, etwa der letzte Band von Böll. Wir haben ja sonst fast alles von Böll bei uns hier herausgebracht, ich meine „Ansichten eines Clowns“, der eine ausgesprochene Anti-DDR-Passage [hat], nicht einmal die beste Episode im ganzen Buch. (Ich weiß auch nicht, ob ich es Böll unterstellen kann, dass er sich mit dieser Episode gegen einen Rufmord im Westen absichern wollte.)

Es soll der Verständigung dienen, wenn ich Ihnen jetzt einmal einige Gedanken über die Haltung und Situation der engagierten progressiven westdeutschen Intellektuellen vortrage, wie sie von einem westdeutschen Philosophen und Soziologen selbst gegeben worden sind. Der Mann ist bekannt, er heißt Arnold Gehlen. Er schreibt sehr viel, ich halte ihn für subjektiv sehr ehrlich. Ich glaube, es spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle, dass



derselbe Mann der Bruder des berüchtigten Geheimdienstchefs<sup>95</sup> ist. Das sollte man einfach ausklammern. Gehlen hielt einen Vortrag im April dieses Jahres vor dem evangelischen Arbeitskreis der CDU/CSU, also der Adenauer-Partei, in München, und sprach über das Engagement der Intellektuellen gegenüber dem Staat.<sup>96</sup> Und in dieser Formulierung steckt ja auch die Auffassung von der engagierten Kritik.

Er geht von einem für uns zunächst einmal überraschenden Stichwort aus, nämlich von dem Stichwort „Information“, und sagt, dass zu den engagierten Intellektuellen eigentlich nur zwei Gruppen von Menschen zu zählen sind, als Kerngruppe die Publizisten aller Medien, die heute Informationen vermitteln, und dann die engagierten Schriftsteller, die in ihre freie Schriftstellerei sozialkritische Tendenzen hineinnehmen und – jetzt kommt ein Nachsatz, der uns abgrenzt – sich häufig damit rein künstlerischen Wertungen entziehen. Also hier ist schon eine Scheidung. Das Hineinnehmen von rein sozialkritischen Tendenzen ist nach Auffassung Gehlens ein Zug aus künstlerischer Wertung. Diese reine, im Grunde genommen ... Position<sup>97</sup>, die Gehlen hier ankündigt, ist aber aus unserer Zeit heraus zu verstehen. Er sagt nämlich: Diese Masse von Information, diese bestürzende Masse von Informationen, sind für uns alle rätselhafte Ereignismassen, die auf uns hereinbrechen und die nur noch chiffriert wiedergegeben werden können sowohl von den Publizisten als auch durch den Schriftsteller.

Mit diesem zweiten Stichwort „Chiffrierung“ kommen wir auch in die Nähe der Auffassungen über den „Realismus ohne Ufer“, also das Streitgespräch, das uns im vorigen Jahr beschäftigt hat<sup>98</sup>, auch in die Nähe des Streitgespräches Kafka usw. usw. Und außerdem sagt er, dass wir mit unserer Sprache diese rätselhaften Ereignismassen überhaupt nicht mehr fassen könnten. Unsere Sprache ist durch die Überinformation entfremdet, und also entfremdet sich uns auch die Welt. Wieder [sind wir] also angelangt bei der Entfremdungsdiskussion. Er nennt es einen dialektischen Widerspruch, er sagt dazu: eine reich informierte Weltfremdheit.

Nun ist die Sache der Sprache für uns als Schriftsteller interessant, da wir ja aus der westdeutschen Literatur auch genügend Beispiele kennen, wo die Sprache zur Chiffre degradiert wird, wo sie der nicht eingeweihte Leser gar nicht mehr verstehen kann. Auf der anderen Seite, glaube ich, bricht hier in dieses Misstrauen gegenüber der Sprache und der Sprachlogik etwas ganz anderes noch herein, nämlich die Erkenntnis der modernsten Physik. Auch [durch] die Physik, in der Quantentheorie, stellt sich die Frage, ob sie die Wirklichkeit mit der herkömmlichen Sprachlogik überhaupt noch erreichen kann. Einige Leute verneinen das, u. a. auch Heisenberg<sup>99</sup>. Man verlangt ein Denken in der Logik der Mathematik, und diese Geschichte ist ernster zu nehmen und nicht von der Hand zu weisen. Ich glaube, sie hat in bestimmten Diskussionen in Dubna<sup>100</sup> auch schon eine Rolle gespielt.

Nun sagt er, dass diese Geschichte mit der Überinformation zugleich eine Bewusstseinsüberforderung bedeutet. Damit steht er auch nun nicht allein da als westdeutscher Philosoph, er bezieht sich auf einen Artikel in der Zeitschrift *Time* vom Jahre 1962, wo der Mensch

---

<sup>95</sup> Arnold Gehlen war der Cousin von Reinhard Gehlen, der seit 1946 Chef der „Organisation Gehlen“ war. Aus ihr ging 1956 der BND hervor, dessen Präsident er bis 1968 war.

<sup>96</sup> Siehe Arnold Gehlen, Das Engagement der Intellektuellen gegenüber dem Staat, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, 195, XVIII. Jg., H. 5 (Mai 1964), S. 401–413.

<sup>97</sup> So unvollständig in der Tonbandabschrift.

<sup>98</sup> Es geht um die Debatte um Garaudys sehr weiten Realismusbegriff, siehe Einleitung, S. 14f., 34.

<sup>99</sup> Der Kernphysiker Werner Heisenberg (1901–1976), in der Bundesrepublik lebend, äußerte sich in dieser Zeit u. a. zu Philosophie und Philologie.

<sup>100</sup> In der Stadt Dubna nahe Moskaus befand sich das sowjetische Kernforschungszentrum.

unserer Zeit hingestellt wird als ein Opfer der Gesellschaft und nicht als Kontrolleur der Gesellschaft, wo also gesagt wird, die Kontrolle ist den Menschen aus der Hand gegliitten. Auf Englisch ausgedrückt: Die Gesellschaft sei gewachsen „grown too big to be comprehensible in human terms“, die Gesellschaft sei einfach zu groß geworden, die Probleme der Gesellschaft, um überhaupt in gemeinverständlicher menschlicher Sprache erfasst zu werden.

Und daraus, sagt Gehlen, entsteht bei den engagierten intellektuellen Schriftstellern eine „geistig tief entmutigende, frustrierende Lage“. Das ist ein Modewort geworden, dieses Wort „frustrierend“, „Frustration“. Aber aus dieser Lage heraus schreibt, und zwar bewusst, schreibt der engagierte Schriftsteller. Ich kann sie nicht alle über einen Leisten schlagen, aber sehr viele schreiben aus dieser bewussten Lage heraus.

Gehlen bringt dann zweitens noch ein Begriffspaar in seine Argumentation, das von dem Philosophen und Soziologen Max Weber stammt, nämlich die beiden Begriffe „Gesinnungsethik“ und „Verantwortungsethik“. Er sagt also, der Intellektuelle sei ein reiner Gesinnungsethiker, der sich der Wirklichkeit der Gesellschaft gegenüber nur kritisierend, skeptisierend verhält, aber nicht teilnimmt an der Verantwortung. Er will es nicht so aufgefasst wissen, dass nun der Gesinnungsethiker verantwortungslos oder der Verantwortungsethiker gesinnungslos [ist]. Aber er sagt, er gibt eigentlich den Verantwortungsethikern den Vorrang, insoweit, dass er ihnen zubilligt, dass sie sich oft der Wahl des Schuldigwerdens gar nicht entziehen können. Ein Gedanke, der m.E. auch nicht vom Tisch zu wischen ist. Es gibt eben auch in der sozialistischen Gesellschaft Widersprüche, bei denen sich, sagen wir einmal, ein Politiker im gewissen Sinne auch nicht der Wahl des Schuldigwerdens entziehen kann, wenn z. B. Widersprüche auftreten zwischen einer notwendigen Maßnahme der Führung und dem Nichteinverständnis der Masse. Das gibt es doch. Und dieses gebrochene Verhältnis des engagierten Intellektuellen schlug sich u. a. auch nieder in der bekannten Sammlung, die herauskam zur letzten Bundestagswahl, von Martin Walser herausgegeben wurde, die Initiative.<sup>101</sup> Dort nahmen die engagierten Leute Stellung für die SPD, aber man kann ihnen doch wohl samt und sonders bescheinigen, mit halbem Herzen. Und dieser Ausdruck, mit halbem Herzen dabei [zu] sein, so sagt Gehlen jetzt, bezeuge ein sogenanntes Vergeblichkeitsbewusstsein, also ein anderer Terminus im Grunde für „Frustration“. Günter Grass sagte einmal in Westberlin im Gespräch mit uns, und das kennzeichnet die Situation: „Wissen Sie, das Gescheiteste wäre es doch, die ost- und westdeutschen Schriftsteller tun sich zusammen, gegen Adenauer und gegen Ulbricht. Wir gründen also eine eigene Provinz und sind gegen alles.“ Und hier ist eben der Punkt, wo sich der engagierte vom parteilich gebundenen Schriftsteller wirklich abgrenzen muss, in Teilen, nicht im Ganzen. Aber ich will jetzt diesen Gehlen hier nicht weiter zitieren, ich möchte ihn Ihnen empfehlen, er ist erschienen im „Merkur“ vom Mai 1964, Heft 195.

Nur noch einen Gedanken – entschuldigen Sie. [Gehlen] sagt an einer Stelle, und da macht er sozusagen eine Anleihe beim Marxismus: „Der soziale Fortschritt wird heute nicht mehr durch die Agitation für ihn erzeugt, sondern durch die Gesetzlichkeit der Produktion selbst, die da heißt: immer mehr und immer zugänglicher. Aber auf diesen Gebieten können daher die Publizisten und Schriftsteller zum Fortschritt wenig beitragen“<sup>102</sup>, nämlich insofern, als sie sich aller sozialkritischer Tendenz zu enthalten haben. Das ist eben diese Stellung. Er spricht auch davon, dass es dem engagierten Schriftsteller eigentlich aufgetra-

<sup>101</sup> Martin Walser engagierte sich 1961 mit seinem Sammelband „Die Alternative oder Brauchen wir eine neue Bundesregierung?“, Reinbek bei Hamburg 1961, für einen Regierungswechsel zur SPD.

<sup>102</sup> Gehlen, Engagement, S. 411f.

gen ist, Tabus zu zerstören und Privilegien. Und [er] sagt dazu sehr kritisch, alle Tabus und Privilegien seien in Westdeutschland abgedeckte Dächer. Es gibt nur noch zwei, die nicht abgedeckt sind, das ist der Arbeiter, und das sind die Kirchen. Und ich glaube, dort auf dem Gebiet der noch nicht eroberten Wirklichkeit liegt auch die Zukunft der westdeutschen Literatur, vor allem eben in der Entdeckung der Wirklichkeit der Arbeitswelt, der Wirklichkeit des Arbeiters, und das ist eine Perspektive der Gemeinsamkeit, die wir heute schon feststellen können.

Abschließend: Es mag manchem, der unsere Verhältnisse nur von außen kennt, etwas merkwürdig erscheinen, wie wir uns mitunter sehr schroff abgrenzen von westdeutschen Kollegen. Wir sind aber mitunter oft genötigt, uns sehr schroff abzugrenzen, wenn wir nicht bei der Masse von Propaganda, die jeden Tag, jede Stunde auf uns einströmt über Funk, Fernsehen, wenn wir hier nicht das Prinzip halten, und dieses Prinziphalten wird uns oft in die Schuhe geschoben als Dogmatismus. Hier möchte ich doch wirklich darum bitten, unsere besondere Lage, ein geteiltes Land mit hinüber- und herüberflutenden Strömungen, zu verstehen. Ich glaube nämlich, dass die tiefere Ursache für den Skeptizismus der westdeutschen engagierten Schriftsteller noch nicht einmal im Antikommunismus zu suchen ist oder in einem Gefühl gegen die DDR, sondern in einer Bewusstseinslage, die man nicht anders bezeichnen kann als „deutsche Misere“. Ich habe in Gesprächen festgestellt, dass sehr progressiv eingestellte westdeutsche Schriftsteller in einem Punkt ein tief eingefleischtes Misstrauen besitzen gegenüber unserem Volk, und zwar in dem Punkt: Dass unser deutsches Volk zu einer revolutionären Leistung fähig sei, das glauben sie einfach nicht mehr. Das glauben sie nicht einmal uns, die wir revolutionäre Leistungen gezeigt haben. Vielleicht wenn wir heute bei uns in der DDR einen Kriegskommunismus machten oder einen anarchistischen Kommunismus, dann kämen Leute herüber, die gerne ein wenig Revolution möchten. Für sie ist unser ganz stetiger Aufbau des Sozialismus eine Sache, die, wie sie glauben, mit Revolution nichts zu tun hat. Aber genau diese unsere mühsame und genaue Revolution zu verteidigen, ist sowohl das Trennende als auch das Gemeinsame in der deutschen Literatur von heute.

György Mihaly Vajda (Ungarische VR)<sup>103</sup>:

Liebe Freunde, ich möchte mit einigen kurzen Worten Stellung nehmen zur Frage der beiden deutschen Literaturen, deren Existenz von den einen bestätigt, von anderen abgestritten wird. Mir scheint hier doch das Wichtigste und Entscheidendste die Verschiedenheit der gesellschaftlichen Grundlagen, aus denen die zwei deutschen Literaturen entstanden sind und noch entstehen. Ich will hier gar nicht davon sprechen, dass es sogar noch mehr als die zwei deutschen Literaturen gibt, nämlich außer der in Westdeutschland und der in der DDR noch die in Österreich und die in der Schweiz (gerade die schweizerische hat in der Nachkriegszeit bedeutende Schriftsteller aufzuweisen). Im Grunde bleibt doch richtig, was Genosse Prof. Koch betonte: Es gibt zwei deutsche Literaturen, nämlich eine bürgerliche und eine sozialistische. Was nun die Tradition anbelangt, auf der diese beiden Literaturen fußen, so scheint mir, dass wir hier einigermaßen auf eine falsche Bahn geraten sind. Wie es mehrere Literaturen gibt, so gibt es nämlich auch mehrere Traditionen, mehrere Traditionslinien.

<sup>103</sup> Nachfolgend wird der noch 1964 nachträglich redaktionell überarbeitete Text abgedruckt. Anmerkungen weisen auf solche Änderungen im Vergleich zur Tonbandabschrift, die mehr als nur sprachliche Verbesserung darstellen. Der Text, der im März 1965 in der NDL als „Auszug“ veröffentlicht wurde, deckt sich nahezu mit dem hier präsentierten, redigierten Text und weicht damit von der Tonbandabschrift auch nur minimal ab.

Ich meine hier natürlich nicht die Klassiker, die des 18. Jahrhunderts, oder die Großen der Zeit der Romantik, die eine gemeinsame Tradition bilden. Ich meine vor allem die Tradition des 20. Jahrhunderts. Es ist doch allgemein bekannt, dass *in den zwanziger Jahren und besonders in der letzten Periode vor dem Einbruch des Faschismus*<sup>104</sup> eine sehr starke, für die ganze Welt und die ganze Weltliteratur beispielhafte sozialistische, proletarische, revolutionäre Literatur entstanden ist. Sie bildet eine spezielle, eben die nationalste Tradition der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts. Man spricht davon, die deutsche Literatur habe nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges vom Nullpunkt aus neu angefangen. Mir scheint, diesen Nullpunkt hat es eigentlich nur für die westdeutsche Literatur gegeben. Die sozialistische Literatur hingegen, die in der DDR fortgesetzt worden ist und deren emigrierte Vertreter zum überwiegenden Teil in die DDR zurückgekehrt sind, ist keineswegs vom Nullpunkt ausgegangen, sondern von einer traditionsreichen Vergangenheit. Das bedeutet, dass tatsächlich der Schwerpunkt der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts bei der Literatur der Deutschen Demokratischen Republik liegt. *Es ist doch eine Tatsache*<sup>105</sup>, dass die größten und bedeutendsten deutschen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts sich entweder zur Deutschen Demokratischen Republik bekannt haben oder hier lebten, hier weiter wirkten.

Denken Sie an Brecht, der heute für die ganze Welt, für die ganze moderne Dichtung normbildend geworden ist. Ich meine, dass wir keinen Grund haben, das zu vergessen. Denken Sie an Johannes R. Becher, der hier in der DDR die nationale Lyrik *zu einem Höhepunkt geführt hat*<sup>106</sup>. Denken Sie an Anna Seghers, an Lion Feuchtwanger, der zwar nicht in die DDR zurückkehrte, aber sich geistig immer zu ihr rechnete, an Heinrich Mann, der bekanntlich nur durch seinen Tod gehindert worden ist, hierher zurückzukehren, an Arnold Zweig, der hier lebt und arbeitet. Ich verzichte darauf, weitere Namen aufzuzählen. Die Bedeutung, das Gewicht der Literatur der DDR für die deutsche Literaturgeschichte ist also ungeheuer groß, das dürfen wir nicht vergessen, und auch nicht, dass diese Literatur auf eine fortschrittliche sozialistische Tradition zurückblicken kann. Natürlich maße ich mir nicht an, der Literatur der DDR ihre weiteren Aufgaben vorzuzeichnen. Mindestens aber darf ich darauf hinweisen, dass sie selbstverständlich diese reiche und große Tradition fortzuführen hat, und zwar auf moderner Grundlage. Zur Fortführung einer Tradition gehört ja nicht nur, dass man sie bewahrt, sondern auch, dass man sie zeitgemäß weiterentwickelt und umwandelt, dass man durch Erprobung neuer Formen und Inhalte Möglichkeiten sucht, eine moderne, erneuerte und sich ständig wandelnde Welt in der Kunst auszudrücken. Auch das muss meiner Meinung nach betont werden. Und auf welche weltliterarische Tradition man sich auch stützt, natürlich muss auch die heimische Tradition weiter experimentierend fortgeführt werden. Je mehr die moderne sozialistische deutsche Literatur die zeitgemäße literarische Aussage und den zeitgemäßen Ausdruck dafür findet, umso größer wird ihre Bedeutung in der deutschen Literatur und zugleich für die gesamte Menschheit sein. Je mehr ihre Formen und Themen die Menschen im Allgemeinen und den sozialistischen Menschen im Besonderen angehen, umso größer wird ihr Gewicht sein.<sup>107</sup>

<sup>104</sup> In der Tonbandabschrift: in den zwanziger Jahren, besser gesagt: am Ende der zwanziger Jahre in Deutschland, in der deutschen Literatur.

<sup>105</sup> In der Tonbandabschrift: Mir scheint also, dass es doch wahr ist.

<sup>106</sup> In der Tonbandabschrift: ausgearbeitet und fortgeführt hat.

<sup>107</sup> In der Tonbandabschrift: Je mehr Formen und Themen gehalten werden können, die die Menschen im allgemeinen und den sozialistischen Menschen im besonderen angehen, wird sich die Literatur der Deutschen Demokratischen Republik gestalten, die schon bis heute sehr wichtige, sehr große Leistungen zustande gebracht hat.

### 3. Dezember

**Leitung: Horst Eckert**

Günther Cwojdrak:

Ich möchte berichten von einer Zusammenkunft in Weimar vor zwei Wochen, wo wir mit einer Anzahl westdeutscher Schriftsteller und Kritiker zusammen gewesen sind.<sup>108</sup> Dort tauchte in dem Gespräch eine Frage auf, die auch mit unserem Gespräch hier etwas zu tun hat. Enzensberger bezog sich dort auf Friedrich Engels. Er versuchte sozusagen, Engels gegen uns zu mobilisieren. Er erinnerte uns an die uns bekannte Ansicht Engels über den Realismus bei Balzac, daran, dass Engels gesagt hatte, Balzac habe zwar reaktionäre politische Ansichten, habe aber trotzdem ein bedeutendes realistisches Werk geschaffen, und Enzensberger meinte nun, wir sollten uns daran ein Beispiel nehmen und das im übertragenen Sinne anwenden auf unsere heutige Haltung gegenüber Günter Grass. Ich möchte mit Enzensberger nicht darüber streiten, dass Grass oft reaktionäre politische Auffassungen vertritt. In diesem Sinne ist eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Balzac und Grass nicht zu leugnen. Aber mir scheint, es gibt auch eine Reihe von Unterschieden zwischen beiden, die mir wichtig erscheinen.

In den Romanen von Grass gibt es zweifellos einige progressive, kritische, auch gegen den Faschismus gerichtete Elemente, aber es gibt in diesen Romanen auch eine ganz beträchtliche Menge reaktionärer Ideologie. Für Grass besteht die Welt in diesen Romanen aus lauter kleinbürgerlichen Existenzen, die ganze Welt scheint voller Matzeraths zu sein, und auch die sogenannten Kommunisten, die in der „Blechtrommel“ und in den „Hundejahren“ vorkommen, sind nichts weiter als seltsame Varianten dieses einen und ewigen Matzerath-Typs. Und es ergibt sich in der Sicht dieser Romane, dass die Distanz zwischen der SA und diesen angeblichen Kommunisten sehr, sehr gering ist. Ich würde es in aller Vorsicht so formulieren, dass bestimmte Elemente in diesen Romanen zumindest sehr geeignet sind zur Verbreitung antikommunistischer Vorstellungen. Grass ist meiner Meinung nach blind gegenüber allen sozialen Erscheinungen außerhalb dieser begrenzten, kleinbürgerlichen Matzerath-Sphäre. Er sieht keine soziale Gegenkraft, er hält die Welt nicht für erkennbar, geschweige für veränderbar. Und darin steckt meiner Meinung nach objektiv eine indirekte Apologetik des kapitalistischen Systems. Ich finde, dass man das deutlich aussprechen sollte, und zwar gerade dann, wenn man, wie ich, Grass für eine Begabung hält und unter bestimmten Umständen für einen potenziellen Verbündeten. Ich finde, dass man das gerade gegenwärtig auch deshalb deutlich aussprechen sollte, weil Grass auf der letzten Tagung der „Gruppe 47“ in Schweden vorgelesen hat aus einem neuen Theaterstück, das sich mit Brecht und dem 17. Juni befasst<sup>109</sup>, und weil dieses Stück nach allen Presseberichten, die es darüber gibt, eindeutig gegen Brecht und gegen den Sozialismus gerichtet scheint. Ich bin der Meinung, dass aus all diesen Gründen für Grass nicht das zutrifft, was Engels über den Realismus bei Balzac gesagt hat. Schon eher trifft das für Hochhuth zu, darin stimme ich mit unserem polnischen Freund Wygodzki völlig überein. Hochhuth hat zwar in einzelnen Presseerklärungen politisch fragwürdige, schiefe Auffassungen geäußert, aber der „Stellvertreter“ ist ohne Zweifel ein bedeutendes kritisch-realistisches

---

<sup>108</sup> Gemeint ist die Tagung der Weimarer Akademie vom 20. bis 22. 11. 1964, siehe Einleitung, S. 24.

<sup>109</sup> Günter Grass' „Die Plebejer proben den Aufstand. Ein deutsches Trauerspiel“ erschien 1966 bei Luchterhand, Neuwied und Berlin.

Werk.<sup>110</sup> Und dass wir diesen „Stellvertreter“ hier bei uns nicht aufführen können, dass wir das Buch nicht herausbringen können, das liegt überhaupt nicht an uns, das liegt ausschließlich an Hochhuth und an seinem westdeutschen Verlag.

Dann möchte ich auf etwas zurückkommen, was ein anderer unserer polnischen Freunde, Naganowski, gestern hier gesagt hat. Sinngemäß sagte er etwa, es sei mehr eine terminologische Frage, ob es eine deutsche Literatur oder zwei deutsche Literaturen gebe. In Wirklichkeit gebe es nur eine gute Literatur oder eine schlechte Literatur. Damit bin ich in dieser Formulierung nicht einverstanden. Das erinnert mich an einen Ausspruch von Oscar Wilde, dass es keine moralischen oder unmoralischen Bücher gebe, sondern nur gute oder schlechte Bücher. Ich meine, in jedem Fall muss man doch zuerst einmal sagen, dass es eine sozialistische und eine bürgerliche Literatur gibt, und dann wird man sicher feststellen, dass es sowohl in der sozialistischen Literatur als auch in der bürgerlichen Literatur gute Bücher, mittelmäßige Bücher oder auch schlechte Bücher gibt. Aber ich glaube nicht, dass man von vornherein diesen konkreten, sozialen und historischen Inhalt einer Literatur beiseitelassen kann.

Ich glaube, dass es sich ähnlich verhält auch mit der Frage, die uns hier viel beschäftigt hat, mit der Frage nach den sogenannten literarischen Ahnen. Ich bin nicht der Meinung, dass man sich diese Ahnen ganz beliebig aussuchen könnte. Nach meiner Meinung haben z. B. Joyce, Proust, Kafka einige Ausdrucksmittel, Messmethoden, Darstellungsweisen der Literatur verfeinert und bereichert, aber sie alle sind bürgerliche Autoren der bürgerlichen Endzeit, die die Welt für nicht mehr erkennbar, für nicht mehr veränderbar gehalten haben, die ein passives Grundverhältnis zu dieser Wirklichkeit eingenommen haben, die sich dieser Wirklichkeit gegenüber ausgeliefert gefühlt haben. Was mich betrifft, so bin ich auch dafür, von diesen Autoren das zu lernen, was man von ihnen lernen kann. Und da haben wir sicherlich dies und jenes nachzuholen. Aber die meisten Leute aus Westdeutschland, die uns diese Autoren als Meister der modernen Literatur empfehlen, denken nicht im Mindesten daran, wie sich etwa die Ausdrucksmittel unserer sozialistischen Literatur bereichern ließen, sondern sie identifizieren sich mit der ideologischen Haltung dieser Autoren und möchten, dass auch wir uns damit identifizieren. Das allerdings ist wiederum eine gegensätzliche Position, und ich finde, auch das sollte man deutlich sagen.

Dahinter steht nach meiner Ansicht der Versuch, die bürgerliche Literatur als die moderne Literatur auszugeben und die sozialistische Literatur zu deklassieren und sie als unmoderne Literatur auszugeben. Ich halte das für ein ziemlich waghalsiges Unternehmen, das wenig Sinn für die historische Realität zeigt. Wenn es diesen Leuten in Westdeutschland, von denen ich sprach, nur um künstlerische Ausdrucksmittel, um Stilproben, um Darstellungsmethoden ginge, dann könnte man doch annehmen, dass sie als Vorbilder und Meister der modernen Literatur z. B. Anna Seghers oder [Louis] Aragon oder [Pablo] Neruda oder [Sean] O'Casey nennen würden, die alle in dieser Hinsicht ungeheuer viel getan haben. Aber sie denken nicht daran, diese Autoren zu empfehlen, aus dem einfachen Grund, weil das keine bürgerlichen, sondern sozialistische Autoren sind. O'Casey z. B. hat Joyce sehr geschätzt und in seiner großen Autobiografie auch bestimmte Stilmittel, Ausdruckselemente von Joyce verwendet, hat sie aber einbezogen, integriert in seine sozialistisch-realistische Darstellungsweise. O'Casey wird von diesen Leuten in Westdeutschland nicht als Vor-

---

<sup>110</sup> Rolf Hochhuths Stück „Der Stellvertreter“ thematisiert die schuldvolle Duldung von NS-Verbrechen an Juden durch Oberhäupter der katholischen Kirche. Es wurde am 20.2.1963 in der Freien Volksbühne in Westberlin unter der Regie von Erwin Piscator uraufgeführt.

bild genannt. Denn er hat Zeit seines Lebens und in seinem ganzen literarischen Werk immer sehr deutlich einen sozialistischen Klassenstandpunkt eingenommen.

Wenn ich zusammenfassen darf, was ich sagen wollte zu unserem Gespräch: Es ist ganz bestimmt falsch, bei der Bewertung der Literatur ästhetische Kriterien in den Hintergrund zu rücken. Und in dieser Hinsicht ist auch bei uns des Öfteren gesündigt worden. Aber ein anderer Fehler, ein Fehler, der sich noch viel schwerwiegender auswirken kann, wäre es, bei der Bewertung der Literatur soziale und historische Kriterien außer Acht zu lassen oder als sekundär zu betrachten. Gerade auch solche Autoren wie Enzensberger oder Grass, die behaupten, über jeder Ideologie zu stehen und eine rein künstlerische Wahrheit, wie sie das nennen, anzustreben, gerade sie selbst produzieren ständig auch Ideologie, und zwar bürgerliche Ideologie, die ihrem Charakter nach widersprüchlich, uneinheitlich, aber nicht selten auch reaktionär ist. Und gerade dann, wenn man sich zusammensetzen will, muss man sich auch darüber offen auseinandersetzen. Mir scheint, es ist sicherlich nicht leicht, bei der Bewertung der Literatur diese ästhetischen, sozialen, historischen, politischen Kriterien in Übereinstimmung zu bringen, aber ich glaube, dass ich sagen darf, dass wir uns darum bemühen und dass ich nicht zuletzt auch in dieser gemeinsamen Bemühung gerade einen Sinn, eine Bedeutung unseres gemeinsamen Gesprächs erblicke.

Hieronim Michalski (VR Polen):

Wir haben gestern mit dem Genossen Naganowski die Vorstellung im Kabarett „Die Distel“ gesehen. Einer der Schauspieler äußerte einen Satz, der mich dazu berechtigt, vor diesem Gremium meine Meinung zu sagen. Es ging um den Ausspruch: Polen ist kein Ausland. Diese Äußerung gibt mir den Mut, hier über Probleme offen zu sprechen, die die Beziehungen zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und Westdeutschland betreffen. Ich hoffe, dass ich hier nicht als Ausländer verstanden werde, der sich in fremde Angelegenheiten einmischt, denn diese Probleme, das kann man sagen, haben doch einen spezifisch deutschen Charakter.

In Bezug auf die Beziehung zwischen der DDR und Westdeutschland: Diese Probleme haben ebenfalls noch andere Aspekte, nämlich den der Menschen, die sich mit solchen Problemen befassen, die in der internationalen Literatur generell vorkommen. Ich möchte hier am Rande in Bezug auf das Referat von Hans Koch einige Probleme berühren.

Hans Koch verurteilte die Skeptiker sehr. Ich möchte hier einem gewissen Skeptizismus meinen Ausdruck geben. Vielleicht werde ich dadurch Ärger bekommen, aber der wird sich bald legen.

Mein Skeptizismus äußert sich in der Frage, ob der Literatur wirklich die führende, entscheidende Rolle obliegt in der Formulierung der Stimmungen und der Anschauungen der Gesellschaft. Sowohl das, was im Referat von Hans Koch geäußert wurde, als auch all das, was vorher aus den Publikationen von Günther Cwojdrak für uns bekannt war, und all das, was gestern auch durch Arno Hochmuth ergänzt wurde, aufgrund all dieser Probleme und Äußerungen sehen wir, dass all die Probleme, die sowohl die deutschen Kollegen und Genossen angehen als auch uns alle, dass das alles Probleme sind, in denen die Literatur einen recht schmalen, begrenzten Abschnitt hat. Viele Erscheinungen, die hier genannt wurden und die man sicherlich verfolgen muss, das alles sind doch Erscheinungen all dessen, was hier als Schundliteratur bezeichnet wurde, Erscheinungen, mit denen sich ein Literaturhistoriker normalerweise nicht befassen würde. Jedoch sind das Erscheinungen, die heute in Westdeutschland die Tätigkeit gewisser ideologischer Strömungen charakteri-

sieren, und deshalb erfordern sie eine besondere Wachsamkeit und einen besonderen Widerstand unsererseits.

Jedoch sind das nicht nur literarische Erscheinungen. Und die Literatur selbst spielt in diesem Falle eine recht bescheidene Rolle. Bei uns in Polen hatte vor mehreren Jahren, im Verlauf der Diskussion um die Verleihung eines politischen Charakters unserer Literatur, einer der Diskutierenden, der eine Gegenhaltung in Bezug auf die diskutierten Probleme einnahm, ein Problem berührt, das uns alle hier vielleicht interessieren würde. Er wies nämlich auf die Erscheinung hin, dass die deutsche Literatur vor dem Jahre 1933 als Gesamtheit sehr fortschrittlich war. Und trotzdem ist Hitler zur Macht gekommen.

Gegenwärtig ist die Situation wahrscheinlich umgekehrt. Im Westen zählt die Literatur nicht als eine fortschrittliche. Sogar die Schriftsteller, die zweifellos zu der fortschrittlichsten Spitze der Autoren gehören, die das Recht haben, hier bei diesem Anlass diskutiert zu werden, wie Hochhuth oder – vielleicht mit gewissen Vorbehalten – Grass, ihre Position ist wahrscheinlich weniger engagiert, politisch und gesellschaftlich, als die ihrer Vorgänger in der deutschen Literatur vor 1933. Und hier komme ich noch einmal auf das Problem Skeptizismus zurück. Über diese Probleme müsste man eigentlich auf einer breiteren Ebene diskutieren, als nur auf dem Gebiet der Literatur. Gewisse Entscheidungen werden bei der Analyse von viel gewichtigeren Problemen als nur den Problemen der Literatur fallen. Solchen, die wir als Vertreter der Literatur hier nicht unberücksichtigt lassen dürfen, indem wir die Breite dieser Probleme nicht vergessen und [uns bewusst sind] des Hintergrundes dieser Probleme.

Wir haben uns hier versammelt, um über die Probleme der Literatur zu diskutieren, und auch ich möchte einige meiner Gedanken hinzugeben. Hans Koch stellte die Frage, ob eine deutsche Literatur existiert oder zwei deutsche Literaturen. Das war eine, wie ich es verstand, rhetorische Frage.

Die Antwort ist – für mich jedenfalls – klar und eindeutig. Es gibt ein deutsches Volk, das zwar in zwei deutschen Staaten lebt. Ein Volk hat eine Literatur. Wir erinnern uns auch an die Formulierung von Lenin, der davon sprach, dass es im Bereich der Literatur eines Volkes zwei Literaturströmungen geben kann – eine fortschrittliche Literatur und eine reaktionäre Literatur oder auch solche, die [man] nicht zur fortschrittlichen Literatur zählen kann. Und jetzt steht die Frage eben [bezogen] auf die deutsche zeitgenössische Literatur, ob nämlich die Grenze, die das deutsche Volk durchschneidet und die zwei Staaten entstehen ließ, die uns allen bekannt sind, [ob die] auch eine Grenze zwischen der deutschen fortschrittlichen Literatur und der deutschen bürgerlichen reaktionären Literatur darstellt.

Selbstverständlich haben wir wohl alle, die wir uns hier versammelt haben, die Ansicht, dass es solch eine Grenze nicht gibt auf dem Gebiet der Literatur, dass eine fortschrittliche Literatur oder Kräfte, die diese fortschrittliche Literatur bilden, ebenfalls in Westdeutschland existieren. Das ist ein Problem, das unseren deutschen Freunden hier besondere Schwierigkeiten verursacht und das sie wirklich vor Aufgaben stellt, die eine besondere Wachsamkeit auf diesem Gebiet erfordern. Unsere Freunde denken, indem sie ihre eigene Literatur in der Deutschen Demokratischen Republik gestalten und entwickeln, doch nicht nur an die Einwohner der Deutschen Demokratischen Republik, sie denken hierbei an das ganze deutsche Volk. Wenn auf diesem Gebiet literarische Probleme entstehen, so sind das Probleme eines allgemeinen Kampfes des Volkes, eines nationalen Kampfes.

Obwohl der Pole kein Ausländer ist, wie das der Schauspieler der „Distel“ sagte, werde ich auf diese Probleme nicht näher eingehen. Die deutschen Kollegen wissen selbst, was hier zu



tun ist. Ich möchte jedoch aus diesem Anlass einige Probleme berühren, die uns alle angehen, nämlich ein Problem, das mit der marxistischen Ästhetik zusammenhängt. Wenn wir heute die westdeutsche Literatur einschätzen und beurteilen, begehen wir nicht mehr die gleichen Fehler, wie noch vor einigen Jahren, als wir alles, was im Westen vorkam, als eine Erscheinung der Dekadenz bezeichneten. Nichtsdestoweniger gibt es noch gewisse, nicht voll ausgesprochene Probleme auf dem Gebiet der marxistischen Ästhetik. Nicht ausdiskutierte Fragen können dazu beitragen, dass wir neben der politischen Front, die keinem Vorbehalt unterliegt, eine neue Front bilden, [...] – eine Front global gegen alle Schriftsteller, die im Westen wirken. Diese Unzulänglichkeit nicht ausdiskutierter Fragen der marxistischen Ästhetik [betrifft nicht nur] Auffassungen vom Realismus und vom Modernismus. Genosse Arno Hochmuth<sup>111</sup> sprach schon von den Versuchen, dem Begriff „Realismus“ neue Bedeutung einzuverleihen. Es handelte sich um das bekannte Buch unseres französischen Genossen Roger Garaudy „Realismus ohne Ufer“.<sup>112</sup>

Meiner Ansicht nach gehen [Garaudys] Thesen zu weit. Nichtsdestoweniger scheint es mir, dass im Bereich der marxistischen Ästhetik der frühere, eng begrenzte Begriff des Realismus nicht beibehalten werden kann. Einer dieser Vertreter, die ihn formulierten, war Georg Lukács. Die Verdienste von Lukács als Literaturhistoriker und Theoretiker – all seine Fehler, die er als Politiker begangen hat – möchte ich [hier nicht tangieren] und mich vorwiegend mit den Problemen des Einflusses von Lukács befassen, und seines Einflusses auf die Bildung des Begriffes „Realismus“ in unserem Lager – [...] Grob gesehen, sind diese Probleme bekannt. Ich möchte nur einige Beispiele zitieren.

[Lukács sah] die Tradition als etwas, das die Entwicklung der Literatur absolut charakterisiert, die Tradition als einen Kodex, als eine Sammlung von Normen, die man nicht beschreiben darf. Und so ist es doch, wie wir alle gut wissen. Hier [liegen] alle Versuche Garaudys oder des österreichischen Kollegen Ernst Fischer, ihre Versuche zur Erweiterung des Begriffes des Realismus, eine Erweiterung der Grenzen des Realismus [begründet]. Ich glaube, dass diese Versuche Aufmerksamkeit verdienen. Doch mehr, sie verdienen, dass man sie weiterentwickelt, entfaltet. Das alles betrifft die Diskussionen, die hier schon während der letzten zwei Tage stattgefunden haben, alle Diskussionen über die Vertreter des Modernismus.

Ich bin einverstanden mit der Äußerung von Günther Cwojdrak, der gesagt hat, dass Proust und Joyce Vertreter der bürgerlichen Literatur sind, aber, das möchte ich nochmals betonen, bürgerlich heißt nicht in jedem Falle reaktionär. Das heißt, dass man sowohl Proust als auch Joyce lesen kann, lesen sollte, und – wie Günther Cwojdrak sagte – sollte jeder daraus herauslesen, was er lesen kann. Und hier kann man viel herauslesen. Was nämlich? Ich glaube, dass man den Begriff „Formalismus“ nicht von der rein formalen Seite auffassen sollte [...]. Gerade vor Schriftstellern des sozialistischen Lagers steht die große, umfangreiche Aufgabe, die Vielfalt des Lebens darzustellen, sei es die Vielfalt des täglichen Lebens, [sei es die] der Probleme des Kommunismus in der Sowjetunion oder des Aufbaus des Sozialismus in unseren sozialistischen Ländern. Das ist wohl das Wichtigste: Wie wir die ganze Vielfalt, die ganze Dramatik unseres Kampfes, unseres Lebens, unserer Arbeit darstellen und weitergeben. Gerade weil wir die Literatur unseres Landes lieben, unsere Nationalliteratur lieben, müssen wir sagen, dass wir bisher noch kein Werk besitzen, das einen Platz in

<sup>111</sup> Hier irrt Michalski, angesprochen hatte das Max Walter Schulz.

<sup>112</sup> Roger Garaudy, *D'un Réalisme sans rivages*. Picasso, Saint-Johnne Perse, Kafka. Préface d'Aragon, Paris 1963.

der Geschichte der Literatur einnehmen könnte. Haben wir dieses nur deshalb nicht, weil die Schriftsteller keinen Proust, Joyce oder Faulkner gelesen haben? So wird wohl niemand dieses Problem darstellen. Es ist eine Sache der Wiedergabe der ganzen Dramatik unserer Probleme, der Suche, der Wege und der Darstellung von Konflikten. Es ist eine Sache oft der Überzeugung der politischen Leitungen unserer Länder. [Es geht um] Konflikte, die die Literatur weitergeben möchte, selbst, wenn sie eine sehr scharfe Form annehmen, ohne dadurch die Autorität, die Macht unserer Regierungen einschränken oder antasten zu wollen. Wie wir alle wissen, sind die Fragen der Literatur kein einfaches Gebiet. Deshalb möchte ich hier noch einmal betonen, errichten wir keine Front, wo sie nicht notwendig ist. Politisch gesehen, ist diese Front klar umrissen, doch auf dem Gebiet der Ästhetik könnte die Bildung einer solchen Front wirklich gewisse Barrieren für die Weiterentwicklung der Literatur mit sich bringen.

Ich war vor neun Jahren zum letzten Mal in Berlin. Damals wurden rege Diskussionen geführt über das Schaffen von Bertolt Brecht. Manche Genossen erinnern sich gewiss noch sehr gut an den Verlauf dieser Diskussionen, sie erinnern sich wahrscheinlich noch genau an die Vorwürfe, die man Brecht machte, Vorwürfe, die eben aus diesem Problem der Ästhetik hervorgingen. Brecht begrenzte sich eben nicht auf diese Normen, die sich damals herauskristallisiert hatten. Wenn diese Art Diskussionen weitergeführt worden wäre, wie weit hätten sie führen können! Heute ist das Werk Brechts anerkannt und wird neben dem Nerudas oder O'Caseys genannt. Damit ist Brecht doch eines der Vorbilder jener Ästhetik, die sehr tiefe Wurzeln auch in der westlichen Literatur hat, nicht nur auf unserem Kontinent, sondern auch in Amerika. Das ist wohl Beispiel genug – ich möchte meine Ausführungen nicht zu lange hinausdehnen – dafür, dass wir auf dem Gebiet der politischen Probleme, dort, wo wir eine Gewissensklarheit [erlangen müssen] darüber, worum wir kämpfen und worum wir kämpfen müssten, vorsichtiger bei der Anbringung von Etiketten wie „Modernismus“ (der [für einige] das gleiche bedeutet wie Dekadenz) sein sollten.

Juraj Spitzer (ČSSR):

Schon der bekannt gegebene Rahmen des Kolloquiums war breit. Er gab uns keine Vorstellung, welches Problem der Gegenstand der Untersuchungen sein wird. Es wurde ein Knäuel von verwickelten Problemen aufgeworfen, Probleme, die einen theoretischen, ästhetischen, kulturpolitischen und historischen Charakter haben. Die Grenzen sind methodisch nicht sehr klar, einige von den aufgeworfenen Fragen sind eine Überraschung, so dass die Gefahr oberflächlicher Improvisationen besteht, wenn man ohne vorheriges Studium und Vorbereitung Stellung nimmt.

Diese Gefahr droht jetzt auch mir. Aber meine Bedenken sind noch anderer Art.

Manche Teilnehmer haben vielleicht ein berechtigtes und begreifliches Gefühl, dass es schwierig ist, sich in [fremde] Angelegenheiten einzumischen. Man müsste sie gut kennen, um über sie verantwortlich sprechen zu können. Das verstehe ich. Auf der anderen Seite wissen wir alle aus den traditionellen Zusammenkünften sozialistischer Schriftsteller, dass diese Politik der „Nichteinmischung“ unproduktiv ist, dass eine kulante Höflichkeit zu nichts führt. Unsere Beziehungen sind genügend stark, fest und tief, dass wir uns nicht vor einem Meinungsaustausch [...] zu fürchten brauchen, wenn uns die Sache allen am Herzen liegt.

Nicht nur einmal wurde das Argument laut, dass unsere Zwiste und Dialoge dazu beitragen, unsere Einheit zu demonstrieren. Und es zeigte sich wiederholt in der Einstellung der Schriftsteller, dass die Ideologen des Kapitalismus umsonst die Hoffnung hegten, einige wür-

den desertieren. Dazu kam es auch dann nicht, als einige der Schriftsteller ungerecht kritisiert wurden, zum Schweigen gebracht und verfolgt wurden. Der slowakische kommunistische Schriftsteller Ladislav Novomeský, welcher aufgrund konstruierter und unterschobener Beschuldigungen zu Unrecht in Haft gehalten wurde, schrieb noch im Gefängnis: „Wenn sich die Geschichte noch einmal wiederholen und mich das gleiche Schicksal treffen sollte, würde ich gerade dort wieder anfangen, wo ich angefangen habe, als Kommunist.“ Das ist ein tief menschliches und heldenhaftes Bekenntnis, aber ein teures und unnützes Opfer.

Argumente über die Einheit sind oft eine Waffe in den Händen derer – so waren unsere tschechoslowakischen Erfahrungen –, die nicht die Fähigkeiten besaßen, anziehende Gedanken und Argumente auszusprechen, sondern nur die [Pax Romana]<sup>113</sup> in der Kulturpolitik gelten ließen. Sie entschieden Angelegenheiten leichtfertig, in administrativer Form, aber mit schweren Folgen. [Jedoch] die Einheit kann man nur durch den Austausch von Gedanken erzielen, die Literatur kann man nicht anders als durch Gedanken leiten. Die Literatur ist kein Instrument der Propaganda und kann es auch nicht sein. Diese schwer erkämpfte Erfahrung wird durch Worte anerkannt, aber es geschieht immer wieder, dass sie in der Praxis verleugnet wird und dies meistens dann, wenn ein Kunstwerk real existierende Probleme und Konflikte der Gesellschaft darstellt und Fragen der Verantwortung stellt. Dadurch werden die Literaten nicht ihrer Verantwortung enthoben.

Vor diesem Forum muss ich nicht erst traurige Beispiele aus der Geschichte anführen, darüber sprechen, wie man deformierte theoretische Ansichten in die kulturpolitische Praxis überträgt, und das zu ihrem Schaden. Auf den Denkmälern stehen nicht wenige berühmte Namen wie Majakowski, Babel, Atila József, Konstantin Biebel, und da erwähne ich die Tragödien nur am Rande und spreche nicht darüber, dass man einen Dichter auch auf andere Art und Weise zum Schweigen bringen kann. Bedingung für die Einheit ist der Kreislauf von Gedanken, beruhend auf Vertrauen, Geduld und Unvoreingenommenheit [...].

Ich wollte bitten, die scharf formulierten Fragen des Kollegen Ludvík Kundera zu begreifen. Deutschland während des Krieges war das Land, welches er als „total Eingesetzter“ durch seine *éducation sentimentale* erlebte. Die deutsche Literatur wurde seine zweite Heimat. Er übersetzte 21 Stücke und Lyrik von Brecht, die Werke von Huchel, Becher, Fühmann, Fünberg und vieler junger Schriftsteller. Er übersetzte die Prosa von Anna Seghers und Ludwig Renn, und das, was ich anführte, ist noch lange nicht alles. Er schrieb ein Buch über die Schriftsteller der DDR. Er ist sozusagen ein Bestandteil der Literatur der DDR, und seine Fragen stellte er aus der Besorgnis heraus, ob nicht hier so etwas Ähnliches stattfindet, womit wir bei uns schwer gekämpft haben, das wir [jetzt mit Anstrengung] überwinden. Aus Sorge um die Schicksale jener Talente, die ein unersetzbarer Schatz des Volkes sind.

In den Diskussionsbeiträgen wurde immer wieder die Frage gestellt, die im Hauptreferat aufgeworfen wurde: Ist es möglich oder nicht möglich, von einer einheitlichen deutschen Literatur zu sprechen?

Die Literatur der DDR nimmt eine spezielle Position ein und erfüllt eine bestimmte Mission: Den Sozialismus in der Literatur eines geteilten Volkes mit verschiedener Gesellschaftsordnung zu realisieren und zu entfalten. Auf der einen Seite ist sie als Bestandteil mit der Literatur der sozialistischen Länder verbunden, weil sie gezwungen ist – ob sie will oder nicht will –, ihre Ergebnisse mit dieser Literatur zu konfrontieren, und zwar alle Bestandteile ihrer Ideen, auch die künstlerischen, denn sie kämpft um ihre Leser auch hinter der Mauer.

<sup>113</sup> Der Begriff (lat. für Römischer Frieden, von Römern befriedetes Gebiet, aufgezwungene Herrschaft) blieb nur lautmalerisch erhalten. Hier könnte gemeint sein: herrschaftskonformes Denken.

Herr Prof. Koch sagte in seiner Einleitung, dass die Diskussion über die Qualität nur von den wesentlichen Fragen ablenken würde. Aber die Diskussion über die Qualität der Ideen und Formen läuft unter den Lesern auch ohne Worte ab. In der Literatur ist die Anziehungskraft der Ideen von der Qualität der Darstellung abhängig.

Die Literatur der DDR stellt eine Position der Avantgarde dar. Sie ist ein sozialistisches Festland in der gesamtdeutschen Literatur. Sie hat große Werke von Gültigkeit im Weltmaßstab geschaffen. Herr Prof. Vajda hat hier aufgezeigt, dass sie ein revolutionäres Hinterland mit einer großen Tradition besitzt. [Aber] aus dieser avantgardistischen Position geht hervor, dass sie auf die Impulse, die aus den anderen sozialistischen Ländern kommen, reagieren muss, dass sie nicht die Kluft, die die Entwicklung in der westdeutschen Literatur charakterisiert, übersehen darf, dass sie sich eine Isolierung und Prohibition der Impulse in der Weltliteratur nicht erlauben darf, wenn sie ihre Avantgarde-Mission erfüllen will und das sozialistische Festland auf die gesamtdeutsche Literatur ausdehnen will. Einige Kollegen erörtern dies schon in ihren Diskussionsbeiträgen. Nichts kann dem Bestreben, ihr Festland auch über die Grenze der Teilung hinaus zu erweitern, mehr schaden als ein beengtes Verständnis der gesellschaftlichen und nationalen Mission in der Literatur, [ein Verzicht auf Enthüllung] der Gedanken und der Sensibilität des deutschen Menschen auf der einen oder auf der anderen Seite, mit all seinen Konflikten.

Ich nehme an, dass die künstlerischen Probleme in der Literatur der DDR im Grundsatz dieselben sind wie auch in den anderen sozialistischen Ländern. Bis jetzt wurde weder in der Theorie noch in der Praxis die unselige Theorie über den Kampf des Realismus und des Antirealismus als Triebkraft bei der Entfaltung der Kunst überwunden. Wir können Krisenerscheinungen in der sozialistischen Literatur nicht verleugnen. Es gibt Verunsicherung rund um den Begriff „sozialistischer Realismus“. Und wenn diese Fragen nicht ihren Widerhall in der Praxis hätten, in der Kunstkritik, in der Kulturpolitik, im Verhältnis zu den Schriftstellern und zu ihren Werken, würde ich nicht dafür stimmen, darüber zu sprechen.

Ich möchte keine Exkursion in die Ästhetik unternehmen, aber die Diskussion über den Realismus in der UdSSR, in Ungarn, in der Tschechoslowakei, in Polen, unter den italienischen Marxisten, hat uns klar gezeigt, dass der Realismus mit der Lebenswahrheit nicht identisch ist, dass die Wahrheit breiter als der Realismus ist, dass durch die ausdrucksvollen Mittel des Realismus in Tolstois Werken tiefe Wahrheiten ausgesprochen werden, dass man mit diesen Mitteln des Realismus aber auch Banalitäten ausdrücken kann.

Es ist kein Zufall, dass man in letzter Zeit die Geschichte der Bewegung der Avantgarde in der Literatur zu studieren beginnt. Weil wir den Realismus beengt verstehen, haben wir die Bewegung der Avantgarde als einen Ausdruck der Dekadenz hinter die Grenzen der fortschrittlichen Kunst getrieben. Kollege Naganowski hat hier gezeigt, dass wir nicht das Recht haben, die Errungenschaften der zeitgenössischen Weltliteratur zu negieren. Ich stimme mit ihm überein.

Die sozialistische Literatur kann diese Tendenzen nicht negieren, denn sonst entsagt sie diesen Errungenschaften, welche zwar oft mit einem tragischen, aussichtslosen Verhältnis des Künstlers zur Wirklichkeit verbunden sind, mit der Verneinung eines Systems der Konventionen in der Literatur und auch oft mit einer mystischen und reaktionären Lebensphilosophie. Sie bringen jedoch neue Entdeckungen, welche sich zwar oft nur auf Details beziehen oder einen *experimentellen Charakter*<sup>114</sup> haben, aber doch eine Bereicherung der Schöpfungsmöglichkeiten bedeuten.

<sup>114</sup> In der Tonbandabschrift: laboratorischen Charakter.

Darum haben wir uns in der Tschechoslowakei mit Kafka beschäftigt. Heute erkennen ihn auch jene, die [seinerzeit] bereits eine Erwähnung Kafkas schon als Ketzerei betrachteten, als einen großen Künstler an. Jetzt wissen das auch jene, die mit seinem Namen fast schon einen Verrat am sozialistischen Optimismus und revolutionären Romantismus verbanden. Heute sind auch sie für die Gesamtausgabe seiner Werke.

Die Entstehung des sozialistischen Realismus kann man nicht von der Bewegung der Avantgarde des 20. Jahrhunderts trennen. Wie kann man erklären, dass Majakowski ein Futurist war, Aragon, Nezval Surrealisten? Oder handelte es sich um jugendliche Verirrungen, waren sie ein Opferlamm des „Formalismus“, wurden sie gegen ihren „Formalismus“ zu Realisten, waren in ihnen zwei Wesen vorhanden, wobei das realistische das formalistische erstickte?

Dies ist keine historische, keine ästhetische Erklärung – auch keine kluge. Der Kristallisierungsprozess in der Literatur des 20. Jahrhunderts ist mit der Entstehung des sozialistischen Realismus noch nicht beendet. In der kapitalistischen Gesellschaft wird immer wieder die Auseinandersetzung zwischen der Kunst und der Gesellschaft demonstriert, zwischen der Außen- und der Innenwelt, zwischen Traum und Wirklichkeit. Diese Auseinandersetzung hat verschiedene Stufen und verschiedene Formen. Wir haben nicht das Recht, diese Auseinandersetzung nur darum nicht zu verstehen, weil wir sie für uns gelöst haben. Schon Marx lachte den Menschen aus, der die Wahrheit entdeckt hatte und die Zunge jenen herausstreckte, die sie noch nicht entdeckt hatten. Das bedeutet nicht, dass wir keine kritische Einstellung zu den Autoren und ihren Werken haben sollen. Auch die Entwicklung in unserer Gesellschaft war nicht immer harmonisch, und in den Widersprüchen unseres Lebens hat nicht nur einmal die Kunst draufgezahlt, auch wenn die Wahrheit nicht immer an der Seite der Beamten der Kunst war. Der Realismus unserer Werke war sehr weit von vielen menschlichen Tragödien entfernt, in die Menschen oft ungerecht verwickelt wurden. Wo blieb da die Lebenswahrheit des Realismus?

Nicht nur die Bücher waren den Beamten im Wege, sondern auch der Dichter, dessen gewaltsames Verstummen durch nachträgliche Anerkennung nicht wieder gutgemacht werden konnte. Ich muss auf diesem Forum nicht darüber sprechen, dass der psychische Organismus sehr empfindlich ist. Und die Erziehungsmethoden eines Feldwebels haben sich nicht einmal in der Armee bewährt, geschweige denn in der Kunst.

Ich weiß, dass ich hier bekannte Tatsachen anführe. Mit der Entwicklung der sozialistischen Literatur in der Tschechoslowakei zwischen den beiden Kriegen haben wir die klassische Linie des Realismus herauspräpariert, und wir haben sie zu einer Norm gegenüber den anderen erhoben. Die Entstehung des sozialistischen Realismus erklärten wir zum magischen Sprung zwischen dem kritischen und dem sozialistischen Realismus.

Den Realismus haben wir mit Lebenswahrheit identifiziert, mit Revolution, und dann jagten wir mit Leichtigkeit alle Antirealisten als „Dekadenten“ hinter die Grenze des Fortschrittlichen, Revolutionären und Sozialistischen. Dort, wo wir uns keinen Rat wussten, so wie im Falle Nezval, benutzten wir eine Charakterisierung Balzacs von Engels, dass der Künstler, auch wenn er keine richtige Meinung hat, ein fortschrittliches Werk geschaffen hat. Anstatt einer idealistischen Mystik der Schöpfung haben wir unsere eigene, originelle ausgedacht. Es wurde hier über das Recht des Schriftstellers auf seine Ahnherren gesprochen. Niemand kann ihnen dieses Recht verweigern. Aber bei der objektiven und wissenschaftlichen Erklärung eines literarischen Prozesses kann man nicht beliebig wählen, sondern muss alle Faktoren in Betracht ziehen, alle Faktoren und Impulse, alle Quellchen und Flösschen, die den großen Fluss der Literatur bereichern.

Kollege Prof. Vajda sprach sehr schön über die revolutionären und künstlerischen Traditionen in der Literatur der DDR. Kann man von diesen Traditionen den Expressionismus wegdenken, welcher aufrührend weit über die Grenzen Deutschlands hinaus wirkte? Oder werden wir über den Expressionismus nicht sprechen, weil ihn das normative Wörterbuch der literaturwissenschaftlichen Termini als dekadente Richtung bezeichnet? Am Beispiel der Impressionisten zeigte Ilja Ehrenburg in seinen „Französischen Heften“<sup>115</sup> auf, welcher Unterschied zwischen dem Inhalt normativer Definitionen und einem lebendigen künstlerischen Werk besteht. Der Impressionismus wird als dekadente Richtung bezeichnet, aber van Gogh und Gauguin sind heute anerkannte Klassiker. Bedauerlicherweise unterlief nicht nur einem marxistischen Kritiker solch ein Irrtum, ich will mich da nicht ausschließen.

Damit Klarheit herrscht: Ich setze mich nicht für den Antirealismus gegen den Realismus ein. Ich möchte nur darauf hinweisen, dass wir aus Hilfstermini sehr oft Fetische machen und uns dann vor ihnen verbeugen. Wir haben kein Recht, die sozialistische Literatur von den gegenwärtigen Kämpfen und Erscheinungen in der übrigen Weltliteratur zu isolieren. Es ist im Gegenteil unsere Pflicht, uns mit diesen Erscheinungen zu beschäftigen. Unsere Pflicht ist es, nicht einen einzigen talentierten, kämpfenden Künstler den reaktionären Einflüssen auszuliefern, wie das Kollege Wygodzki sehr klug ausdrückte. Wir dürfen einem Künstler nicht sektiererisch die Zunge herausstrecken, wenn er noch nicht die Wahrheit gefunden hat, die wir schon entdeckt haben. Wir haben nicht das Recht, die künstlerische Nichtanziehungskraft unserer Werke durch politische Orientierung zu rechtfertigen. Wir können uns nicht mit ernststen Problemen der Ideen, mit komplizierten Erscheinungen, höchstens dann befassen, wenn es uns aufgezwungen wird, so wie im Falle Kafka.

Was wollte ich [...] sagen?

Nur dies, dass die Avantgarde-Position der sozialistischen Literatur in der Welt, und darin die spezielle Position der Literatur der DDR, keine Politik der Isolierung und Prohibition verträgt. Die Erweiterung ihres Festlandes wird nur durch anziehende Gedanken möglich, ausgedrückt durch eine anziehende künstlerische Form. Unser Dialog, unsere Offensive kann nicht unter dem Niveau des gegenwärtigen Standes des Denkens und Fühlens in der Welt stehen. Wir haben dazu alle Bedingungen und Voraussetzungen, aber auch Pflicht und Verantwortung.

Jurij Brežan:

Liebe Freunde! Juraj Spitzer hat eben bedauert, dass die Themen unseres Kolloquiums nicht von vornherein so klar festgelegt waren und dass die Teilnehmer nicht in der Lage sind, mit fundierten Diskussionsbeiträgen hierher zu kommen und ihre Diskussionsbeiträge hier vorzutragen [...]. Ich finde, gerade die Notwendigkeit, über das Thema zu improvisieren, ist eine fruchtbare Notwendigkeit, und sie trägt wirklich zum Kristallisierungsprozess um die Hauptfrage unseres Kolloquiums bei.

Mir scheint, es ist bei manchen unserer Freunde nicht recht klar geworden, was wir erwarten von diesem Kolloquium. Es scheint mir, dass manche dieser Freunde glauben, die Frage der zwei deutschen Literaturen, ob oder ob nicht, sei doch in erster Linie unsere Angelegenheit. Sie glauben, dass man selbstverständlich als Außenstehender dazu seine Meinung sagen kann, aber bitte sehr, nichts von innen heraus, nichts von sich heraus, nichts vom ei-

---

<sup>115</sup> Ilja Ehrenburg, *Französische Hefte*, Dresden 1962 (literaturkritische Essays, russischsprachige Erstausgabe Moskau 1958).

genen Land heraus, sondern halt von seiner Kenntnis der beiden deutschen Literaturen, von ihren, glaube ich (das ist in der ganzen Diskussion bisher rausgekommen), von ihren ästhetischen Werten her. Ich meine, dass [keiner annimmt], dass wir, die Schriftsteller der DDR, deswegen zu unserem Kolloquium eingeladen haben, um zu versuchen, ihnen unsere Anschauungen als die allein gültigen und als die besten und richtigen ohne jede Einschränkung darzustellen. [Keiner kann annehmen], scheint mir, dass wir es nötig haben, uns, unsere Literatur vor Ihnen, unseren Freunden, zu verteidigen. Wir haben die Frage nach den zwei deutschen Literaturen aus einem andern Grund gestellt, aus einem Grund, der für Sie genauso wichtig ist wie für uns.

Diese Frage nach den zwei deutschen Literaturen hat hier während der letzten Tage verschiedene Antworten gefunden, abgesehen von der einfachen Antwort auf die einfache Frage: zwei oder eine oder mehrere.

Egon Naganowski verwies auf zwei wesentlich verschiedene Wurzeln und bejahte damit die Existenz zweier scharf voneinander abgetrennter und auch in Wirklichkeit sich selbst scharf voneinander abgrenzender Literaturen. Ich bin überzeugt, dass in dieser Feststellung eine Wahrheit enthalten ist. Aber eben nur eine, und nicht *die* Wahrheit. Es scheint mir ohne allen Zweifel so zu sein, dass sich viele Schriftsteller bei uns in der Republik, die nach 1945 begonnen haben zu schreiben, nicht die gesamte künstlerische Erfahrung ihres eigenen Volkes angeeignet haben, geschweige denn die Europas oder der Welt. Wir haben uns manchmal, glaube ich, selbst in die Lage gebracht (übrigens tun wir das nicht nur auf dem Gebiet der Literatur), manches mühsam entdecken zu müssen, was längst andere vor uns erfunden haben. Wir nehmen manchmal Kolumbus nicht zur Kenntnis und suchen Amerika. Diese Tatsache, ich glaube schon, dass es eine Tatsache ist, ist von Gewicht. Aber ohne Gewicht ist es dabei heute, hier, für uns, ob diese Bescheidenheit aus eigener Schuld oder aus der Fürsorge einer Administrative herrührt. Ich glaube, diese Frage ist hier völlig uninteressant und auszuklammern, hier und heute. So wichtig aber die Frage des Woher auch zu nehmen sein mag, so scheint mir doch am wichtigsten, viel, viel gewichtiger, die Frage des Wohin. Und hier liegt, glaube ich, der tatsächliche und der wesentliche Unterschied.

Max Walter Schulz hat gestern gesprochen über die Welt, wie sie sich heute darstellt, über die Komplexheit der Welt, die dem Einzelnen die Dinge nicht mehr erkennbar, die Beziehungen nicht mehr durchschaubar macht. Es scheint für viele, dass die Welt ein Dschungel geworden ist, darin Geschichte verfault und die Zukunft unsichtbar bleibt, wie in einer Wolkennacht die Sterne. Er wies anhand eines Artikels des westdeutschen Schriftstellers Arnold Gehlen nach, wie sich diese neue Welt in den Gedanken der westlichen Menschen und westlichen Schriftsteller darstellt. Es ist eine Tatsache, dass sich das Wissen der Menschheit in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren verdoppelt hat. Es ist eine Tatsache, die niemand bestreiten kann, dass die Masse der Informationen die Aufnahmefähigkeit des einzelnen menschlichen Gehirns übersteigt. Es ist eine Tatsache, dass unsere Speicherungsmöglichkeiten für das Wissen, die bisherigen Möglichkeiten nicht mehr ausreichen, und dass man in aller Welt daran geht, neue, grundsätzlich andere Speicherungsmöglichkeiten für das so schnell wachsende Wissen der Menschheit zu entdecken. Bei einer solchen Lage der Dinge, wo das Gefühl aufkommt, dass die Sprache nicht mehr ausreiche, um diese ungeheure Summe von Wissen noch zu erfassen, überfällt wohl jeden Schriftsteller irgendwann einmal (vielleicht meist panikartig, aber immer aus einem Erschrecken, aus einer Müdigkeit heraus) das, was Gehlen wohl Vergeblichkeitsbewusstsein nannte. Es überfällt, glaube ich, auch uns, so dass man plötzlich sich selbst machtlos gegenüber der Wirklichkeit und [gegenüber] der Aufgabe sieht, die man sich selbst gestellt hat.

Aber ist diese Möglichkeit des Nichterfassens der menschlichen Dinge eine völlig neue? Ich glaube, das ist nicht der Fall. Es hat immer schon, so lange der Mensch existiert, wenigstens zwei Dinge gegeben, die über das Begriffsvermögen des Menschen hinausreichen: Nämlich die Vorstellung seiner eigenen Nichtexistenz, d. h. also, niemand kann sich vorstellen, wie das ist, wenn er gestorben ist. Und genauso die Vorstellung der Entstehung der Welt, der Unendlichkeit des Raumes. Das sind Dinge gewesen, die niemals und auch heute nicht greifbar sind für den menschlichen Verstand. Vielleicht gibt es Menschen, die [so etwas] behaupten? Und ich glaube, solche Menschen verstehen am wenigsten dann tatsächlich von den Menschen und ihrer Welt. Aber in allen Zeiten und von Anbeginn an, als der Mensch zum Menschen wurde, haben Ideologien Möglichkeiten gefunden, das Unbegreifliche fassbar zu machen und dem Menschen den Schrecken zu nehmen. Sie haben anstelle des Geheimnisses das furchtbare Geheimnis Gott gesetzt, und damit war die Frage für Gläubige, weit bevor es organisierte Kirchen gab, [beantwortet].

Die Undurchschaubarkeit aber, die sich uns heute aufdrängt, scheint mir zu einem gewissen Nimbus zu werden. Man liebäugelt mit ihr, ohne sich die Mühe zu geben, nachzuprüfen mit allen Kräften, die dem Menschen gegeben sind [...]. Der moderne Mensch Europas oder fast der ganzen Welt ist heute in erster Linie zwei Dingen ausgeliefert, er fühlt sich vor allem zwei Dingen ausgeliefert, deren Wurzeln, deren Wirkungsweise, deren Triebkräfte er nicht zu überschauen vermag. Das ist die immerwährende Gefahr des alles auslöschenden Krieges, und das ist in der kleinen alltäglichen Atmosphäre die Entwicklung, die wir mit „technische Revolution“ bezeichnen, die Entwicklung, die die Arbeitsplätze und die Arbeitsbedingungen auf eine solche Art ändert, wie sie seit Gedenken der Menschen nicht geändert worden sind.

Diese Dinge erscheinen dem Menschen zunächst wirklich unerklärbar und sie sind deswegen furchtbar. Aber wir Marxisten brauchen nicht, [wie] die Ideologien früherer Zeit, für ein Geheimnis einen Gott hinzusetzen. Wir haben die Möglichkeit, gerade diese beiden Phänomene wirklich zu erklären. Sie sind erklärbar, sie sind durchschaubar, sie sind nicht leicht durchschaubar und sie sind noch viel schwerer erklärbar. Aber sie sind es. Dazu ist die erste Voraussetzung, die Welt und ihre Dinge für veränderbar zu halten. Und nun scheint mir, dass viele der westdeutschen Schriftsteller, von denen hier öfter die Rede war, auch wenn sie manchmal ahnen, dass diese Welt veränderbar ist, es nicht wahrhaben wollen und dass sie diese Welt in Wirklichkeit nicht grundsätzlich verändern wollen. Sie müssen dann, statt zu versuchen, den Dingen auf den Grund zu kommen, die Dinge grundlos und frei schwebend im Raum halten. Die Beziehungen lösen sich auf, das Vergangene ist ohne Verbindung zum Heutigen, und das Zukünftige ist ein Nebel, aus dem eine neue Welt sich nicht selbst gebären kann. Diese Tendenz, dass sich die Welt den Menschen im Westen als fremd und feindlich und undurchdringbar aufdrängt, und nicht nur im Westen, besteht ohne Zweifel. Aber sie ist eine Riesengefahr. Wenn man sich mit ihrer Undurchschaubarkeit abfindet, wirkt sie tatsächlich nach und nach undurchschaubar, und eine undurchschaubare Welt entzieht sich der Kontrolle der Menschen und führt notwendigerweise in der Situation, in der wir sind, zur Katastrophe.

Für Deutschland ganz genau – und deswegen sprechen wir von den zwei Literaturen in Deutschland – für Deutschland ganz genau [gilt]: Nicht mit allen Kräften zu versuchen, die Welt und ihre Dinge, ihre Triebkräfte, die Gesellschaft und ihre Gesetze erkennbar, durchschaubar und veränderbar zu machen, heißt letzten Endes, Deutschland Strauß zu überlassen. Das ist die ganz notwendige und nicht bezweifelbare Konsequenz. Und damit, glaube ich, ist es klar, dass eine Auseinandersetzung, die wir Schriftsteller der DDR mit Ihnen, unseren Freunden aus den sozialistischen Ländern, über die Frage zweier deutscher Litera-



turen [führen], keine deutsche nur und ganz und gar nicht eine sogenannte Ost-/West-deutschland-Angelegenheit ist.

Ihre Völker wissen aus bitterster Erfahrung, welche Rolle Deutschland für ihr Leben gespielt hat. Und deswegen empfinden wir es als unsere wirkliche – gestatten Sie mir das große Wort – historische Aufgabe, darüber zu sprechen und uns darüber mit Ihnen zu beraten. Wir dürfen nach unserer Überzeugung – auch ich spreche nicht im Namen irgendeiner Delegation – weder den Nimbus des Unerkennbaren und des Undurchschaubaren noch gar der Gefahr den geringsten Raum geben. Wir müssen ihnen jeden Platz [streitig machen]. Dazu – und da sind wir völlig einer Meinung mit Juraj Spitzer und den anderen – brauchen wir eine Literatur, die keine provinzielle Literatur ist. Dazu brauchen wir eine Literatur, die wirklich auf der Höhe ihrer Zeit ist, auch im Formalen, die tatsächlich aufbaut auf allen künstlerischen Erfahrungen der gesamten Menschheit. Die brauchen wir. Aber wir brauchen genauso notwendig die andere, die sich bewusst ist der Gefahr und der Verantwortung.

Ich glaube, es ist wirklich notwendig, unseren Freunden das so darzustellen. Es geht nicht darum, unsere Schwächen zu verteidigen, zu verteidigen, dass wir dort und da nicht die formale Höhe [erreicht] haben, die dieser oder jener andere Schriftsteller [erklommen] hat. Darum kann es nicht gehen. Und darum kann es auch, glaube ich, bei Ihnen nicht gehen in der abstrakten oder in der sehr konkreten Betrachtung der beiden deutschen Literaturen, [beispielsweise] wenn es sich handelt um die Herausgabe [bestimmter Bücher]. Hier sind mehrmals einige Bücher genannt worden, die in der letzten Zeit bei uns geschrieben worden sind und die ein bestimmtes Aufsehen erregt haben. Diese Bücher befassen sich, so haben manche Kritiker festgestellt, mit dem Dogmatismus, mit dem Kampf gegen den Dogmatismus. Und es hat Leute gegeben, ich war in mehreren Diskussionen dabei, die dann die Frage stellten oder den Vorwurf gegen die Schriftsteller [erhoben]: Ja, immer haut ihr auf den Dogmatismus und niemals gegen den Revisionismus. Solche Forderungen [...] zeugen vom tiefsten Unverständnis [gegenüber] der Kunst und ihren Aufgaben.

Es geht auch nicht um den Dogmatismus, es geht um Probleme der Demokratie. Wir haben die Aufgabe, Probleme der Demokratie in unserem Land darzustellen, [Lösungs-]Versuche voranzutreiben, nicht unseretwegen, sondern Deutschlands wegen. Und wenn wir uns dabei um Dinge kümmern müssen, die das Leben der einfachsten Menschen, der Menschen auf einem großen Bauplatz in der Republik zum Beispiel, berühren, die sie täglich spüren auf der Haut, dann müssen wir andere Mittel und Wege suchen, als sie ein Schriftsteller [zur Verfügung] hat, der sich mehr oder minder die Vergeblichkeit seiner eigenen Existenz bescheinigt. Keines von diesen Büchern ist eine konkrete Auseinandersetzung mit der west-deutschen Gesellschaft und ihren Triebkräften. Alle befassen sich aber mit der Entwicklung Deutschlands, und alle sind geschrieben aus der Verantwortung für Deutschland und unter dem Aspekt der Verantwortung vor der Geschichte und vor der Zukunft.

Ich glaube, dass diese ethische – ich würde das nicht anders bezeichnen – diese ethische Seite unserer Literatur ungebührlich wenig beachtet und zurückgesetzt wird vor einer rein ästhetischen Wertung. Beides in die Waage zu bringen und die Frage der zwei deutschen Literaturen unter diesem Aspekt zu sehen, um daraus eine neue Betrachtung über diese beiden Literaturen [anzustellen], das scheint mir die wesentlichste Aufgabe unserer Konferenz zu sein.

Juri Trifonow (UdSSR):

Die Frage der Annäherung und der Vereinigung der Literatur der beiden deutschen Staaten ist nicht Sache der Deutschen allein. Und der Schriftstellerverband der DDR hat sehr gut daran getan, dass er zu dem dieser Frage gewidmeten Kolloquium auch Schriftsteller aus den

anderen sozialistischen Ländern eingeladen hat. Denn es handelt sich um ein weitaus umfassenderes Problem. Es betrifft uns alle, bewegt uns alle, es hat einen zutiefst politischen Hintergrund. Denn das Wesen der Frage ist die Koexistenz zweier unterschiedlicher politischer Systeme, die Notwendigkeit und die Unerbittlichkeit einer solchen Koexistenz.

Wir sind dafür. Wir sind dafür, das Beste kennen zu lernen, was die Weltliteratur hervorgebracht hat. Was aber ist das Beste? Gerade hier gibt es unterschiedliche Meinungen. Ich meine: Das Beste ist das, was der Prüfung durch die Zeit standgehalten hat. Wir haben gezwungenermaßen die Erfahrung einer solchen Prüfung gemacht. Wir konnten vieles durch die Zeit prüfen lassen. Das war eine traurige Erfahrung. Wie Sie wissen, wurden in gewissen Jahren [in der Sowjetunion] westliche Schriftsteller nur sehr wenig übersetzt. Plötzlich schieden aus der Literatur und aus dem Leben viele hervorragende Schriftsteller aus, der Stolz unserer Literatur, solche zum Beispiel wie [Isaak Babel.] In den letzten sieben Jahren hat sich die Situation wesentlich geändert. Der Leser hat gleichsam die doppelte Portion an Neuerscheinungen erhalten. [Es erschienen] ausländische Schriftsteller wie Hemingway, Stanley [Gardner]<sup>116</sup>, Thomas Mann, die früher bei uns nur wenig aufgelegt wurden, Faulkner und andere, die früher überhaupt nicht herausgegeben wurden oder nur sehr begrenzt aufgelegt wurden, und seinerzeit unverdientermaßen ausgeschlossene oder vergessene sowjetische Schriftsteller wie Babel, Olescha, [Andrei] Platonow, Sostschenko, Artjom Wesjoly. Dies alles konnte nicht spurlos an der jungen Literatur vorübergehen. Das Können ist bedeutend gewachsen, was jeder feststellen kann. Die Wiedergeburt der Lyrik von [Marina] Zwetajewa und [Nikolai] Sabolozki [...]. Die Erzählungen von Andrei Bitow konnten vor zehn Jahren noch nicht erscheinen. Damals konnte ein junger Mensch auch kaum Bücher von Juri Olescha und Hemingway erwerben, denn diese Bücher waren Seltenheiten. Ihre Besitzer hüteten sie und gaben sie nicht aus der Hand. Heute hat Hemingway bei uns eine Auflage von einigen hunderttausend Exemplaren.

Übersetzt wird heute viel, sowohl bei uns als auch in den anderen Ländern des sozialistischen Lagers und im Westen. *Wie* aber wird übersetzt und *was* wird übersetzt? Im Westen tritt leider Sensationshascherei an die Stelle des einfühlsamen Herangehens. Noch abstoßender wirkt die Jagd nach dem, was gerade Mode ist. Übersetzt wird alles, was auch nur im Geringsten den Geruch des Sensationellen [ausströmt]. Das, was bei uns einer Kritik unterzogen wird, manchmal zu Recht, manchmal zu Unrecht – auch das gibt es –, wird dort unverzüglich aufgegriffen. Man muss schon ausreichend heruntergemacht worden sein, um im Westen Aufmerksamkeit zu finden. Unlängst wurde in unserer Presse das Buch eines gewissen Iwan Schewzow einer vernichtenden Kritik unterzogen.<sup>117</sup> Es ging um Fäulnis, um das talentlose Produkt eines Graphomanen, das seine Entstehung einem reinen Zufall zu verdanken hatte. In diesem Buch wird verzerrt und absolut unkünstlerisch das Leben der Künstler bei uns in Moskau geschildert. Ich bin davon überzeugt, dass dieses Buch sehr bald übersetzt wird, und zwar im Westen, weil wir es in furchtbarer Weise heruntergemacht haben. Wir haben es zu Recht heruntergemacht.

Ein derart einseitiges Herangehen an die Übersetzungen, der Wunsch, Schriftsteller zu verlegen, die den Verlegern etwas Angenehmes zu sagen haben, [dient nicht dazu], ein

<sup>116</sup> Hier kann nur Erle Stanley Gardner gemeint sein, dessen Bücher seit 1959 in der UdSSR aufgelegt wurden. In der ersten Hälfte der 1960er Jahre erschienen einige Erzählungen, bevor lange Zeit dann wieder nichts publiziert wurde.

<sup>117</sup> Iwan Michailowitsch Schewzow (geb. 1920), russischer Schriftsteller und Publizist, sorgte 1964 mit seinem antisemitischen Roman „Tlja“ („Die Blattlaus“) für Aufsehen.

wahres Bild dessen zu vermitteln, was sich in der Literatur vollzieht. In jenen [ferneren] Jahren, von denen ich sprach, bestand auch bei uns die Tendenz, westliche Schriftsteller im gleichen Geiste zu übersetzen. Auch wir gaben wenig heraus und vorwiegend jene, die uns etwas Angenehmes sagten. Von den französischen Schriftstellern wurden bei uns zu jener Zeit – ich denke dabei an die vierziger und fünfziger Jahre – nur zwei oder drei übersetzt. Von den modernen amerikanischen Schriftstellern fast einzig und allein Howard Fast. Alles begann und endete mit diesem Howard Fast. Er war die Koryphäe der amerikanischen Literatur, neben Mark Twain und [Theodore] Dreiser.

Zum Glück liegt jene Zeit schon weit hinter uns. In den Ländern des sozialistischen Lagers geht man natürlich völlig anders und weitaus gewissenhafter an die Übersetzungen sowjetischer Literatur heran. Vom Besten wird nahezu alles übersetzt. Doch auch hier gibt es Schwächen und Krankheiten. Es gibt Schriftsteller, die Mode sind, die mehr Glück haben als andere. Aber das ist nicht schlimm. Schlimmer ist es, wenn neue interessante Bücher mit neuer Thematik und in neuer Schlichtheit aus einer unbegreiflichen Vorsicht nicht übersetzt werden.

Hier möchte ich einen Vorwurf an unsere liebenswürdigen Gastgeber richten, die einige Autoren sehr zögerlich herausgeben. Warum sind in der DDR solche Bücher, die bei uns gewaltiges Aufsehen erregt haben, nicht verlegt worden, wie „Ein Fußbreit Erde“ von Baklanow<sup>118</sup>, wie einige Werke von Tendrjakow, wie „Die Stille“ von Bondarew<sup>119</sup>, wie die Prosa von [...] <sup>120</sup>, wie Solschenyzin und [...] <sup>121</sup>. Nicht alle diese Dinge erscheinen mir künstlerisch vollkommen, doch sie hatten in unserem Lande Erfolg. Man diskutierte darüber, sie spielten die Zeit wider, und diese Bücher wurden von sowjetischen Schriftstellern geschrieben. Warum übersetzt man sie nicht?

Diese Frage hängt meiner Ansicht nach eng mit den Problemen zusammen, die uns hier beschäftigen, die Frage der Annäherung und der Vereinigung der Literatur der beiden deutschen Staaten.

In den letzten ein oder zwei Jahren wurde viel über zwei Probleme geredet, das Problem des Romans und das Problem Kafka. Diese Probleme haben auch hier ihr Echo gefunden. Mit Menschen zu streiten, die der Ansicht sind, das Romangenre sei veraltet und habe sich überlebt, scheint mir keine ernsthafte Sache zu sein. Solange auf der Erde Menschen leben, die miteinander unendlich vielfältige Beziehungen haben, wird auch dieses Genre existieren als ein Versuch, die Welt in ihrer ganzen Unendlichkeit zu erfassen. Das Erscheinen einer großen Zahl schlechter Romane beweist nichts. Vielleicht stehen wir an der Schwelle einer Zeit, da gewaltige Romanepopöen erscheinen, vielleicht wird sich aber dieses Genre auch verändern, und zwar in Richtung einer größeren Knappheit, stärkeren Konzentration, auf jenem Wege, den Tschchow in seinen Erzählungen und Romanen gewiesen hat.

Einige Worte zu Joyce und Marcel Proust. Selbstverständlich müssen diese Autoren gedruckt werden. Sie sind nicht für das große Lesepublikum von Interesse, sondern für den

---

<sup>118</sup> Grigori Baklanows Erzählung „Ein Fußbreit Erde“ (1959) erschien 1960 in deutscher Sprache in Stuttgart. Die erste ostdeutsche Edition Baklanows war 1963 die Erzählung „Die Toten trifft die Schande nicht“, die 1962 in München als „Die Toten schämen sich nicht“ erschienen war.

<sup>119</sup> Von Juri Bondarew war in der DDR 1955 eine kleine Erzählung aufgelegt worden. 1961 war in der DDR und 1962 in der Bundesrepublik der Roman „Die letzten Salven“ erschienen, 1962 in München und Stuttgart der Roman „Die Stille“ (verfasst 1962, Fortsetzungsroman 1964) unter dem Titel „Vergiß, wer Du bist“.

<sup>120</sup> Mehrere Namen sind in der Tonbandabschrift unverständlich.

<sup>121</sup> Ein Name ist unverständlich.

Schriftsteller. Der Schriftsteller kann von ihnen etwas lernen, das unterliegt keinem Zweifel. Es wäre jedoch naiv anzunehmen, dass alle Schwierigkeiten und Komplikationen in unserer Literatur sich damit erklären, dass diese Autoren nicht erscheinen. Als ob, sobald man beginnen würde, sie zu verlegen, das Goldene Zeitalter der Literatur anbrechen würde. Bei uns wurde unlängst Kafka verlegt, und zwar in der Zeitschrift *Inostrannaja Literatura*<sup>122</sup>, und demnächst wird im Staatsverlag ein Band erscheinen. Man hat sich lange nicht dazu entschließen können, hatte es lange vor, jetzt aber ist es endlich so weit. Es hat deshalb kein Erdbeben gegeben. Mir persönlich haben [Kafkas] Erzählungen ausgezeichnet gefallen. Doch ich kenne viele Schriftsteller, die enttäuscht waren. Sie hatten sich darunter etwas Ungewöhnliches, etwas ganz anderes vorgestellt. Marcel Proust ist bei uns schon lange in einer vollständigen Ausgabe erschienen, und seine Bücher sind in den Antiquariaten erhältlich. Er hat fast überhaupt keine Leser, außer unter den Literaturschaffenden. Es mag sein, dass manche eine andere Einstellung zu ihm haben, aber ich bin der Meinung, dass es ein sehr langweiliger, einfach ein schrecklich langweiliger Schriftsteller ist. Mag sein, dass andere Kollegen anderer Ansicht über Marcel Proust sind, [...] <sup>123</sup>. Doch was soll man über Marcel Proust und James Joyce reden, wenn bei uns russische Autoren sehr ähnlich diskutieren, dazu noch über russische Themen und über das russische Leben. Ich spreche von Andrei Bely. Leider wird dieser sehr interessante Schriftsteller bei uns fast überhaupt nicht gelesen. Leider ist er ein „toter“ Schriftsteller. Doch war das nur solange der Fall, bis ihn die Literaturwissenschaftler entdeckt hatten. Ich sehe voraus, dass, wenn man es leid sein wird, sich mit Proust oder ... <sup>124</sup> zu beschäftigen, [Bely und andere stärker rezipiert] werden. Unser Leben, alles, was sich in unserem Lande und auf unserer Erde in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren ereignet hat, das, was wir miterlebt haben, ist derart kompliziert, gewaltig, tragisch und bisweilen phantastisch, gleichzeitig aber auch von einem so bedeutsamen Sinn erfüllt, dass es selbst eine phantastisch verfeinerte Feder nicht darzustellen vermag. Wir brauchen strenge und ungekünstelte Erzähler, Realisten. Wir brauchen Nestoren, Chronisten. Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich ausgedrückt habe: Wir brauchen Chronisten. Bei uns wurde bisher allzu spärlich, mit allzu wenig Klarheit von unserem Leben erzählt. Wahrheitsgetreu in allen Schwierigkeiten, in aller Gegensätzlichkeit unseres Lebens, unseren Kampf darzustellen, das ist die Aufgabe von uns sowjetischen Schriftstellern und, wie ich glaube, auch die Aufgabe der Schriftsteller in der Deutschen Demokratischen Republik.

#### 4. Dezember

##### Leitung Horst Eckert

Slavko Leovac (SFR Jugoslawien) <sup>125</sup>:

Zu Problemen der Übersetzung und Veröffentlichung westlicher Werke: Man muss bei der Veröffentlichung dieser Werke Zugeständnisse machen, um den Geist dieser Bücher ken-

<sup>122</sup> *Inostrannaja Literatura*, 1964, H. 1, S. 134–181, dazu auf S. 195–199 der biografisch-werkkritische Aufsatz von E[vgenija] Knipovič, Franz Kafka.

<sup>123</sup> Hier weist die Tonbandabschrift Übertragungs- bzw. Verständnislücken aus. Allem Anschein nach betrifft das einen ganzen Satz.

<sup>124</sup> So in der Tonbandabschrift.

<sup>125</sup> Die schlechte, teilweise unverständliche Übersetzung erlaubt keine Rekonstruktion des gesprochenen Textes. An seiner statt wird hier aus einem nachträglich angefertigten Kurzprotokoll zitiert. Dieses Kurzprotokoll wurde den Schriftstellerverbänden der teilnehmenden „Bruderländer“ zugesandt, vermutlich noch im Dezember 1964. Siehe AdK-Archiv, SV (neu), 358. In Moskau findet es sich in: RGALI, fond 631, opis' 26, delo 1493, listy 1–27.

nen zu lernen. Dieser Geist darf aber nicht Einzug halten in unsere Literatur. Wir haben keine Voreingenommenheit gegenüber westlichen Werken. Wir glauben nicht, dass diese Werke nur eine historische Bedeutung haben.

Eine Vorbedingung für die Übersetzung neuester westlicher Werke: Wieweit kritisieren diese Bücher die Länder, in denen sie erscheinen? Insbesondere ist der Wert sehr groß, wenn sie aktuelle Fragen kritisch behandeln.

Ein weiteres Problem ist das der Kritik an diesen Büchern. Frage des Humanismus oft nicht leicht zu beantworten. Andrič z. B. ist, obwohl er nicht direkt ein engagierter Schriftsteller ist, zutiefst humanistisch und politisch immer aktuell. Deshalb wird er so viel übersetzt.

Wir müssen jetzt mehr Kritik üben gegen uns selbst, damit wir so stark werden und keine Angst mehr haben vor jeder Diskussion.

Zur Schundliteratur: Versteht man darunter Literatur, die nicht ethisch ist, braucht man keine Angst vor ihr zu haben.

Über all diese Fragen muss man sich austauschen, damit wir die Möglichkeit haben, uns weiterzuentwickeln.

Georgi Markow (UdSSR):

Sehr geehrte Genossen! Ich bin weder Forscher der deutschen Literatur noch ein Übersetzer deutscher Literatur. Ich gehöre zu jenen sowjetischen Schriftstellern, die sich für Freunde der Literatur der Deutschen Demokratischen Republik halten. Ich gehöre zu den Lesern der Meister der deutschen Literatur. Wahrscheinlich sind wir, die Teilnehmer dieses Kolloquiums, uns alle darin einig, dass der Deutsche Schriftstellerverband eine sehr wertvolle und nützliche Initiative gezeigt hat, als er uns alle zu dieser freundschaftlichen Begegnung einlud. Das Referat des Genossen Koch hat uns in die Situation eingeführt, in der die deutsche Literatur heute existiert und sich entwickelt, in der DDR, die den Sozialismus aufbaut, und ebenso in Westdeutschland, wo interessante Schriftsteller leben und arbeiten, von denen uns einige in ihren gesellschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen nahe stehen. Genosse Koch hat uns in kameradschaftlicher Weise mit den ernstesten Problemen vertraut gemacht, mit denen sich das Denken der Schriftsteller hier in der DDR beschäftigt. Das Referat des Genossen Koch, ebenso wie die Diskussionsbeiträge vieler deutscher Genossen sowie von Kennern der deutschen Literatur aus den anderen Bruderländern, wird uns, den sowjetischen Schriftstellern und allen Freunden Ihres Landes, wesentlich dabei helfen, die Beziehungen zwischen der sowjetischen und der deutschen Literatur möglichst richtig und möglichst vielseitig zu entwickeln, alle Eigenarten des lebendigen Prozesses besser zu berücksichtigen, der sich in der deutschen Literatur vollzieht. Wenn zudem noch, wie uns die deutschen Genossen mitgeteilt haben, im Mai 1965 internationale Begegnungen von Schriftstellern anlässlich des zwanzigsten Jahrestages der Zerschlagung des Faschismus stattfinden werden, die jene gewaltige Rolle behandeln sollen, welche die Literatur in der Menschheitsentwicklung zu spielen berufen ist, erlangt unsere Aussprache eine noch größere Bedeutung. Zu den bevorstehenden Begegnungen werden sich nicht allein die Schriftsteller aus sozialistischen Ländern treffen, sondern auch fortschrittliche Schriftsteller aus den kapitalistischen Staaten. Es ist ganz natürlich, dass wir alle, die Schriftsteller aus den sozialistischen Ländern, und nicht nur unsere deutschen Freunde, die moralische Verantwortung für diese Begegnung der Schriftsteller aus aller Welt am runden Tisch tragen. Selbstverständlich soll diese Begegnung dazu beitragen, die Schriftsteller im Kampf für den Frieden, für das Glück der Menschen, für den Fortschritt noch enger zusammenzuschließen, und unserer sozialistischen Gemeinschaft einen spürbaren Gewinn bringen.

Unser Kolloquium bereitet diese Begegnung der Schriftsteller im Jahr 1965 gleichsam vor. Das ist gut, das ist eine notwendige Sache. Das ist nötig, damit die Schriftsteller der sozialistischen Länder ihren Standpunkt gegenseitig kennen lernen. Bei uns, den hier anwesenden sowjetischen Schriftstellern, hat sich das Gefühl herausgebildet, dass wir in Berlin unsere Zeit nicht vergeudet haben, denn wir haben hier viel gehört und gesehen, haben hier so manches gelernt und werden noch mehr lernen, um uns eine gründliche Vorstellung zu machen. In einigen Diskussionsbeiträgen wurden hier schwierige Fragen aufgeworfen, wurden schwierige Namen genannt, zeichneten sich übereinstimmende Standpunkte ab. Unserer Ansicht nach ist das gut. Es ist ein Beweis für das wachsende Vertrauen zwischen uns, ein Beweis dafür, dass unsere Beziehungen sich noch fruchtbringender gestalten können, dass sie noch weitere Perspektiven bieten. Gut, dass jene Zeit der Vergangenheit angehört, da wir, wenn wir zusammenkamen, nur ein Lächeln füreinander hatten, da wir zwar interessante Gespräche miteinander führten, aber zu scharfen Auseinandersetzungen über das Wesentliche, den grundlegenden Sinn und den Zweck unserer verantwortungsvollen Arbeit nicht in der Lage waren. Wenn ich davon spreche, will ich durchaus nicht abstreiten, dass es sehr schwer ist, solche Aussprachen zu führen, und dass es natürlich nicht einfach ist, sich einen Weg zu den richtigen Schlussfolgerungen zu bahnen. Hier besteht die Gefahr der Unduldsamkeit, der Voreingenommenheit, der Subjektivität, doch wir verfügen ja über nicht geringe Erfahrungen, die uns immer helfen werden, in den Aussprachen den richtigen Ton und die gebührende Achtung gegenüber den Genossen im gemeinsamen Kampf zu finden. Und wir müssen es wahrscheinlich lernen, dass wir uns stets mitten in einer schöpferischen Auseinandersetzung stehend fühlen, denn ohne sie verknöchert das Denken der Literaturschaffenden. Und mögen die Genossen nicht denken, dass ich, wenn ich das ausspreche, diese Worte zu irgendeinem anderen Zweck sage. Ich spreche sie vor allem für uns, die sowjetischen Schriftsteller.

In seinem interessanten Referat wandte sich Genosse Koch an alle ausländischen Gäste mit der Bitte, ganz offen ihre Meinung zu äußern über die Literatur der DDR. Diese Bitte ist wohl ganz natürlich, ist aber nicht so leicht zu erfüllen, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Alexander Twardowski, unser bekannter Dichter, machte einmal im Scherz folgende treffende Bemerkung: „Die Literatur ist eine Stückware, sie lässt sich im Großhandel nicht absetzen.“ Das ist, wie mir scheint, eine sehr zutreffende und feine Bemerkung. Und ich glaube, dass auch die heutige Literatur der DDR kein Großhandelslager ist, für das man, wie man so sagt, entweder in Bausch und Bogen einen hohen Preis zahlen oder, im Gegenteil, wohlfeil kaufen kann. Soweit es mir meine Bekanntschaft mit dem Schaffen der Schriftsteller in der Deutschen Demokratischen Republik gestattet, stellt es eine Erscheinung der Kunst dar, hat jeder von ihnen seine Individualität. Sie sind nicht von gleicher Körpergröße und ihre Gesichter haben nicht den gleichen Ausdruck. Und gerade darin liegen die Vorzüge dieser Literatur. Aber darin liegt auch gerade die Schwierigkeit, ja, ich möchte sagen, die Unmöglichkeit, eine allgemeine Einschätzung, sozusagen in Bausch und Bogen, zu geben. Ein solches Herangehen kann die Dinge nur verwirren, nicht aber Klarheit hineintragen. Trotzdem ist die Bitte des Genossen Koch berechtigt und begreiflich. Und ich möchte ihm, soweit es mir möglich ist, antworten, wobei ich mich auf ein gewisses Studium eines großen Leserkreises in der Sowjetunion stütze.

Sie wissen, Genossen, dass die Werke deutscher Schriftsteller bei uns, auch in den Jahren des Krieges, gelesen wurden und Achtung genossen. Und ich spreche hier nicht von den deutschen Klassikern, die jeder gebildete Mensch kennt, sondern ich spreche von jenen großen Meistern der Literatur, die unsere Zeitgenossen waren und es bleiben, das sind

Thomas und Heinrich Mann, Becher, Brecht, Feuchtwanger, Weinert und Bredel, Anna Seghers, Ludwig Renn, Arnold Zweig. Folgendes aber ist interessant: Heute ist bei uns in der Sowjetunion ein neues Interesse für die deutsche Literatur zu beobachten, ein neues, ich möchte sagen, gewaltiges Ansteigen des Interesses für die deutsche Literatur, die heute geschrieben wird. Die Bücher von Bruno Apitz, Dieter Noll, Christa Wolf sowie vieler, vieler anderer deutscher Autoren – es ist unmöglich, sie alle zu nennen und aufzuzählen – finden bei unseren Lesern ein lebhaftes Echo. Worum geht es hier, was ist geschehen?

Man muss ganz ehrlich sagen, dass wir vor drei oder vier Jahren eine solche Erscheinung, in dem Grade wie heute, nicht beobachten konnten. Meiner Ansicht nach handelt es sich dabei um Folgendes. Die zeitgenössischen Schriftsteller der DDR haben ihre Stimme lauter und nachdrücklicher erhoben, sprechen voll starker innerer Bewegung. In vielen Werken der Schriftsteller aus der DDR hat der sowjetische Leser gehaltvolle und künstlerisch reife Gestalten gefunden, die seinen von Herzen kommenden und aufrichtigen Wunsch erfüllen, zu wissen, was das neue Deutschland darstellt, welches seine Menschen sind, welchen Weg es in die Zukunft geht. [Das ist die Ursache] des Wachstums und der Beliebtheit der Werke der zeitgenössischen Schriftsteller der DDR. Über diese Erscheinung haben auch noch einige andere Genossen gesprochen, und sie gibt uns Anlass, unseren Freunden zu sagen: Ihr habt bereits nicht wenig getan, Ihr schreitet vorwärts, und wir erwarten von Euch, freundschaftlich und brüderlich, neue künstlerische Entdeckungen.

Ich muss hier noch eine weitere Frage behandeln, wenn sie auch nicht in direkter Beziehung zur deutschen Literatur steht. Es ist eher eine Frage der sowjetischen Literatur, genauer gesagt, eine Frage der Literatur aller unserer Bruderländer.

Sie wissen alle, dass die sowjetische Literatur multinational ist. Gegenwärtig vereinigt der sowjetische Schriftstellerverband Literaturschaffende, die in 60 Sprachen der Völker der Sowjetunion schreiben. In der gesamten Geschichte der Weltliteratur hat es diese einzigartige Tatsache wohl noch nie gegeben. Unsere Literaturen sind unterschiedlich, es handelt sich hier um die Literatur von viele Millionen zählenden Völkern, des russischen, des ukrainischen, des belorussischen Volkes. Hierher gehört eine Literatur, die ihre Wurzeln im fernsten Altertum hat, die grusinische, armenische, tadschikische. Hier gibt es auch eine Literatur, die ihre Schriftsprache erst nach der Oktoberrevolution erhalten hat, die jakutische, die burjatische. Und hier gibt es schließlich die Literaturen der kleinen Völker, solcher Völker wie der Udehe, Niwchi, der Chanten, Mansi usw., darunter solcher Völker-schaften, die nicht nach Tausenden, sondern nur nach Hunderten zählen. Doch der allgemeine, durch den Aufbau des Sozialismus hervorgerufene Aufschwung hat sämtliche Völker, unabhängig von ihrer Zahl, in die gleichberechtigte Schaffung einer neuen Kultur einbezogen, darin vor allem einer neuen Literatur als integrierenden Bestandteil unserer ganzen Lebensweise. Einige dieser Literaturen haben echte Begabungen, wahre Meister des künstlerischen Wortes hervorgebracht, echte Kämpfer für den Gedanken der Völkerfreundschaft. Ich könnte hier Namen von Schriftstellern nennen, die nicht allein bei uns im Lande Anerkennung gefunden haben, sondern auch im Ausland, in anderen Ländern Europas, Asiens und Amerikas. Da ist der Kasache Muchtar Auezow, der Kirgise Tschingis Aitmatow, der Tadschike Mirzo Tursun-Sade, der Aware Rasul Gamsatow, der Turkmene Berdy Kerbabajew, der Udehe Dshansi Kimonko. Doch ich möchte Sie nicht durch eine Aufzählung von Namen ermüden, denn das allein besagt noch nichts. Genossen, hier geht es um etwas anderes. In den sozialistischen Bruderländern wird viel für die Übersetzung und das Studium der sowjetischen Literatur getan. Wir würdigen diese Aufmerksamkeit hoch und sprechen stets mit dem Gefühl unserer aufrichtigen Dankbarkeit davon. Leider

aber berücksichtigen unsere Freunde nicht immer die Tatsache, von der ich sprach. Die sowjetische Literatur ist eine vielsprachige Literatur, ihre künstlerischen und ideologischen Methoden erschöpfen sich keineswegs allein in der russischen Literatur. Selbstverständlich ist die Bedeutung dieser Literatur in der Gemeinschaft der brüderlich miteinander verbundenen Literaturen allgemein bekannt, und es hat daher keinen Sinn, darauf näher einzugehen.

Doch ich möchte dafür noch ein Beispiel nennen. Der Verlag des Schriftstellerverbandes, der den Namen „Sowjetski pisatel“ [„Der sowjetische Schriftsteller“] trägt, gibt jährlich 450 500 Titel in einer Auflage von 12 bis 13 Millionen Exemplaren heraus. Nicht weniger als die Hälfte dieser Bücher sind Übersetzungen aus den Sprachen der Brudervölker der UdSSR. Doch außer von diesem Verlag werden Bücher der Schriftsteller unserer Republiken von Dutzenden anderen Verlagen des Landes in russischer Sprache herausgegeben. Und das alles geschieht natürlich mit sehr aktiver Unterstützung der russischen Schriftsteller. Gerade aus diesem Grunde kann man sich von der sowjetischen Literatur unmöglich ein vollständiges Bild machen, wenn man nicht auch die Situation in der Literatur der Brudervölker der UdSSR einbezieht. Ich habe nicht die Absicht, hier etwas aufzudrängen, möchte aber den Vertretern der Literaturen der sozialistischen Bruderländer in aller Aufrichtigkeit sagen: Liebe Freunde, richtet Eure Aufmerksamkeit auf die Literatur der Völker der UdSSR. Sie wird Euch viele echte künstlerische Entdeckungen bringen, sie wird Euer Wissen über die Vielfalt des literarischen Schaffensprozesses bereichern, der sich in unserem Lande vollzieht, sie wird Euch die Möglichkeit bieten, Euren Lesern zahlreiche Kunstwerke zu vermitteln. Ich will sagen, dass diese Erfahrungen, dieses ganze Material Euch ein tieferes Verständnis für das geistige Leben unserer Gesellschaft vermitteln und die Literatur und Ästhetik des Sozialismus um viele ergänzende und sehr wesentliche Tatsachen bereichern wird. Ebenso bin ich davon überzeugt, dass unter der Jugend in unserer Literatur, die den Beruf und die Tätigkeit eines Übersetzers gewählt haben, sich Menschen finden werden, die sich mit Lust und Leidenschaft dem Studium der Sprache bisher noch wenig bekannter Völker widmen und sie den Lesern in Europa vermitteln werden. Insgesamt aber wird dies nach meiner und nach unserer gemeinsamen Überzeugung eine gewaltige Aufgabe bei unserem gegenseitigen Kennenlernen, bei der Annäherung unserer Kulturen und unserer Völker sein. Ich danke Ihnen.

Arnold Hauser (VR Rumänien):

Keiner der Redner hat es bezweifelt, dass in der DDR eine neue Literatur entstanden ist. Die Anerkennung der Tatsache, dass eine neue Literatur hier besteht, war, wie Herr Prof. Dr. Koch in seiner Eröffnungsansprache verlangt hat, Ausgangspunkt fast sämtlicher Diskussionen. Es muss nicht besonders betont werden, dass die Entwicklung der letzten 15 Jahre, das Entstehen und Erstarken neuer gesellschaftlicher Verhältnisse der DDR auch einen Niederschlag in der Literatur finden musste und ihn auch fand. Es sind Werke geschrieben worden, die, in viele Sprachen übersetzt, das Bestreben der hier lebenden Schriftsteller widerspiegeln, mit der so unsinnigen Vergangenheit abzurechnen, das Neue festzuhalten, [ebenso] die Bewusstseinswahrnehmung der Menschen, die den Sozialismus aufbauen. So [entstanden] auch Werke, die die Frage des geteilten Deutschlands aufwerfen. Sie wurden in hoher Auflagenzahl in vielen Ländern verlegt. Eine reichhaltige Problematik also, eine genügend reichhaltige, die ein breites Lesepublikum fand und in großem Maße dazu beitrug, die Welt von den guten Absichten der DDR zu überzeugen. Hier wurde viel von Ahnherren gesprochen, von Vorbildern, von literarischen Strömungen und von



Stileigenheiten. Meiner Meinung nach zu viel. Soll sich doch jeder seine Lehrmeister selber suchen. Hauptsache ist, dass Literatur entsteht, gute Literatur. Bücher, wie Bruno Apitz' „Nackt unter Wölfen“, Christa Wolfs „Geteilter Himmel“. Beide werden noch nach Jahren ihren Gültigkeitswert haben. Beide wurden übrigens ins Rumänische übersetzt und erfreuen sich, wie die Werke von Bertolt Brecht, Johannes R. Becher, Anna Seghers und vielen anderen, großer Beliebtheit. Das ist kein Zufall, denn das Leserpublikum Rumäniens ist ein hungriges Publikum. Es fordert viel, man muss ihm viel bieten, vor allem aber viel Gutes.

Es gilt [nun], manches nachzuholen. Jahrelang<sup>126</sup> wurde zeitgenössische Literatur übersetzt, aber bekanntlich nicht die beste. Das aber lag an den Verhältnissen, die das kulturelle Leben auch in Rumänien bestimmten. Deshalb wird jetzt neben dem Besten, was die Literatur in den sozialistischen Ländern zu bieten hat, in Rumänien die heutige, fortschrittliche Literatur des Westens verlegt. Namen wie Böll, Weisenborn, Enzensberger, Borchert, um nur einige Westdeutsche zu nennen, sind dem rumänischen Leser längst bekannt. In Zeitschriften, Sammel- und Einzelbänden kann sie jeder in gelungener Übertragung lesen.

Ich habe Borchert erwähnt und ich habe ihn nicht zufällig hier erwähnt. Unlängst hatte ich einen Sammelband in der Hand, in dem 19 westdeutsche Prosa-Autoren vertreten sind, darunter auch Borchert. Borchert aber war schon tot, als er bekannt wurde. Warum zählt man ihn dann aber zu den Autoren der Bundesrepublik? In derselben Anthologie, die, wenn ich nicht irre, im Verlag Volk und Welt erschien, habe ich einige der namhaftesten Erzähler der Bundesrepublik nicht vorgefunden.<sup>127</sup> Günter Grass zum Beispiel. Selbst wenn er nicht alles schreibt, was der DDR entspricht, hätte er auch vertreten sein müssen. Die NDL hat doch auch eine Leseprobe aus seinen „Hundejahren“ gebracht.<sup>128</sup>

Der erwähnte Sammelband scheint mir aus bestimmten Gründen irgendwie kennzeichnend für die Lage, die in diesem Kolloquium zum Diskussionsgegenstand wird. [Es wäre gut], wenn wir einige der Gründe erfahren, die eine vorsichtige Handhabung der westdeutschen Literatur [nahelegen] könnten. Obwohl einleuchtend, sind sie mir dennoch noch nicht ganz klar. Nehmen wir z. B. Max von der Grün. Es vergeht in letzter Zeit kaum eine Woche, in der dieser westdeutsche Autor nicht in der einen oder anderen DDR-Zeitschrift vertreten wäre. Ich frage, warum? Die Ursache wird wohl kaum seine literarische Meisterchaft sein. Gewiss ist es wichtig, dass Max von der Grün gefördert wird, ebenso wichtig ist es, dass er bekannt wird. Doch warum wird er so gefördert? Der Leser hier weiß doch besser als der Leser anderer sozialistischer Länder, was in Westdeutschland geschrieben wird. Wirkt eine einseitige Informierung da nicht äußerst ungünstig? Ich glaube doch.

Paul Wiens hat vorgestern die Frage aufgeworfen, ob es in der Literatur eines antifaschistischen Schutzwalls bedarf. Ich glaube verstanden zu haben, dass er eher gegen einen war als für einen. Wenn er diesen Wall nicht einen antifaschistischen genannt hätte, hätte ich es vielleicht dabei [bewenden] lassen. Da möchte ich doch ein Wort dazu sagen. In Rumänien und in allen anderen sozialistischen Staaten erscheint keine faschistische Literatur, und es

<sup>126</sup> In der Tonbandabschrift steht hier ein Fragezeichen. Vermutlich akustisch nicht eindeutig.

<sup>127</sup> Gemeint ist: Erkundungen. 19 westdeutsche Erzähler, hrsg. von Werner Liersch, Berlin 1964 (Verlag Volk und Welt). Der Sammelband enthielt Texte von Borchert, Schallück, Walser, Böll, Lenz, Rinser, Hochhuth und anderen. Zur Geschichte der seit 1961 vorbereiteten, wegen Lizenzstreitigkeiten einerseits und politischer Bedenken andererseits immer wieder aufgeschobenen Edition dieser ersten Anthologie westdeutscher Autoren siehe Werner Liersch, Erkundungen der Erkundungen. Westdeutsche Literatur 1964, in: Simone Barck/Siegfried Lokatis (Hrsg.), Fenster zur Welt. Eine Geschichte des DDR-Verlages Volk & Welt, Berlin 2003, S. 215–219.

<sup>128</sup> Siehe Günter Grass, Hundejahre (Leseprobe), in: NDL, 1964, H. 7, S. 67–72.

wird niemals eine erscheinen. Deshalb bin ich für einen antifaschistischen Schutzwall in der Literatur; und das, es mag paradox klingen, obwohl ich so etwas nicht zur Literatur zähle. Ich möchte kurz auch Herrn Prof. Vajdas Bemerkungen über die Literatur, die außerhalb der beiden deutschen Staaten in deutscher Sprache erscheint, beipflichten. Man soll, meiner Meinung nach, die Literatur nicht mehr durch allzu starke Grenzen trennen. Der Schweizer Dürrenmatt schreibt deutsch, schildert die allgemeinen Zustände, übt an ihnen Kritik und könnte der Problematik nach, wenn man es nicht besser wüsste, genauso gut zu den Autoren der deutschen Bundesrepublik gezählt werden, und ebenso seine Landsleute und ebenso die Österreicher.

Kurz noch einiges über die einheimische Literatur in deutscher Sprache in unserem Land. In Rumänien leben einige deutschschreibende Schriftsteller. Ihre Bücher werden verlegt, gedruckt und auch ins Rumänische übersetzt. Neben der einheimischen Literatur in ungarischer Sprache bilden auch diese Werke einen ergänzenden Bestandteil der Literatur Rumäniens. Drei deutsche Zeitungen mit Wochenbeilagen für Literatur und Kunst und die *Neue Literatur*, eine von elf Zeitschriften des Schriftstellerverbandes, bieten sowohl bekannten Autoren als auch Anfängern die Möglichkeit, Erstabdrucke in deutscher Sprache zu veröffentlichen. Um nur einige zu nennen: Oskar Walter Cisek ist in letzter Zeit mit seinem zweibändigen Roman über Reißig<sup>129</sup> vorgetreten, der auch in Rumänisch erschienen ist. Eines seiner anderen Bücher, der Titel ist mir entfallen, erscheint in Kürze bei Rütten & Loening in Westdeutschland. Auch Alfred Margul-Sperber ist über die Grenzen des Landes hinaus bekannt. In Österreich hebt man einen Gedichtband von [...] <sup>130</sup> in seiner Übertragung hervor. Doch neben diesen Namen könnte ich ohne Bedenken noch einige andere nennen, und was besonders erfreulich ist, Namen Jüngerer, die sich durch die Herausgabe von Gedichtbänden bei den Lesern rasch durchgesetzt haben: Paul Schuster, Oskar Pastior, Christian Maurer, [Franz Hodjak?]. Das sind einige der deutschschreibenden Schriftsteller Rumäniens.

Warum ich all das sage? Ich weiß, es gehört nicht gerade hierher, und ich hätte es auch nicht für nötig befunden, es zu sagen, wenn ich während meines Aufenthaltes hier nicht einige Fragen gestellt bekommen hätte, die mich von der Notwendigkeit dieser Mitteilungen überzeugt hätten. Selbst auf die Gefahr hin, den Rahmen des Kolloquiums etwas übertreten zu haben, habe ich deshalb über die deutsche Literatur in meiner Heimat gesprochen.

Abschließend noch ein Wort. Das volle Verständnis, das wir unseren deutschen Kollegen in der DDR in Anbetracht ihrer besonders schwierigen Lage entgegenbringen, enthebt weder sie noch uns der Aufgabe, gute und beste Literatur zu schreiben, im Gegenteil, sie verpflichtet.

Stephan Heym<sup>131</sup>:

Liebe Freunde und Genossen!

Ich bedaure es außerordentlich, dass ich die ersten zwei Tage dieses Kolloquiums nicht anwesend sein konnte. Der Grund dafür ist, dass ich von dieser mich sehr interessierenden Veranstaltung erst aus der Presse erfuhr.

<sup>129</sup> Gemeint ist Oscar Walter Cisek, „Reißigfeuer“. In der Bundesrepublik erschienen beide Teile: „Das Buch Criş“ (1961) und „Das Buch Horia“ (1964).

<sup>130</sup> Der Name konnte nicht ermittelt werden.

<sup>131</sup> Der Text folgt in Interpunktion und Absatzgestaltung dem veröffentlichten Text von 1990. Siehe Stefan Heym, Stalin verlässt den Raum, in: Stalin verlässt den Raum. Politische Publizistik, Leipzig 1990, S. 106–110. Abweichungen sind markiert.

Auf einer internationalen Schriftstellerkonferenz erzählte mir Ilja Ehrenburg eine Geschichte, die mich seither verfolgt hat. Im Jahre 1956 geschah es, dass man dem Regisseur jener Filme, die Stalin so glorifizierten, einige Fragen stellte. Der Mann verteidigte sich, indem er die Szenarien vorlegte, nach denen er gearbeitet hatte. Dort fand man dann eine Zeile wie etwa: Stalin verlässt den Raum. Aber die Zeile war ergänzt worden – in Stalins eigener Handschrift – und lautete nun: Der große Stalin verlässt den Raum.

Ich glaube, die Geschichte wirkt so stark, weil sie die Schrecken einer ganzen Epoche auf Proportionen reduziert, die sich begreifen lassen, und weil sie eine Anzahl von Fragen aufwirft. Nicht so sehr medizinischer Natur: Sicher werden Psychiater der Zukunft die Krankheitssymptome sorgfältig studieren und zu einer schlüssigen Diagnose des Patienten Stalin gelangen. Wichtiger ist die Frage der revolutionären Ethik: Wie Tausende von Kommunisten, bewährte Kämpfer, sich allmählich einem Zustand unterwerfen konnten, den sie als übel und im Gegensatz zu ihren Idealen stehend erkannt haben mussten. Aber die Frage, die uns unmittelbar betrifft, ist politischer und philosophischer Natur: Da der größere Teil, 30 Jahre *nämlich*<sup>132</sup>, des Experiments Sozialismus unter der Ägide Stalins durchgeführt wurde, und da national und international der Machtapparat Stalins völlig autokratisch, pyramidenartig aufgebaut war – wie viel stammt dann, nicht nur bei einem Filmszenario, sondern bei der Praxis des Sozialismus, von dessen ursprünglichen Autoren und wie viel von Stalin? Und hierbei wieder, wie viel von Stalin, dem nüchternen Marxisten, der zu Recht entschied, dass der Aufbau des Sozialismus in einem Lande möglich war, und wie viel von Stalin, dem Paranoiker?

Viele sind der Meinung, dass eine Untersuchung des Problems unumgänglich ist – so notwendig wie etwa die Untersuchung, die der Chirurg anstellt, um den Bereich des kranken Gewebes zu erkennen, bevor er das Skalpell ansetzt und die Wucherungen *von dem gesunden Teil*<sup>133</sup> des Körpers trennt. Denn der Körper des Sozialismus ist an Haupt und lebenswichtigen Gliedern gesund.

Der Beweis für seine Gesundheit und Regenerationsfähigkeit ist von den Menschen erbracht worden. Hätten nicht Millionen von ihnen – Arbeiter an ihrer Maschine, Bauern hinter ihrem Pflug, Wissenschaftler in ihrem Laboratorium, Schriftsteller an ihrem Schreibtisch, Soldaten auf ihrem Posten – Tag um Tag unter den schwierigsten Umständen mehr als ihre revolutionäre Pflicht getan, so stünde der Sozialismus heute nicht festgegründet auf einem Drittel der Erde. Aber wie viel mehr hätten diese Menschen durch ihre Mühen und Opfer erreichen können, um wie viel weiter hätte die Geschichte vorwärtsgeschritten sein können, wenn ihr Fortschritt nicht gehemmt worden wäre von dem, was mit großer Zurückhaltung als Entstellung der Leninschen Normen bezeichnet wird?

Es ist um dieser Menschen willen, dass man den Schmutz, der unter den Teppich gekehrt wurde, ausfegen, den Teppich selbst reinigen und den Raum desinfizieren muss, den Stalin verlassen hat.

Die letzten Jahre haben in der sozialistischen Industrie, Technik und Naturwissenschaft beträchtliche Veränderungen zum Guten gebracht. Aber außerhalb der Brot- und Butter-Kategorie ... In Philosophie, Kunst, Literatur?

Vielerorts liegt eine große geistige Unruhe verdeckt unter einer merkwürdig glatten, profillosen Oberfläche; öffentlich getane Äußerungen haben oft einen doppelten und dreifachen Boden; und der Dunst der Heuchelei breitet sich aus – privat redet einer so, aber ganz

<sup>132</sup> Das Wort ist in der Druckfassung von 1990 gestrichen.

<sup>133</sup> In der Druckfassung von 1990: von den gesunden Teilen.

anders spricht er in seinem Betrieb, seinem Büro oder seiner Gewerkschaft oder in den Artikeln und Büchern, die er schreibt.

Dieser Zustand ist gefährlich, denn er führt zur Stagnation und Niedergang.

Es gibt nur einen Weg, um das zu vermeiden: Die Sache ans Tageslicht zu bringen, zu diskutieren, abzuwägen und zu korrigieren. Sie weiterhin zu verschweigen, so zu tun, als gälten die alten Regeln ausnahmslos noch, oder schlimmer, vorzutäuschen, man habe seine Ideen den neuen Tatsachen angepasst, während man sich in Wirklichkeit an die alten Dogmen klammert, steigert nur den überall spürbaren Zynismus. Es untergräbt das Vertrauen der Menschen, besonders der jungen. Es macht es unmöglich, die Initiative und Begeisterung zu erzeugen, ohne die sich der Sozialismus nicht erbauen lässt.

Der Schlüssel, scheint es, ist also: furchtlose Diskussion. Diskussion ohne Tabus, Bezweifeln auch des scheinbar Selbstverständlichen, Infragestellen auch des scheinbar längst Feststehenden. Behandlung vor allem des zentralen Problems, das den großen Konflikten im Bereich des Sozialismus zugrunde liegt, des Widerspruchs zwischen der revolutionären Demokratie einerseits, die dauernden Zweifel am Edikt, dauerndes Infragestellen der Doktrin erfordert, und der revolutionären Disziplin andererseits, welche Unterordnung verlangt und bedingungsloses Befolgen von Direktiven.

Doch sollte die Diskussion sich nicht auf dieses Thema beschränken. Sie sollte Fragen einschließen, wie etwa die Einordnung der Kernphysik, der Kybernetik, der Biochemie und ihrer Resultate im Rahmen der modernen Dialektik, oder die Befreiung der Ästhetik der Kunst und Literatur von den sterilen Schablonen, in welche man sie in der Stalin-Zeit einzwängte. Das Leben konfrontiert uns mit diesen Problemen, und niemand kann sich ihnen entziehen. Kein Schriftsteller kann einer Stellungnahme entgehen. Eine Kunst ohne Engagement gibt es nicht, im Kapitalismus nicht und erst recht nicht im Sozialismus. Im Sozialismus bedeutet schon das Schweigen eines Autors oder sein Vermeiden eines Themas, dass er Stellung bezieht.

Wie tief das Sehnen nach Debatte und Diskussion in der sozialistischen Welt geht, kann man an der Tatsache ermessen, dass dort, wo der Rotstift des Zensors eine echte Diskussion verhindert, unechte Diskussionen mit viel Lärm und wie auf Kommando durchgeführt werden – Kontroversen ohne Kontroversen, über Fragen von minimaler Bedeutung; öffentliche Debatten über Bücher, in denen so welterschütternde Ereignisse behandelt werden wie das törichte Vorgehen eines Dorfbürgermeisters, der seinen Bauern eine falsche Art von Kuhställen aufzwingen will, oder die außereheliche Vaterschaft eines kleinen Parteisekretärs, der den Skandal vertuschen möchte.

Häufig wird diese Methode der „Diskussion“ – oder das Vermeiden von Diskussion – mit der alten Losung aus der Kriegszeit „Feind hört mit!“ verteidigt!

Es ist wahr, dass der Westen bei jeder Art von Debatte mithören wird. Es ist ebenso wahr, dass gewisse Gruppierungen im Westen sich bemühen werden, aus den in der Debatte zutage tretenden Tatsachen und aus den Argumenten, die benutzt werden, Vorteile zu ziehen. Man wird ihre Schadenfreude erleben und auch Versuche direkter Einmischung.

Aber der Sozialismus ist nicht mehr die Sache einer kleinen Sekte. Ein Drittel der Menschheit hat sich ihm angeschlossen, und bei dem heutigen Stand der Kommunikationsmittel werden seine Debatten auch die Ohren von Menschen erreichen, die ihm nicht immer freundlich gesinnt sind. Wollte man darum die Debatte auf Themen beschränken, die westlichen Zeitungsredakteuren, *Radiokommentatoren*<sup>134</sup> und Propagandisten kein Material bie-

<sup>134</sup> In der Druckfassung von 1990 gestrichen.

ten, so müsste man praktisch jede Debatte und jede Kritik ausschließen, Chruschtschow hätte seine berühmte Rede auf dem Zwanzigsten Parteitag der Sowjetischen Kommunistischen Partei *niemals*<sup>135</sup> halten, Luigi Longo<sup>136</sup> das Memorandum des toten Palmiro Togliatti *niemals*<sup>137</sup> dem Setzer übergeben dürfen.<sup>138</sup>

Die Taktik des Verschweigens, die Forderung „Bitte nur harmlose Debatten!“ sind in Wahrheit ein Mittel der Konservativen, ihre Politik des Nichtstuns fortzusetzen und ängstlich auf dem Deckel des Topfes hocken zu bleiben, in dem es so unheimlich brodelte. Wir dürfen die Schmerzen nicht fürchten, die es kostet, sich zur Wahrheit hindurchzufinden; die Wahrheit ist immer revolutionär; wo ihr untrüglicher Zeiger scheinbar gegen die Revolution ausschlägt, deutet er an, dass etwas fehlerhaft ist, nicht an der Idee der Revolution, wohl aber an der Art ihrer Durchführung.

Die aber sind Narren, drüben im Westen, die da glauben, als könnten sie *in trüben Wässern*<sup>139</sup> fischen. Mögen sie ein Weilchen Spaß haben, aber ihre Netze werden leer bleiben.

Wir diskutieren unsere Anschauungen nicht, analysieren unsere Gedanken nicht, zerlegen unsere Hirne nicht, um Time Incorporated in New York oder dem Axel-Springer-Verlag in Hamburg eine Freude zu bereiten. Wir tun all dies vielmehr, um den Leib des Sozialismus von den Rost- und Blutflecken der Stalin-Ära und von dem Schimmelpilz der Bürokratie zu säubern, damit der Sozialismus wieder scheine im großen Glanz jener, die ihr Leben und ihr Herz dafür gaben, und die Menschen, vor allem die jungen Menschen mit der Begeisterung erfülle, welche Welten bewegt.

Klaus Gysi:

Liebe Freunde, ich möchte etwas vorwegschicken. Ich habe hier keinen ausgearbeiteten Diskussionsbeitrag, der vor der Konferenz entstanden ist. Ich hatte vor, zu einigen Fragen zu sprechen, die auf der Konferenz irgendwann aufgetaucht sind, in der Diskussion. Das fällt mir sehr schwer. Ich möchte ganz offen sagen, dass ich gar nicht sehe, wie man bei der Fülle von Komplexen, die hier angeschnitten worden sind, und die politische ebenso wie literarische, kulturpolitische ebenso wie ästhetische Themen behandeln, etwas Wesentliches zu einem Punkt sagen kann, denn an sich sind alle diese Fragenkomplexe einer gründlichen Aussprache und Behandlung wert. Und mit einem allgemeinen fröhlichen Abschlagsabtausch zwischen uns ist doch nichts gewonnen.

Wir kommen ja nicht weiter, wenn der eine mehr oder weniger brillant, je nach Können, einige Dinge in die Debatte wirft, sondern es soll doch irgendwie auch zu einer Klärung beitragen. Und ich wollte ganz einfach noch einmal versuchen, ein paar Dinge zu unserer Entwicklung und Literatur und Literaturpolitik zu sagen, einfach um noch einmal einige Grundvoraussetzungen für das Verständnis der Diskussion, der Art der Diskussion bei uns, zu geben.

<sup>135</sup> In der Druckfassung von 1990: nie.

<sup>136</sup> Luigi Longo war 1964 bis 1972 Generalsekretär und danach bis zu seinem Tode im Jahr 1980 Ehrenvorsitzender der Italienischen Kommunistischen Partei.

<sup>137</sup> In der Druckfassung von 1990: nie.

<sup>138</sup> Der am 21. 8. 1964 verstorbene Palmiro Togliatti, Generalsekretär der Italienischen KP und einst Komintern-Funktionär, hatte ein „Memorandum zu Fragen der internationalen Arbeiterbewegung und ihrer Einheit“ hinterlassen (siehe ders., Ausgewählte Reden und Aufsätze, Berlin 1977), in dem er – wie bereits 1956 – aufforderte, die politischen Fehler der kommunistischen Bewegung zu untersuchen und dabei nicht etwa, wie es der XX. KPdSU-Parteitag getan hatte, bei der Person Stalins stehenzubleiben. Togliatti sah eine pluralistisch geführte internationale kommunistische Bewegung als notwendig an.

<sup>139</sup> In der Druckfassung von 1990: im Trüben.

Jetzt hat also vor mir Stefan Heym gesprochen, und schon ist man wieder in der Lage, dass man auch dazu einiges sagen muss. Ich möchte vorwegschicken, es fällt mir schwer. Denn jede Diskussion dieser Art hat doch nur Sinn, wenn sie wenigstens in einem bestimmten Ausmaß konkret wird.

Also erstens kann ich diese, möchte ich sagen, grandiose Anonymität nicht akzeptieren. Ich nehme an, dass er bei dem, was er gemeint hat (und ich nehme es an im Interesse unserer Gastfreundschaft), doch uns, das heißt die Deutsche Demokratische Republik, gemeint hat und charakterisieren wollte die Dinge bei uns. Das Zweite: Ich halte nichts von historischen Totalen, die sich sozusagen in dieser Entfernung über der Erdoberfläche bewegen und nur noch große Schattenrisse und Fluglinien sehen lassen. Sondern da muss man doch schon ziemlich konkret und etwas genauer werden. Als historische Totale halte ich das, was er gesagt hat, für falsch. Genau als historische Totale. Einzelheiten solcher Art, Einzelheiten des Dogmatismus kann man nun in beliebiger Menge bei uns [vorfinden]. Ich will nur auf einen Punkt eingehen.

Es ist also richtig, dass wir keine echten Diskussionen haben, weil der Rotstift des Zensors die echten verhindert, und wir haben infolgedessen nur unechte. Gemeint mit dem Bürgermeister und dem unehelichen Kind sind offensichtlich Stritumatters „Ole Bienkopp“ und Neutsch. Die Diskussionen, die wir bei uns über diese Bücher hatten, haben sich aber gerade dadurch ausgezeichnet, dass es echte Diskussionen waren und zwar echte Diskussionen vom Interesse und der Berührtheit der Leser aus. Wie weit solche Diskussionen und Bücher jetzt Weltinteresse erreichen, das scheint mir wirklich eine Frage der künstlerischen Durchdringung, Vertiefung und Darstellung zu sein. Und nicht die Frage der Dorfbürger in der DDR oder unehelicher Kinder in der DDR. Das heißt, ich glaube, dass der Weg, auf dem diese Literatur wirklich ist, auch zu einer allgemein anerkannten Weltbedeutung [führt].

Ich glaube, dass das, was fehlt, das Künstlerische [ist], und dass es nicht sozusagen eine unechte Diskussion ist, sondern dass es im tiefsten Sinn eine echte Diskussion ist, nämlich [darüber], was wir aus unserer Wirklichkeit und unserer Entwicklung [zu] unserer Literatur beitragen können. Wenn ich aber feststelle, dass das durchaus echte Diskussionen sind, dann charakterisiere ich natürlich damit auch schon einiges von dem, was offenbar mit „echte Diskussion“ gemeint ist. Denn wir haben uns geweigert, anzuerkennen, und wir tun das weiterhin (ich spreche hier nur für mich, aber ich weiß mich mit sehr vielen bei uns einig), dass die Grundlinie der Entwicklung bei uns in einem solchen Maße von Fehlern des Personenkultes oder Dogmatismus bestimmt ist, wie das hier dargestellt wurde. Wir finden, dass die Ergebnisse dessen, was wir bisher erreicht haben (ohne sie zu überschätzen oder ohne der Meinung zu sein, dass wir hier ein Allheilmittel gefunden haben), uns zu dieser Einstellung berechtigen. Es ist gar keine so einfache Sache, immer zu unterscheiden, was wirklich in einem echten Sinne progressiv ist und was sich pseudo-progressiv gebärdet. Aber wenn eine solche Diskussion überhaupt einen Sinn haben soll, dann muss [man] eben schon sehr genau [darauf] eingehen und sagen, was [man] meint. Nicht anonym, und nicht in dieser Entfernung von den Dingen, sondern sehr klar, hier an unseren Problemen und Dingen gemessen.

Ich wollte eigentlich über einen [anderen] Punkt sprechen. Ich wollte darüber sprechen, ob, wenn wir von „besonderer Lage“ sprechen, bei uns in Deutschland und besonders in der Deutschen Demokratischen Republik, ob das eine echte und grundlegende Tatsache unserer gesamten Entwicklung hier ist, die vieles bestimmt, oder ob das eine billige Ausrede ist für die Rechtfertigung irgendwelcher falscher kulturpolitischer Maßnahmen oder dogmatischer Entartungen.

Um anzufangen mit einem Problem, das hier in der Diskussion eine große Rolle gespielt hat, mit der Frage der Tradition. Man kann sehr allgemein über Tradition diskutieren. Jeder kann sich also seine Ahnen suchen usw. usw. Aber für uns ist diese Frage eine ganz existenzwichtige Frage gewesen. Und wir können uns von diesem Ausgangspunkt unserer Entwicklung bis heute nicht trennen, werden uns in einem bestimmten Maße sicher nie davon trennen, nämlich von dem, was diese Frage ganz praktisch für uns 1945 bedeutet hat. Wir haben während der 12 Jahre des Faschismus alles, was Anspruch auf den Namen deutsche Literatur [erheben kann], hundertprozentig in der Opposition und zum ganz überwiegenden Teil im Exil gehabt. Das war eine Periode, in der die deutsche Literatur der ganzen Welt die Möglichkeit eines anderen deutschen Weges [...] zeigte, und zwar ziemlich allein, wo sie also eine eminent wichtige Rolle spielte für die Vorbereitung des Weges, den wir nach 1945 gegangen sind. Zugleich ist diese Zeit aber auch eine Zeit gewesen, in der es innerhalb der deutschen Literatur, der deutschen Kultur, zwischen Künstlern und Autoren eine außerordentlich lebhaft Diskussions gegeben hat, nahezu um alle Fragen, die hier heute bei uns behandelt worden sind.

In der Diskussion hat jemand davon gesprochen, dass er nicht an die politische Wirksamkeit der Literatur glaubt, in einem bedeutenden Maße speziell in Bezug auf Westdeutschland, und er hat das Beispiel der deutschen Literatur vor 1953 gewählt. Und da muss man doch daran erinnern, dass einer der Hauptdiskussionspunkte damals eben die ungenügende Wirkung unserer sozialistischen und fortschrittlichen Literatur überhaupt war. Und dass das eine sehr echte und sehr tiefgehende Diskussion war und dass Fragen der Vertiefung, der Einbeziehung der Vergangenheit, dass Fragen der Verständlichkeit, der Volksverständlichkeit damals Fragen waren, die in ihrer ganz eminent, politisch-praktischen Bedeutung alle Schriftsteller auf das Tiefste bewegten. Das galt nicht nur für Anna Seghers und Johannes R. Becher, das galt genauso gut für Arnold Zweig, und es galt genauso gut für Thomas Mann und Feuchtwanger. Das heißt, das war eine Periode außerordentlicher Auseinandersetzungen. Uns sie hat dazu geführt, dass die eigentlichen Leistungen unserer Literatur, die ich hier mit den gleichen Namen charakterisieren möchte, von denen wir gesprochen haben, dass diese eigentlichen Leistungen in jener Zeit entstanden sind. Das war eine Periode der außerordentlichen künstlerischen Entwicklung unserer Literatur. Nur weil das der Fall war, konnten wir im Jahre 1945 hier einem Volk gegenüber, das in seiner überwiegenden Masse völlig vom Nazismus besessen war, weil es nichts anderes kennen gelernt hatte 12 Jahre lang, überhaupt mit einer geistigen Erneuerung beginnen. Das heißt, diese antifaschistisch-demokratische Literatur, die damals schon in der Literatur die national und künstlerisch führende Gruppe darstellte, zu der viele gehörten, [diese Literatur] gab uns die Möglichkeit, hier im Jahre 1945 sofort eine ganz breite Literatur herauszugeben, die die Voraussetzung war für eine Umerziehung. Diese Entwicklung hat uns in 20 Jahren dahin gebracht, wo wir heute stehen, im Denken, Fühlen und der Auffassung unserer Menschen. Man kann diese Hilfe unserer Literatur gar nicht hoch genug einschätzen. Man kann sich gar nicht vorstellen, was wir im Jahre 1945 unter diesen Bedingungen und [mit] einem halben Tausend überzeugter Sozialisten im Gebiet unserer heutigen Deutschen Demokratischen Republik hätten machen sollen, ohne diesen großen Strom der antifaschistisch-demokratischen humanistischen deutschen Literatur.

Es war also für uns keine theoretische Diskussion über Tradition, das war für uns eine Frage von nationalem Sein oder Nichtsein. Und diese Literatur spielt natürlich bis heute eine entscheidende Rolle als Tradition. Wir halten das nicht für falsch, wir sind sehr stolz darauf,

und wir sind der Meinung, dass das einer unserer ganz großen Punkte [ist, der] uns führend macht, zum Beispiel gegenüber Westdeutschland.

Wir brauchen also an sich nicht sehr darüber zu philosophieren, ob mit der Entstehung zweier deutscher Staaten zwei Literaturen entstanden sind – ich halte diese Diskussion für recht schwierig und zweifelhaft –, sondern es genügt festzustellen, dass zwei Ströme, die in der deutschen Literatur schon vorher da waren, jeweils in einem deutschen Staat zum herrschenden Strom geworden sind. Und bei uns ist es dieser Strom der deutschen Literatur.

Damit sage ich natürlich nicht – und ich will Missverständnissen vorbeugen –, dass die sogenannte Moderne nicht aufgenommen werden kann, dass sie nicht bereichert, dass sie nicht Impulse geben kann. Aber man muss doch unterscheiden zwischen sozusagen einem Hauptstrom der Entwicklung und etwas, was ihn bereichert, was Impulse gibt, was aufgenommen wird. Das sind zwei ganz verschiedene Dinge.

Wobei ich offen sagen möchte: Ich glaube nicht – weil das in der Diskussion ein paar Mal [anklang] –, dass die Lektüre von Kafka und Joyce das Niveau einer Literatur oder das Welt-niveau bestimmen. Wenn es so einfach wäre, in der Literatur das Niveau zu heben, dann wäre es allerdings sehr einfach. Leider ist doch der Prozess der künstlerischen Auseinandersetzung und der Entwicklung viel, viel komplizierter. Außerdem bedeutet doch die Tatsache, dass bestimmte Dinge erschienen oder nicht erschienen sind, bei uns mit [unseren] vielen Bibliotheken und den verschiedensten privaten Beziehungen, in keiner Weise, dass die Dinge nicht greifbar [sind]. Gerade bei denen, die sie interessieren, [sind diese Bücher] durchaus bekannt. Aber ich habe dieses über unsere Tradition vorausgeschickt, um auf etwas hinzuweisen. In Westdeutschland ist, wie dieses Land überhaupt, die Literatur einen ganz anderen Weg gegangen. Ich will ihn nicht charakterisieren, schon aus Zeitgründen, aber genau diesen Strom der Literatur, der bei uns das geistig-literarische Fundament war, auf dem wir aufgebaut haben, und ohne das die Deutsche Demokratische Republik, so wie sie heute existiert, überhaupt nicht möglich gewesen wäre, genau diesen Strom hat man in Westdeutschland zwar nicht 100%ig ausgeschlossen, aber man hat dafür gesorgt, dass er kein herrschender Strom ist, sozusagen eine Randerscheinung [bleibt], die niemals eine echte, führende Bedeutung [erlangen] kann.

Wenn aber jetzt die Diskussion, die ja sehr stark aus Westdeutschland kommt, uns auffordert, die eine Tradition für falsch und nutzlos zu erklären, also in diesem Fall die westdeutsche Haltung gegenüber der Vergangenheit zu akzeptieren, und die Moderne an die Stelle zu setzen, dann ist das etwas ganz anderes als die Frage nach Kenntnis, Impuls oder Bereicherung. Dann ist das noch nachträglich die Aufforderung, das, worauf sich unser geistiges und gesellschaftlich-politisches Leben weitgehend gründet, über Bord zu werfen, und sozusagen nachträglich noch zu rechtfertigen, was unserer Meinung nach eine sehr falsche, sehr gefährliche und schlimme Entwicklung in Westdeutschland hervorgerufen hat. Zu dieser Art der nachträglichen Rechtfertigung sind wir natürlich nicht bereit. Und ich bitte nochmals, das nicht mit Isolierung oder Abkapseln zu verwechseln. [Es geht um eine] Grundfrage in der geistigen Auseinandersetzung, die ja der politischen Auseinandersetzung zwischen unseren Gesellschaftssystemen und Staaten in Deutschland durchaus [entspricht]. [Anderenfalls liefe es auf] die nachträgliche Rechtfertigung auch eines Teiles des Faschismus und des ganzen Weges in Westdeutschland [hinaus].

Bedeutet das, wenn ich das hier so zugespitzt sage, dass wir eine Veteranendiskussion führen?

Ich hätte ja nie den Mut gehabt, diese Dinge, die uns selbstverständlich sind, noch einmal zu wiederholen, wenn ich nicht [im Verlauf der] Diskussion den Eindruck gehabt hätte,



dass auch grundlegende Tatsachen unserer Entwicklung anscheinend ab und zu wiederholt werden müssen. [Ich hätte nie den Mut gehabt], weil es ja auch sehr arrogant von unserer Seite wäre anzunehmen, dass [diese Dinge] überall in dieser Form bekannt sein müssten. Leider ist diese Art der Auseinandersetzung keine Diskussion, die sozusagen 20 Jahre danach eine historische Diskussion geworden ist oder ihren Wert verloren hat, bei der wir uns sozusagen auf Lorbeeren ausruhen, die wir früher einmal gesammelt haben. Leider stehen wir heute, 20 Jahre nach dem Jahre 1945, bei einer sehr veränderten, aber zugleich doch sehr analogen Lage wieder in einer ähnlichen Situation. Das heißt, in einer Situation, in der die Hauptdiskussion vom politischen bis zum geistigen Leben im Grunde genommen darum geht, wie man in Deutschland eine Entwicklung sichert, die die größtmögliche Garantie gegen die Wiederholung zweier von Deutschland ausgegangener Kriege darstellt. Das ist ein politischer Gesichtspunkt. Und man verzeihe uns, dass wir sehr häufig von solchen Fragen sprechen, während unsere Freunde von ästhetischen sprechen. [Man verzeihe uns], dass das immer wieder zum Durchbruch kommt, diese Fragestellung, aber das ist nicht sozusagen die Schuld unseres „Dogmatismus“. [Wir tun das nicht], weil wir nur über Politik reden wollen, sondern das liegt einfach daran, dass die Grundfragen, und damit auch die Grundfragen des geistigen Lebens, von dieser Auseinandersetzung bestimmt werden.

Wenn zum Beispiel Grass erklärt, dass die Freiheit für Schundliteratur (wobei wir unter Schundliteratur [...] ja eine Literatur in Westdeutschland verstehen, die unter Millionen [Menschen] unmittelbar und neu Kriegsrehabilitierung und Kriegshetze betreibt) [...], wenn Grass dafür Freiheit fordert und sagt, das sei der Preis, den man für die Freiheit zu zahlen hat, dann ist genau das eine [Position], die wir mit aller Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die man von den kommunistischen [und anderen] fortschrittlichen oder demokratischen oder humanistischen Vertretern eines Landes, das ganz Europa unterjocht hat und das den Krieg über ganz Europa getragen hat, fordern muss, [ablehnen]. [Während] Grass das so leichtsinnig [darstellt], beschäftigen wir uns [fortgesetzt mit der Frage]: Wie konnte es dazu kommen und was muss man tun, damit sich das nicht wiederholen kann?

Wir sind mit dieser Fragestellung, die Ausgangspunkt [der Überlegungen] aller anständigen deutschen Schriftsteller war, in einer anderen Situation als Sie. In keiner schöneren, im Gegenteil. In einer Situation, die uns natürlich auch in allen Fragen der Literatur und der Ästhetik zu einer tiefen Gewissensforschung gezwungen hat. Und wenn der Grass heute so etwas sagt, so wäre das eine Äußerung gewesen, die 1945 aus der historischen Erfahrung dieser 12 Jahre vollkommen unmöglich gewesen wäre und die wir sehr wohl [in Erinnerung] behalten haben aus jener Zeit.

[...] Wenn man also die Frage stellt, ist die Grundlinie unserer Entwicklung überholt, dann sage ich: Nein, sie ist nicht überholt. Sie kann nicht überholt sein. Und ich weiß auch nicht, weshalb wir in der Darstellung dieser Grundlinie zurückgehen sollten hinter, zum Beispiel, die nun wirklich stinkbürgerliche *Times*, die vor etwa eineinhalb Jahren in ihrem Literary Supplement in einem Artikel die Entwicklung der Literatur in der DDR und in Westdeutschland genau in den Hauptlinien so dargestellt hat, wie wir das tun.

Nun ist das Problem noch dadurch für uns kompliziert geworden, dass wir ja auch die Kontinuität in unserer literarischen Entwicklung wahren mussten. Wir mussten doch 1945 davon ausgehen, dass immerhin 12 Jahre, und es sind im Grunde mehr als 12 Jahre, beinahe eine Generation an Schriftstellern fehlte. Das heißt, wir mussten ja hier, in einem Land, in dem nichts bekannt war von der deutschen humanistischen Literatur, zunächst einmal –

auch für die, die schreiben wollten und zu schreiben begannen – eine ganz bestimmte Grundlage schaffen. Und diese Grundlage konnte doch gar keine andere sein, das heißt, wir haben bewusst an diese Tradition angeknüpft und kämpfen auch heute bewusst um diese Tradition.

Dabei stehen wir vor einer sehr schwierigen Frage. [...] Ich spreche darüber, weil ich weiß, dass sie eine sehr große Rolle spielt, nämlich die Auswahl dessen, was wir bringen aus der westdeutschen Literatur, aus anderen Literaturen.

Wenn man die Entwicklung bei uns beobachtet, dann wird man feststellen, dass wir [bei der Veröffentlichung von Literatur, der] wir kritisch gegenüberstehen, ständig weiter geworden sind. Woher kommt das? Das kommt nicht einfach daher, dass wir sozusagen dogmatische Positionen überwinden [...]. Das spielt [gewiss] auch eine Rolle, aber die entscheidende Rolle [spielt], dass wir in einer sehr erbitterten, gerade geistigen Auseinandersetzung mit einem anderen Staat eine bestimmte Stabilität unserer Literatur und unserer Literaturgesellschaft herstellen mussten. Bitte vergessen Sie nie, wenn wir Entwicklungen verglichen zwischen unseren Staaten, dass bei Ihnen das volle Gewicht des Nationalen und der nationalen Frage sich ohne weiteres [positiv auswirkt]. Ganz gleich, ob man „sozialistisches Regime“, „sozialistische Gesellschaft“ ablehnt oder nicht ablehnt, ob man sie bejaht oder ob man sie verneint, aber man ist in der Tschechoslowakei oder man ist in Rumänien, man ist in Polen usw. Das heißt, das ganze Gewicht des Nationalen fällt sofort in die Waagschale des Lebens Ihres Landes, der ganzen literarischen Entwicklung, all dessen, was damit zusammengehört. Wir [dagegen] mussten unsere Literatur, unsere Literaturgesellschaft sowie unseren ganzen Staat und sein kulturelles und politisches Leben [erst] stabilisieren, ohne dieses „Prä“ und in der Auseinandersetzung mit Einflüssen, Auffassungen und massiver Einflussnahme eines Staates, der sich uns gegenüber keineswegs als Ausland abgrenzt, sondern selbstverständlich als deutscher [Staat] unmittelbar einwirkt und empfunden wird. Der Prozess der Stabilisierung, der Aufrichtung einer solchen antifaschistisch-demokratischen Literatur, ihrer Fortsetzung und Entwicklung hat sich unter unerhört schwierigen Bedingungen vollzogen und vollzieht sich noch unter sehr schwierigen Bedingungen, die eben nicht in einer klaren Frontlinie bestehen [...]. So einfach ist das gar nicht, wir leben eben wirklich unter grundlegend anderen Voraussetzungen, die sehr tief greifen. Und das bestimmt natürlich auch das Ausmaß, in dem eine geistige Auseinandersetzung eine geistige Auseinandersetzung bleibt [und] nicht zu einer politischen wird. [...] <sup>140</sup>

Ich sage es ganz offen. Wir wären am allerfrohesten, wenn wir uns hier hinstellen und sozusagen eine geistige Diskussion führen könnten unter der Voraussetzung, es bleibt eine rein geistige Diskussion. Aber unsere Lage ist immer noch so, dass der ständige Umschlag von geistiger in politische Diskussion, das dauernde Eingreifen des Westens über Fernsehen, Rundfunk, Bücher, durch hunderttausend Kanäle, selbstverständlich eine Grundtatsache unseres geistigen Lebens sowie unseres politischen Lebens ist. Das wollte ich nur noch einmal erklären [ergänzend] zu dem, was Hans Koch hier am Anfang ausgeführt hat. Es ist nicht so, dass wir, wenn wir nicht weiter wissen, einfach von Politik sprechen. Das ist ein großer Irrtum. Es ist [vielmehr] so, dass der Umschlag von einer scheinbar harmlosen ideologischen Diskussion in eine plötzlich knallharte politische Diskussion mit einer ganz bestimmten, von den Westdeutschen uns gegenüber [angestrebten] Auseinandersetzung jederzeit passieren kann.

<sup>140</sup> Unklare Passage, die sich wegen eines Tonbandwechsels bei der Aufnahme nicht zweifelsfrei rekonstruieren lässt.

Ich plädiere nun hier in keiner Weise dagegen, dass man freie geistige oder ideologische Auseinandersetzungen führt, ich sage damit nur, dass man das Terrain, auf dem sich das alles abspielt, sehr genau kennen muss und dass man wissen muss, für wen man sozusagen Reklame macht, auf welche Art von Diskussion man sich dabei einlässt. Ich glaube, das, was gestern Christa Wolf berichtet hat, das, was Kant berichtet hat gestern am Abend<sup>141</sup>, zum Beispiel über Diskussionen mit Westdeutschen, über die Auseinandersetzung auch mit den westdeutschen Autoren, das zeigt, wie viel von der allgemeinen Hallstein-Doktrin<sup>142</sup> und der Eroberung der DDR, sozusagen auf der Ebene „Das, was wir machen, ist doch selbstverständlich das Richtige“, auch von der Seite [der Literaten der Bundesrepublik] immer wieder gebracht wird.

Also ich [bin] durchaus für eine möglichst weite und offene Diskussion, aber ich möchte einfach darauf hinweisen, unter welchen Bedingungen sie sich bei uns vollzieht. Eine Schwierigkeit resultiert bei uns daraus: Je mehr wir in unserem politischen Hauptanliegen vorankommen, nämlich eine friedliche Koexistenz zwischen den beiden deutschen Staaten zu schaffen, desto schärfer wird die geistige Auseinandersetzung, und sie muss es werden. Und zwar einfach auch deshalb, weil die [Ausnutzung] aller Formen der Literatur und der geistig-kulturellen Auseinandersetzung das erklärte und bewusste Ziel einer ganzen Reihe von Institutionen in Westdeutschland ist. Wenn wir das nicht sehen würden, wären wir Dummköpfe. Wenn wir daraus [den Schluss] ziehen würden, dass wir uns auf nichts einlassen, wären wir Sektierer und würden der Aufgabe, unserer sozialistischen Aufgabe, nicht gerecht. Das heißt, dass die Art der Diskussion, die wir führen und führen müssen, eben von diesen Grundvoraussetzungen ausgeht, [die wir] immer sorgfältig analysieren.

Nun scheint mir aber für die Bedeutung und für den Einfluss unserer Literatur auf Westdeutschland entscheidend zu sein, was sie inhaltlich bringt, wobei das allein die Sache noch nicht [aus]macht. Selbstverständlich sind die künstlerische Meisterung und die künstlerische Form ganz entscheidend. Aber auch als gestern unsere Schriftsteller über Diskussionen in Westdeutschland berichtet haben, ist doch ein Punkt ganz klar geworden: Das, was die westdeutschen Leser von uns erwarten, ist nicht eine Literatur, die das Spezifikum ihrer [westdeutschen] Literatur [aufweist] und [sie darin] übertrifft, sondern eine Literatur, die andere Fragen beantwortet und behandelt. [Das sind die] Fragen, die bei uns stehen und die wir leider bis heute noch nicht zu einem solchen Ausmaß in ihrer künstlerischen Gestaltung vertieft, durchdrungen und verallgemeinert haben, dass sie jetzt über den unmittelbaren Stoff hinaus die Wirkung haben, die ihnen eigentlich zukommen müsste.

Ich bitte Sie, in diesen Fragen der Auseinandersetzung keine querelle allemande zu sehen, diese fürchterliche deutsche Nabelschau, die nichts anderes als sich selber sieht, sich selber in den Mittelpunkt der Welt stellt, mit sich selber nie einig wird und von allen anderen verlangt, dass sie mit Begeisterung diesen Dingen folgen. Darum handelt es sich überhaupt nicht. Wir sehen und wir kennen diese Gefahr genau so gut wie Sie. Es handelt sich ganz im Gegenteil darum, dass wir 1945 unseren Weg begonnen haben unter einem Schwur, nämlich dem, unseren Beitrag für den Sozialismus, für die sozialistischen Länder und für die Menschheit so zu leisten, dass wir nie wieder ein so schandbares Jahrzwölft für uns durch-

<sup>141</sup> Gemeint ist die Gesprächsrunde am Rande des Kolloquiums am Abend des 3. Dezember.

<sup>142</sup> Nach Walter Hallstein benannter deutschlandpolitischer Grundsatz der Bundesregierung, der 1955 bis 1969 ihr Verhältnis zur DDR bestimmte. Er besagt, dass mit Ausnahme der UdSSR allen Staaten, die die DDR anerkennen, diplomatische Beziehungen zur Bundesrepublik versagt bleiben. Die Bundesrepublik erhob Anspruch auf völkerrechtliche Alleinvertretung Deutschlands.

laufen, wie das von 1933 bis 1945. Wenn wir dieses Verantwortungsbewusstsein, das auch von unserer tiefen Freundschaft Ihnen gegenüber unmittelbar bestimmt ist, immer wieder in den Vordergrund stellen, wenn das unsere Diskussionen und Auseinandersetzungen weitgehend formt, dann ist das, glaube ich, nur richtig.

Anna Seghers hat heut früh zu mir gesagt, dass die Gefahr besteht, dass manches überholt ist, überaltert, erstarrt und damit dogmatisch wird. Damit hat sie sicher recht, und ich möchte Ihnen, sie hat das auch gesagt, danken, wenn Sie uns auf solche Dinge aufmerksam machen. Darüber kann es gar keine Diskussion geben, dass wir das wollen. Aber auf der anderen Seite kann es in Bezug auf Hauptrichtung und Hauptlinie auch keine Diskussion geben. Es ist leider nicht einfach so, dass wir uns sozusagen nur Westdeutschland anzunähern brauchten, um die Verständigung zu erreichen. (Das kam gestern Abend in der Diskussion auch.) Die [Probleme reichen] doch viel tiefer. Wir können diese ganze Frage der beiden Staaten und der friedlichen Koexistenz mit unserer geistigen Kraft auf unserem Gebiet auch nur lösen, wenn wir [mehr als bloß] eine einfache Annäherung oder Ähnlichkeiten schaffen, wenn wir eine sehr klare, eindeutige, wirksame Literatur bei uns haben, die als unsere Literatur in diese Auseinandersetzung eingeht.

Und bitte, missverstehen Sie das, was ich gesagt habe, nicht dahingehend, dass ich gegen eine sorgfältige Differenzierung der westdeutschen Literatur gesprochen hätte oder dass wir nicht wüssten, dass man die westdeutsche Literatur nach anderen Kriterien beurteilen muss. Das hat Hans Koch alles gesagt.

Aber ich muss mich ja hier auf einige wenige Punkte beschränken. Wie steht die Sache mit dem Kulturaustausch und dem Veröffentlichen?

Wenn wir es zahlenmäßig nehmen, dann ist unsere Deutsche Demokratische Republik gegenüber Westdeutschland, was die Veröffentlichung von Literatur betrifft, immer noch turmhoch im Vorteil. Wir haben hier mehr als das Doppelte veröffentlicht von dem, was drüben von uns erscheint. Ich halte das übrigens gar nicht für den entscheidenden Punkt. Wir haben darin natürlich Schwierigkeiten. Ich muss das mal sagen, damit man uns nicht immer Dinge vorwirft, die sozusagen nicht auf unser Konto gehen. Böll wollte zum Beispiel nicht, dass sein „Clown“ hier veröffentlicht wird. Jetzt wird er [wohl] endlich einverstanden sein, er wird bei Insel erscheinen.<sup>143</sup> Sie wissen, dass Hochhuth unserer Veröffentlichung nicht zustimmt. Die gleiche Erfahrung hat Joho zum Beispiel mit Inge[borg] Bachmann gemacht und auch mit einer Novelle von Böll.<sup>144</sup> Die gleiche Diskussion haben wir bei Remarque. Das heißt, es ist ja auch nicht so, dass sich unser Verlagsschaffen einfach in einer fröhlichen Atmosphäre belebt. Im Gegensatz zu Ihnen, das muss ich ganz offen sagen, haben wir uns auf allen Gebieten von Literatur, Film und was auch immer, in allen praktischen Fragen mit vielerlei Tendenzen und Einflussnahmen des Kalten Krieges auseinanderzusetzen.

Selbstverständlich ändert das nichts an der Frage, die hier als Hauptfrage eine Rolle gespielt hat, nämlich an der Frage, dass wir bestimmte Schriftsteller, die Sie veröffentlichen, nicht veröffentlicht haben. Dazu gehört zum Beispiel Grass. Bei Enzensberger ist diese Frage noch etwas anders. Aber wir behalten uns ja durchaus ganz bewusst vor und sind auch bereit, darüber zu diskutieren, warum wir etwas veröffentlichen und warum nicht. Aber wir

---

<sup>143</sup> Heinrich Bölls Roman „Ansichten eines Clowns“ erschien 1963 in verschiedenen westdeutschen Verlagen, im Leipziger Insel-Verlag jedoch erst 1990, als Lizenzausgabe des Verlages Kiepenheuer & Witsch, Köln. Eine Böll-Edition in der DDR war nie ausgehandelt worden.

<sup>144</sup> Joho bemühte sich um Bachmann und Böll als Autoren in der NDL, deren Chefredakteur er war.

sind auch nicht gezwungen, jedem Druck, der dabei von Westdeutschland auf uns ausgeübt wird, nachzugeben. Interessanterweise spricht man in der Diskussion nie von dem, was wir bringen, sondern man [hält] uns immer einige Dinge [vor], die wir aus Gründen, über die man durchaus streiten kann, nicht bringen. Kafka wäre bei uns schon da, wenn wir den Vertrag hätten. Wir hoffen, ihn jetzt zu bekommen. Ich hoffe das sehr, [...] und dann werden wir ihn also im nächsten Jahr haben. Also das sind nur mal ein paar Klarstellungen. Aber wenn der Aufbau-Verlag den Kafka jetzt bringt<sup>145</sup>, dann ändert das natürlich nichts an unserer kritischen Einschätzung von Kafka und ändert auch nichts daran, dass wir ihn vielleicht als einen interessanten Impuls empfinden, aber nicht als [Bestandteil] unserer Linie oder Tradition.

Ich möchte auch darauf aufmerksam machen, dass – genauso wie mit allen Vorschlägen auf dem Gebiet der Zusammenarbeit – die [Masse] der Vorschläge [zur Zusammenarbeit] auf dem Gebiet der Kultur immer wieder von unserer Seite kommt und dass bei uns alle bis zum Kulturminister immer wieder Vorschläge machen. Daher berührt es uns sehr merkwürdig, wenn man uns vorwirft, dass wir unter staatlich und politisch für uns einfach nicht akzeptablen Bedingungen dann gelegentlich den einen oder anderen Vorschlag nicht akzeptieren.

Nun kommt natürlich noch eines hinzu: Sehen Sie, Veröffentlichungen in der Deutschen Demokratischen Republik bedeuten etwas ganz anderes als Veröffentlichungen in Westdeutschland. Darüber sprechen wir nie, aber das ist einfach eine Tatsache. Es bedeutet nämlich, von der Wirksamkeit und dem Masseneinfluss aus gesehen, in Westdeutschland etwas völlig anderes, ob einer unserer Schriftsteller veröffentlicht wird, als wenn wir hier bei uns veröffentlichen. Drüben arbeitet die Klassenschranke mit voller Wucht. Die Massen lesen gar nicht. Das stellen sie drüben fest. Das ist ein kleiner Teil [der Bevölkerung, der liest]. Und [...] in dem Riesentopf, den diese Literatur heute darstellt in Westdeutschland, gehen natürlich vorläufig die Veröffentlichungen unserer Schriftsteller quantitativ und qualitativ unter. Da ist ein kleiner interessierter Kreis, der ändert aber nichts an dem Hauptstrom, an der herrschenden Richtung, an der Grundtendenz. Das wissen wir. Deshalb sind wir trotzdem sehr dafür [wechselseitig zu edieren], aber wir prüfen natürlich bei uns die Veröffentlichungen unter den Bedingungen eines sozialistischen Staates. Bedingungen eines sozialistischen Staates, das heißt eines Staates, bei dem die Literatur in einer ganz anderen Weise das geistige Leben beeinflusst und bestimmt, als das in Westdeutschland der Fall ist. Das alles sind also ganz aktuell, wenn Sie so wollen, unsere kulturpolitischen Fragen. Ich habe sie nicht aufgezählt, um sozusagen irgendwie die Diskussion zu usurpieren, [um Auseinandersetzungen] abubrechen oder zu beenden, die ihre tiefe Berechtigung haben. [Ich wollte] zeigen, unter welchen Grundvoraussetzungen bei uns bestimmte Diskussionen geführt werden, wobei es nicht von uns abhängt, ob das jetzt rein ästhetische, ob das kulturpolitische oder politische Diskussionen werden. In diesem Rahmen, der unsere ganze Arbeit bestimmt, versuchen wir unseren internationalistischen Beitrag so weit und so gut als möglich [zu leisten].

---

<sup>145</sup> Die Germanisten und Kafka-Experten Helmut Richter und Klaus Hermsdorf hatten 1961 und 1962 bei Rütten & Loening, Berlin, Kafka-Studien veröffentlicht. Publikationen von Kafkas Werken selbst waren 1956 in der DDR gestoppt worden. 1963 ging man erneut daran, eine Edition vorzubereiten, die Freigabe wurde ausgesetzt. Als erste Kafka-Edition erschienen 1965 im selben Verlag Erzählungen und Romanfragmente von Kafka als Lizenzausgabe des S. Fischer Verlages Frankfurt am Main, in einer Auflage von 5000 Exemplaren. 1967 erschien „Amerika“. Aufbau-Taschenbuch veröffentlichte 1985 Kafka-Erzählungen. Zur Editions politik siehe Langermann, Faust; Hermsdorf, Kafka (vgl. S. 13, Anm. 27).

Vielleicht sollte ich einfach zur Klarstellung aus der Diskussion noch eine Sache erwähnen. Wir würden uns außerordentlich freuen, wenn wir im Verlag ein neues Buch von Peter Huchel bringen könnten. Ich sage das deshalb, weil am ersten Tag etwas gesagt worden ist zu Peter Huchel. Wir bemühten uns vor dem Wechsel in der Chefredaktion und nach dem Wechsel in der Chefredaktion sehr, etwas von ihm zu bekommen, um es zu veröffentlichen. Es ist nicht unsere Schuld, wenn wir das nicht [erreichten]. Ich schreibe ihm konstant jeden zweiten Monat. Man kann es uns aber, und deshalb sage ich das nur, nicht ankreiden, [wenn nichts erscheint]. Ich weiß nicht, ob er inzwischen etwas geschrieben hat oder nicht, aber er wäre uns jederzeit zur Veröffentlichung voll willkommen. Ich möchte damit einfach die Vorstellung dementieren, dass er zum Beispiel deshalb nicht publiziert wird, weil es eine Auseinandersetzung gegeben hat um die Führung der Zeitschrift in der Akademie und ihren Wechsel. Das also nur als konkrete Mitteilung.

Christa Wolf<sup>146</sup>:

Als ich mir überlegte, worüber ich hier sprechen könnte, fiel mir ein neues Spiel ein, das meine achtjährige Tochter neuerdings erfunden hat und sehr gerne spielt. Sie hat nämlich ihre eigene Lage in der Welt entdeckt und ist noch in der glücklichen Lage, dass sie das in Kreisen darstellen kann. Das macht sie so: Sie macht als äußersten Kreis den Kosmos, in dem natürlich eine Menge Kosmonauten herumschwirren. Die Erdkugel, Europa, dann als Konzession macht sie einen Kreis für Deutschland, obwohl sie sich darunter nichts vorstellen kann. Für die DDR, für Berlin und neben Berlin einen kleinen Kreis für den kleinen Ort, in dem wir wohnen. Und in die Mitte einen Punkt, und daneben schreibt sie: „ich“.

Und diese eigenartige Weltkarte fiel mir unwillkürlich ein beim Nachdenken über diese Diskussion, die mich persönlich sehr bewegt. Ich versuche also, mich selbst an die Stelle dieses Pünktchens „Ich“ zu setzen. Und es ist dabei klar, dass wir alle in unserer Lage bis zu dem Begriff – wenn wir schon diese Hierarchie anerkennen – „Europa“ übereinstimmen. Und noch dazu in der sehr wichtigen Zeitbestimmung: „zwanzigstes Jahrhundert“. Und in der noch wichtigeren gesellschaftlichen Bestimmung: „sozialistisches Land“. Dann aber kommen geografisch kleine, für den Einzelnen aber sehr wichtige Unterschiede, die sich in den Worten ausdrücken: „Deutschland“, „DDR“, „Berlin“. Mit diesem Unterschied und mit diesen Worten zieht wahrscheinlich jeder aus seinem Bewusstsein und Unterbewusstsein einen ganzen Faden von Assoziationen hervor, aus Vergangenheit und Gegenwart. Und jeder verschiedene.

Wie gut wäre es, und wie leicht wäre mir zum Beispiel hier zu sprechen, könnte ich an diesem Faden und unter dem Stichwort „DDR“ nur den Begriff „sozialistisches Land“ assoziieren und aus meinem Bewusstsein reproduzieren, und nicht auch den anderen: DDR – einer der beiden Staaten im ehemals einheitlichen Deutschland. Ich assoziiere also mit diesem Wort auch „Westdeutschland“. Ich noch ja, meine Kinder schon nicht mehr.

Ich denke an einen Tag, den ich in diesem Westdeutschland in diesem Jahr im März erlebt habe, und zwar im März 1964 in Frankfurt am Main. An diesem einen Tag hatte ich folgende drei Erlebnisse: Ich war vormittags im Auschwitz-Prozess und habe zufällig den Tag erwischt, an dem der Vertreter der Nebenanklage, ein Professor aus der DDR, abgelehnt wurde wegen „Befangenheit“, nachdem er dort die Verflechtung des Konzentrationslagers

---

<sup>146</sup> Die nachfolgend gedruckte Tonbandabschrift hebt sich von der in der NDL publizierten Version kaum ab.

Auschwitz, der SS mit dem IG-Farbenkonzern dargelegt hatte.<sup>147</sup> Am Abend des selben Tages habe ich in Frankfurt auf der Bühne das Stück von Rolf Hochhuth gesehen, in dem von der Bühne herunter eben die Verflechtung dieser beiden Institutionen Nazideutschlands bestätigt und dokumentarisch belegt wurde.<sup>148</sup> Am Nachmittag dieses Tages hatte ich eine Diskussion in einem Jugendclub, und vor mir hatte ich die sehr informationshungrigen, gespannten, intelligenten Gesichter eben dieser jungen Leute, die dort von mir etwas über die DDR erfahren wollten. Ich las also ein Kapitel aus meinem Buch, und man sagte mir danach, das sei doch sehr kritisch gegenüber der DDR, ich sei also wahrscheinlich ein versteckter Gegner, der sich nur nicht offen äußern könnte. Ich sagte nein. Man sagte mir, ihr Leute aus der DDR seid komisch, ihr seid immer so unnachgiebig. Mit Polen oder Tschechen lässt sich's besser reden. Sie sind kritischer gegen ihren Sozialismus und bestehen nicht so auf ihrer Ideologie.

In diesem Moment dachte ich natürlich an den Ärger, den ich zu Hause habe. Ich dachte daran, dass ich mich oft über Engstirnigkeit ärgere – ärgere ist ein sehr schwaches Wort –, über Gängelei, über Banausentum, über falsche Anforderungen, die an die Literatur gestellt werden, über falsches Lob, falschen Tadel, über mangelnde Weltoffenheit, über mangelnde Veröffentlichung von Büchern, die ich für unerlässlich halte zu veröffentlichen, also eine nicht genügende Verlagspolitik, und ich verteidigte, dieses alles im Hinterkopf überdenkend, mit meiner ganzen Überzeugungskraft in diesem Frankfurter Forum die DDR, mit einer Beredsamkeit, soweit sie mir zur Verfügung stand.

Warum? Leide ich vielleicht an Schizophrenie? Leide ich vielleicht an der Art von revolutionärer Disziplin, die Stefan Heym vorhin als Unterordnung kennzeichnete, und die mir nicht als revolutionäre Disziplin bekannt und akzeptabel ist?

Ich hoffe, dass ich daran wenig oder immer weniger leide. Eher leide ich an einem zu stark entwickelten Vorstellungsvermögen. Ich kann mir nämlich zum Beispiel vorstellen, *wie* ich heute wäre, hätte ich seit 1945 in Westdeutschland gelebt. Ich kann mir nicht vorstellen, *was* ich wäre. Denn ob ich geschrieben hätte, weiß ich natürlich nicht. Ich kann's mir ein bisschen vorstellen aus einem Brief meiner engsten Freundin aus meiner Kindheit und frühen Jugend, die wir gemeinsam in einer hinter der Oder gelegenen Kleinstadt verbracht haben. In diesem Brief, den ich nach zehn Jahren bekomme, nachdem ich nichts von ihr gehört habe, bedauert sie natürlich meine kommunistischen Verirrungen, und die verzeiht sie mir, da ich ja nichts anderes kenne, ihrer Meinung nach. Sie ist übrigens Dolmetscherin in Genf. Dafür schwärmt sie nun von der westdeutschen und westeuropäischen Wohlstandsgesellschaft, in der nur die Leute arm sind, die nicht arbeiten wollen, wie zum Beispiel die Südtaliener und die Spanier, in deren wohlthuend faulenzender Nähe sie andererseits am liebsten ihre Ferien verbringt. In diesem Moment erinnerte ich mich, dass schon ihr Vater eine ziemlich ausgeprägte Neigung für dieses Land hatte, für Spanien. Allerdings als Offizier der faschistischen Fallschirmjäger, 1936 nämlich.

Ich kehre zu meinen westdeutschen Gesprächspartnern zurück.

Ich sagte, ich verteidige vor ihnen die DDR, obwohl ich nicht verteidige, was nicht zu verteidigen ist. Obwohl ich weiß, dass ich mir damit, indem ich es tue, eine wohlwollende Behandlung in der westdeutschen Presse verschere, für die in Deutschland nur eine antikom-

---

<sup>147</sup> Der Jurist Friedrich Karl Kaul, SED, vertrat die in der DDR lebenden Opfer der nazistischen Judenverfolgung als Nebenkläger im ersten Frankfurter Auschwitz-Prozess 1963–1965. Siehe Rudolf Hirsch, *Um die Endlösung*. Prozessberichte, Berlin 2001.

<sup>148</sup> Gemeint ist „Der Stellvertreter“ von Rolf Hochhuth.

munistische oder eine „reine“ Literatur gut ist. Obwohl ich weiß, dass Grass und Johnson und Enzensberger, die ich sehr schätze, und vielleicht auch die Redakteure der *Zeit* sich gern mit mir und meinen Kollegen gemeinsam auf einen Stein der Berliner Mauer setzen und das Schicksal Deutschlands beweinen würden. Eines Deutschlands, dem nun mal nach ihrer Meinung nicht zu helfen ist. Gern würden sie uns auf diesem Stein unter Tränen an ihr Herz drücken. Und in dieser Umarmung würden sogar unsere „kleinen literarischen Schwächen“ mit untergehen, die sie sonst angeblich so hindern, mit uns über Literatur zu reden. Wir würden uns auf diesem Stein als einheitlich empfindende Bürger einer Welt und eines Jahrhunderts fühlen, die als Ganze im Schatten der Bombe stehen. Es würde sich zeigen, dass in den Augen vieler westdeutscher, guter und weniger guter Schriftsteller unsere literarische Hauptschwäche nicht in formalen Mängeln, sondern darin besteht, dass wir die Welt, oder um bescheidener zu sein, dieses, unser Land und die Leute, die hier leben, für veränderbar halten, in dem Sinne nämlich wie Brecht es getan hat.

Der Sog und die Verlockung der Leere, der Selbstaufgabe sind sehr stark. Sehr stark scheint auch der Drang zu sein, andere in diesen Sog mit hineinzuziehen, den ich für westdeutsche Schriftsteller, also Autoren eines Landes, in dem es keine legale, wirklich linke sozialistische Bewegung gibt, um die sie sich hätten gruppieren können, bis zu einem gewissen Grade verstehen kann.

Warum aber soll ich auf all das verzichten, was uns befähigen kann, eben dieser düsteren Voraussicht über das Schicksal der Welt entgegenzuwirken? Zum Beispiel auf die Fähigkeit, historisch zu denken. Den Mechanismus der Gesellschaft zu „durchschauen“, ist ein großes Wort, aber ihm näher zu kommen, der Durchschaubarkeit näher zu kommen, mich produktiv zu den Widersprüchen zu verhalten, die mir entgegentreten und die mir oft sehr zu schaffen machen. Und auch die gesellschaftlichen Wurzeln geistiger, auch literarischer Erscheinungen zu sehen, und, last not least, immer wieder neu zu versuchen, eine Haltung zu finden und zu festigen, deren Fehlen in Deutschland sich in der Vergangenheit so oft verhängnisvoll ausgewirkt hat, so dass es nicht einmal dafür ein wirklich passendes deutsches Wort gibt und man zu dem französischen „Citoyen“ greifen muss.

Ich bilde mir ein, dass eine solche Art der Diskussion, wie wir sie in Westdeutschland führen, auch zum Beispiel im Sinne des tschechoslowakischen Autors [Ladislav] Mňačko sein müsste, mit dem ich einmal eine ganze Nacht in Prag zusammengesessen habe und mich unterhalten habe über die Möglichkeit, aus diesem Deutschland, das er aus seiner finsternen Zeit und als auf der letzten Stufe der faschistischen Unterdrückung Stehender kennen gelernt hat, überhaupt ein neues Deutschland zu machen. Überhaupt eine Möglichkeit, dass diese Jugend und dass aus dieser Jugend etwas werden kann, woran man anknüpfen, worauf man aufbauen kann. In diesem Sinne scheint mir, sind von den literarischen Erscheinungen Westdeutschlands in der letzten Zeit das Hochhuth-Stück „Der Stellvertreter“ und der Brief, den er in der *Zeit* an Mňačko veröffentlicht hat<sup>149</sup>, sehr wichtig für uns. Ich fühle mich von dem Stück und auch von dem Brief direkt selbst befragt und angesprochen und frage mich: Erheben wir uns eigentlich schon auf die Höhe der Fragestellungen, die zum Beispiel literarisch in dem Stück von Hochhuth verarbeitet sind, das auf einer genauen kühlen Analyse und Dokumentation beruht, aber zugleich diese Leidenschaftlichkeit hat, wobei aber – nur in Klammern vermerkt – sofort ihm in vielen westdeutschen Zeitungen der Vorwurf, dass er im Stil des 19. Jahrhunderts schreibe, nicht erspart worden ist, wobei, wie er selbst sagt, die Aufführungsmöglichkeit seines Stückes mit der Mainlinie endet, weil

<sup>149</sup> Siehe Anm. 45 in diesem Dokument.



südlich davon die CDU-Fraktionen in den Stadtparlamenten die Theaterpolitik bestimmen und zu stark sind. Hochhuth ist ein Einzelgänger in der westlichen Literatur. Die Frage, die er in seinem Brief an Mňačko stellt, eine seiner Hauptfragen, glaube ich, und die er ganz ehrlich stellt als Frage, ohne – glaube ich ganz fest – ohne provozieren zu wollen, aber auch ohne eine Antwort schon vorwegnehmen zu wollen: Wie können Sie gleichzeitig Schriftsteller und Parteimitglied sein? Diese Frage habe ich direkt auf mich bezogen.

Ich gebe zu, dass aus der tiefen Überlegung dieser Frage die meisten Konflikte entstehen und entstanden sind, die wir in den letzten Jahren hatten und die sehr hart waren, für jeden Einzelnen. Und es war ganz klar, ganz deutlich, dass auch Hochhuth den Spalt fürchtet, der sich zwischen Wahrheit und blindem Parteigängertum auftun kann. Und es ist ebenso klar, dass die schärfsten Konflikte für einen Schriftsteller, und noch dazu heute, immer in dem Bereich der Wahrheitsfindung und in dem Versuch liegen werden, sie literarisch auszudrücken. Das ist ein Prozess, in dem wir Jüngeren, wie ich glaube, erst ganz am Anfang stehen und der einer ungeheuer weitreichenden Überlegung noch wert ist und, glaube ich, auch einer sehr starken Hilfe nicht nur unserer deutschen Genossen. Worauf wir direkt angewiesen sind, ist die Kommunikation mit dem sozialistischen Ausland.

Es hat sich inzwischen bei uns auch gezeigt, dass Literatur, die sich überhaupt dieser Fragestellung nähert, tatsächlich ein notwendiges Organ der Gesellschaft wird, unserer Gesellschaft, und von ihr auch als solches anerkannt wird. Denn die Quelle einer jeden Literatur sind ja nicht andere Bücher, nicht diese oder jene Ahnenreihe, ihre Quelle ist der Lebensstoff, die Problematik des Landes und der Zeit, aus der heraus und für die sie schreibt, entsteht. Gerade die Literatur einer neuen Gesellschaft hat schon immer versucht, eben dieser Gesellschaft zum Bewusstsein ihrer selbst zu verhelfen.

Oft wird uns von westdeutschen Autoren entgegengehalten, sie könnten schreiben, was sie wollten. Die Gegenfrage liegt nahe: Was aber wollt ihr?

Max Frisch spricht einmal in seinem Tagebuch davon, es gäbe keine „terra incognita“ mehr für Prosaschriftsteller der bürgerlichen Welt. Alle Konflikte dieser Gesellschaft seien abgehandelt und abgesteckt, man könne nur noch nach Varianten suchen und die möglichst kunstvoll beschreiben. Eine solche Variante ist wahrscheinlich auch der „Gantenbein“<sup>150</sup>.

Interessant war mir die Sartre'sche Begründung und Erklärung, warum er auf den Nobelpreis verzichtete, nämlich eine Begründung, die eben gerade in seiner Abwendung von Literatur als Selbstzweck und in seiner Zuwendung, natürlich einer jahrelang schon vollzogenen Zuwendung, zur Literatur als gesellschaftlicher Erscheinung [liegt].<sup>151</sup> Und in diesem Zusammenhang eben scheint mir, dass die Fruchtbarkeit unserer Gesellschaft für die Literatur eben gerade nicht darin besteht, dass sie es ihr leichter macht, nicht darin, dass sie ihr geschliffenere oder kleinere Konflikte anbietet, sondern darin, dass sie neuartige Konflikte produziert, produktive Konflikte.

Trotz der durch den Personenkult und den Dogmatismus noch einmal mächtig anschwelenden und von der Literatur unbedingt zu verarbeitenden Problematik des Menschen, der von der Gesellschaft zerbrochen wird, auf diese oder jene Weise, möchte ich doch sagen,

<sup>150</sup> Max Frisch, „Mein Name sei Gantenbein“, Roman, 1964.

<sup>151</sup> Jean-Paul Sartre, vorgeschlagen für den Nobelpreis für Literatur 1965, wies diese Ehrung mit den Worten ab: „Diese Haltung beruht auf meiner Vorstellung von der Arbeit eines Schriftstellers. Ein Autor, der politisch, gesellschaftlich und literarisch Stellung bezieht, sollte nur mit seinen eigenen Mitteln handeln, d.h. mit dem geschriebenen Wort. Alle Ehrungen, die er annimmt, setzen seine Leser einem Druck aus, den ich nicht für wünschenswert halte. Es ist nicht das Gleiche, ob ich mit ‚Jean-Paul Sartre‘ unterschreibe oder mit ‚Jean-Paul Sartre, Nobelpreisträger‘.“ (Presseerklärung, 24.10.1964).

dass sich auch schon Züge einer Gesellschaft zeigen und auf Beschreibung warten, die menschlichere Konflikte produziert. Und diesen Prozess möchte ich gerne mit dem, was ich schreibe, unterstützen und beschleunigen helfen.

In diesem Sinne, scheint mir, ist Literatur von ihrem Wesen her direkt an die sozialistische Gesellschaft gebunden, insoweit und insofern sie sich eben einer größeren Vervollkommenheit des Menschlichen, der Möglichkeit des Menschlichen nähert. Dazu gehört allerdings, dass wir das Wunschdenken überwinden, dass wir nicht über fremde Einflüsse lamentieren, sondern untersuchen, warum sie noch wirksam werden können, und dass wir uns endlich klar [darüber] werden, dass wir sie nur durch eigene gute Leistung zurückdrängen werden. Eine Nüchternheit im besten Sinne tut uns not, und ich glaube, dass solche Gespräche wie diese hier dazu beitragen werden.

Es zeigt sich eine wachsende Bereitschaft beim Leser, diesen Weg mitzugehen. Die Leserversammlungen, die im letzten Jahr sehr zahlreich bei uns stattgefunden haben, waren nicht getragen von einem Zustand der Heuchelei, den Stefan Heym als den bei uns herrschenden Zustand darstellte, dass man nämlich öffentlich so und privat anders redet, sondern sie waren getragen von einem ungeheuer ernsthaften Versuch breiter Schichten von Menschen bei uns, eben diese Heuchelei zu überwinden und sich über sich selbst und unsere Entwicklung ganz offen Klarheit zu verschaffen. Ich weiß, dass die Bücher, an denen sich diese Diskussionen entzündeten, nicht in erster Linie wegen ihres literarischen Wertes dazu genommen wurden, sondern wegen der Problematik. Aber ich verstehe nicht, wieso ein Buch wie Erwin Strittmatters „Ole Bienkopp“ von Stefan Heym dargestellt wird als ein Roman, in dem es darum geht, dass einige Rinderoffenställe von einem dummen Bürgermeister erzwungen worden seien. Für diejenigen der ausländischen Gäste, die dieses Buch nicht kennen, möchte ich doch der Gerechtigkeit halber sagen, es handelt sich um ein Buch, in dem der Weg und das Schicksal eines Menschen, eines wirklichen Kommunisten dargestellt wird, der an dogmatischen Entstellungen und Rückständigkeit, also Überresten des Personenkults zerbricht und physisch zugrunde geht. Und es war kein Zufall, dass sich an diesem Buch eine wirklich ernste und scharfe Diskussion entzündet hat, deren Ausgang nicht von Anfang an klar war und die von der Fragestellung her durchaus auch Möglichkeiten geboten hätte, dass eben Dogmatiker und andere Leute die Oberhand hätten gewinnen können. Aber eben das ist nicht eingetreten, und zwar in erster Linie aufgrund aller dieser offenen Diskussionen und weil dieses Buch von einer großen, breiten Leserzustimmung getragen war, gegen die Dogmatiker überhaupt nichts hätten machen können, selbst wenn Sie's gewollt hätten.

Hinzu kommt etwas anderes, dass gerade in der Jugend ein wachsendes Bedürfnis besteht bei uns, mit Schriftstellern und anderen, die sich darum kümmern wollen, gemeinsam über den Sinn der Anstrengungen und Kämpfe nachzudenken, denen sie sich tagtäglich doch alle hier bei uns aussetzen. In unserem Land ist sehr viel gearbeitet worden und wird sehr viel gearbeitet. Und die Frage ist natürlich jetzt ganz akut bei uns durch bestimmte, zum Beispiel überbetonte ökonomische, Erscheinungen in der letzten Zeit: Wofür arbeiten wir? Wofür machen wir überhaupt diesen Sozialismus? Denn es wird und kann passieren, dass über den Mitteln Politik und Ökonomie das Ziel vergessen wird: der Mensch. Hier, glaube ich, ist der Punkt, an dem die Literatur aufpassen und ihren Platz verteidigen muss. Mich interessiert natürlich in erster Linie nicht, mit welchen Produktionsmitteln werden wir morgen produzieren, mich interessiert, welcher Menschentyp wird dann diese Maschinen bedienen oder wird dann an diesen Stationen stehen, an denen automatische Anlagen bedient werden? Was ist das für ein Typ? Wird das ein apolitischer Technokrat sein oder

werden es Sozialisten sein? Das ist der Punkt, wo unsere Literatur, glaube ich, ihre eigentliche Aufgabe hat, die ihr auch nicht streitig gemacht wird, obwohl wir keine wirkliche Literaturkritik und eine enge dogmatische, noch weitgehend dogmatische Literaturwissenschaft haben und obwohl es immer noch vorkommt, dass ganz falsche, oberflächliche Einschätzungen von Büchern eine große Rolle spielen. Also wer gewinnt denn die Oberhand in diesem Kampf um den neuen Menschentyp? Wer wird denn das sein? Sind das die Zyniker, die wir haben? Oder sind es diejenigen, die ehrliche, echte Fragen haben und die natürlich, wenn wir sie nicht unterstützen, tatsächlich unterliegen können? Ich kann mich also nicht auf den Standpunkt dessen stellen, der abwartet: Wer wird denn da nun gewinnen?, und am Ende sagt: Ich hab's doch immer gesagt!, die Zyniker!

Bedeutet das nun, dass ich für eine utopische Literatur spreche? Eben nicht. Dieser Begriff wird uns in Westdeutschland immer entgegengehalten: Ihr seid Utopisten, und überhaupt ist Sozialismus eine Utopie. Das kommt wahrscheinlich auch durch den Philosophen Ernst Bloch jetzt besonders stark wieder in die Debatte.<sup>152</sup> Vielmehr glaube ich, dass aus der Genauigkeit der Beschreibung dessen, was heute ist, die Veränderungen bewirkt werden müssen, die uns dem Ziele näher bringen. Dazu sind viele Mittel möglich, die ich hier nicht alle aufzählen will. Einige scheiden für mich aus. Zum Beispiel: Resignation, Mystizismus, Verzicht auf Erkenntnis. Ebenso untauglich scheint mir: Apologetik des Bestehenden, die nämlich auch ein Verzicht auf Erkenntnis ist, provinzielle Selbstzufriedenheit und Enge, jede Art von Isolation anstelle lebendiger Auseinandersetzung mit allen geistigen Erscheinungen, welche die Welt heute hervorbringt, jede Art von Simplifikation und Rechthaberei, und natürlich jede Art von Vergewaltigung des wirklichen Lebens sowohl im wirklichen Leben als auch in der Literatur.

Die objektiven Voraussetzungen, diesen Weg in der Literatur weiterzugehen oder ernsthaft in Angriff zu nehmen, sind bei uns da. Es gehört unter anderem dazu: Eine größere innere Sicherheit, ein größeres Selbstbewusstsein, auch als Bürger dieser Republik, das wir uns in den letzten zwei, drei Jahren, glaube ich, erworben haben. Einer der Versuche, diesen Weg weiterzugehen, diesen Weg vielfältiger, tiefer zu machen, zu überlegen, ist, wie mir scheint, diese Tagung, auf der wir wirklich Standpunkte hören wollten und gehört haben.

Ich komme also auf meinen Ausgangspunkt zurück. Von uns aus wollten wir auch gerne, soweit es nötig ist, zu erklären versuchen, wie und warum wir zu unserer heutigen Haltung, die übrigens durchaus nicht einheitlich ist bei den Schriftstellern der DDR, gekommen sind. Ich erinnere an dieses Anfangsbild der ineinandergeschachtelten Ringe und geographischen Bestimmungen, deren letzte lauteten: „Deutschland“, „DDR“. Aber ich möchte hinzufügen, dass mir scheint, dass – unabhängig von der Unterscheidung, die vielleicht in diesen beiden Begriffen liegt – zurzeit schon die Faktoren stärker wirksam sind, die unsere und Ihre Lage einander ähnlich machen und die solche Gespräche wie diese heute hier so fruchtbar machen können.

## 5. Dezember

### Leitung: Horst Eckert

Egon Naganowski (VR Polen):

Liebe Freunde, aller guten Dinge sind drei; ich weiß nicht, ob sie gut sind, aber das dritte Mal spreche ich schon.

---

<sup>152</sup> Der Hinweis auf Bloch fehlt in der veröffentlichten Textfassung in der NDL.

Wie ich schon gesagt habe, ganz kurz nur ein paar Probleme, die mir in der Diskussion der letzten Tage aufgefallen sind. Ich meine, dass der Diskussionsbeitrag von Stefan Heym gestern wirklich sehr interessant war und dann in den weiteren Diskussionsbeiträgen von Klaus Gysi und von Frau Wolf ein bisschen aufs Nebengleis geschoben wurde. Denn generell, glaube ich, hatte doch Stefan Heym sehr recht. Das war ein Diskussionsbeitrag, der vorher hier sehr gefehlt hat, denn letzten Endes sind das doch Probleme, die zur Erneuerung des ganzen kulturellen Lebens und auch der sozialistischen Literatur irgendwie sehr wichtig sind. Denn ich glaube, Stefan Heym hatte nicht übertrieben, wenn er festgestellt hat, dass die ganze Wahrheit des vergangenen Jahres bestimmt noch nicht gesagt wurde. Übrigens nicht nur hier, auch in anderen Ländern, ganz bestimmt. Das ist doch aber sehr wichtig, dass das getan wird, denn schließlich handelt es sich nicht nur darum, dass, wie Stefan Heym gesagt hat, der Sozialismus von einem gewissen Krebschaden bereinigt wird, der im Grunde genommen gesunde Körper von diesem Krebschaden bereinigt wird. Es handelt sich auch um ein moralisches Problem, glaube ich, um eine Genugtuung erstens einmal für alle die Leute, die aus diesen oder jenen Gründen in dieser Zeit gelitten haben. Und es haben doch viel Leute gelitten, ganz unschuldig. Es wurde sehr viel Unrecht getan, und dieses Unrecht müsste und sollte doch, glaube ich, in der Literatur sich wirklich widerspiegeln, nicht nur in Kleinigkeiten, nicht nur in Teilproblemen, sondern in großen Problemen, da es wirklich, bildlich gesprochen oder wörtlich gesprochen, um Leben und Tod ging.

Und ich glaube, dass diese Bereinigung durch die Literatur fehlte. Diese Bereinigung, die wir gerade in der Sowjetunion sehen, ist doch sehr wichtig. Und hier ist es doch irgendwie charakteristisch, dass zum Beispiel das Buch von Solschenizyn aus der Sowjetunion<sup>153</sup> hier noch nicht übersetzt wurde, auch nicht in einer Zeitschrift. Das ist irgendwie charakteristisch, glaube ich doch, und, wie gesagt, das ist nur ein Fingerzeig, dass hier noch sehr viel zu machen ist. Denn die Probleme waren vielleicht in einem Land krasser, in einem anderen weniger krass, aber sie bestanden doch überall, und überall müssen sie so oder anders zum Ausdruck kommen.

Wenn wir also hier so offen sprechen, empfinde ich das selbst persönlich nicht als irgendwelche Einmischung in die inneren Angelegenheiten der deutschen Literatur. Ich habe in Warschau in einem Verlag in ein Buch von Stefan Heym hineingeschaut über den 17. Juni<sup>154</sup>, und ich meine – ich habe es nicht ganz gelesen, ich kann jetzt hier kein Urteil darüber abgeben –, aber wie gesagt, es ist ein Buch, das bestimmt zu dem gehört, von dem ich meine, dass es gut wäre, wenn es hier erscheinen könnte. Also, wie gesagt, es ist nur so eine Bemerkung eines Gastes. Aber ich glaube, dass gerade dieses Buch oder ähnliche Bücher irgendwie sehr wichtig wären, weil sie gewisse Punkte zum Vorschein bringen, die ausgeklammert sind, über die man nicht schreibt und spricht, die irgendwie in einer Atmosphäre des Schweigens versteckt sind. Das wird kein Schaden sein, sondern im Gegenteil, das wird sehr nützen, weil es die Atmosphäre bereinigt.

Hier möchte ich auch noch ein paar Worte über die Übersetzungen sagen. Sehen Sie, da sind nicht nur, sagen wir einmal, das Buch von Solschenizyn und von anderen Autoren,

---

<sup>153</sup> Alexander Solschenizyns Erzählung „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“, verfasst 1959, erschien zuerst 1962 in der russischen Zeitschrift *Novyj mir*. 1968 gab Solschenizyn noch eine autorisierte ungekürzte Fassung in Umlauf. Deutsche Erstausgaben brachten Münchener und Westberliner Verlage 1963 und 1964.

<sup>154</sup> Gemeint ist Stefan Heyms Roman „Der Tag X“.

über die Kollege Trifonow sprach, die nicht übersetzt werden. Auch aus der polnischen Literatur gibt es viele solcher Werke, die nicht gerade zur Abrechnungsliteratur [zählen], aber irgendwie einen ziemlich großen kritischen Spielraum haben, wie, sagen wir einmal, die Satiren von [Slawomir] Mrozek oder andere Bücher, die ich hier nicht sehe. Ich hatte vor zwei Jahren, als ich auf einer Reise in der DDR war, eine kleine Diskussion im Schriftstellerverband. Ich kam ins Gespräch mit einer jungen Dame, die Lektorin bei einem Verlag war – ich kann mich leider nicht mehr erinnern [in welchem]. Sie sagte mir damals: Ja, von den Satiren von Mrozek hat sie schon die vierte Auswahl gemacht, aber leider weiß sie nicht, ob das erscheint, und wie gesagt, es ist, glaube ich, bis heute nicht erschienen. Also das ist so ein Beispiel.

Es gibt ja viele andere Bücher, moderne, neue, die hier erscheinen könnten, aber nicht erschienen sind. „Asche und Diamant“<sup>155</sup> ist ja schon eine weit zurückliegende Geschichte. Aber neuere Sachen, die nicht erscheinen [...], da könnte ich hier massenhaft Bücher anführen, die irgendwie wertvoll sind, vom Literarischen und vom Inhaltlichen her, und die hier nicht erscheinen. Ich glaube, das ist so etwas Ähnliches wie mit dem Buch von Sol-schenizyn, das ja natürlich ein anderes, größeres Gewicht hat, was diese Abrechnung mit der Vergangenheit betrifft.

Und noch eines, dann mach ich gleich Schluss. Wir haben hier sehr viel über die Literatur als Politik, als Ideologie gesprochen, wir haben aber eigentlich nicht gesprochen über die Literatur als moralische Anstalt, als ästhetische Schule, wenn man so sagen will. Das ist die Funktion, die außer den politischen und ideologischen Faktoren die Literatur zu dem macht, was sie ist. Und diese Literatur, von Thomas Mann und von anderen großen Schriftstellern als moralische Anstalt gesehen, Literatur als ästhetisches Mittel, um den Geschmack, um das Gefühl des Menschen zu heben, Literatur nicht für den Menschen im Allgemeinen, sondern für den individuellen, konkreten Menschen, diese Literatur hat doch auch ihre große Rolle, und von der wurde hier doch eigentlich sehr wenig gesagt. Sie ist zu sehr etwas Offizielles, sie ist zu sehr etwas Ideologisch-Politisches im breitesten Sinne, zu sehr, bestimmt auch wichtig, mit der Produktion verbunden, aber die Literatur als moralische Anstalt und die Literatur als ein Mittel, eines der schönsten Mittel, um das ästhetische Gefühl des Menschen zu heben – und das Ästhetische ist oft auch das Ethische, denn schließlich ist es eine Verfeinerung, die man gerade der schönen Kunst verdankt – das, glaube ich, dürfen wir nicht vergessen.

Stephan Hermlin<sup>156</sup>:

Vor einigen Wochen nahm ich an einem internationalen Kongress des PEN-Clubs in Budapest teil, wo man drei Tage lang über das Thema „Tradition und Moderne“ diskutierte.<sup>157</sup> Einer der letzten Redner begann zum allgemeinen Erstaunen der Versammlung seinen Beitrag mit dem Satz, er habe nun einmal eine Neigung zu Schlussfolgerungen. Die Verwunderung der Zuhörer war nicht nur dem Umstand zuzuschreiben, dass die Ankündigung des Redners erheblich mit dem kontrastierte, was er anschließend zu bieten hatte. Sie galt auch weniger einem Verstoß gegen die guten Sitten, denn natürlich kennt ein Clubge-

<sup>155</sup> Jerzy Andrzejewskis Roman „Asche und Diamant“ kam in Polen 1948 heraus, Andrzej Wajda verfilmte ihn 1958. Eine deutsche Übersetzung erschien 1960 in München.

<sup>156</sup> Hermlins Text in der Tonbandabschrift ist nahezu identisch mit der in der NDL abgedruckten Fassung.

<sup>157</sup> Tagung des Exekutivkomitees des Internationalen PEN-Clubs im Oktober 1964 in Budapest, siehe Einleitung, S. 23f.

sprach keine Entscheidungen oder Bilanzen. Sie wurde geweckt durch die fast komische Selbstsicherheit, mit der da jemand in aller Ruhe mitteilte, es sei nun an ihm, Lob und Tadel zu verteilen und ein abschließendes Urteil zu fällen.<sup>158</sup>

Ich würde mich freuen, wenn unser Kolloquium kein derartiges Ende finden, sondern wir nach Hause zurückkehren würden, alles gründlich überdenkend, was uns in diesen Tagen Freunde aus anderen Ländern und aus dem eigenen Land mitzuteilen hatten.

Mir fiel auf, dass unsere Diskussion beinahe in den Rahmen des Budapesteser Themas gepasst hätte. Sie war weitgehend eine Diskussion über das Erbe, das wir mit uns tragen und das wir fortsetzen. Jede Gesellschaft, die revolutionär auftritt, verhält sich zur vorausgegangenen Kultur misstrauisch, manchmal bilderstürmend. Die Arbeiterklasse hatte das Glück, in Marx und Engels nicht nur zwei große Philosophen und Ökonomen zu besitzen, sondern zwei hochgebildete und musische Menschen, die den Arbeitern zeigten, dass die Menschheitskultur ihr eigen sei. Im gleichen Sinne sprach und handelte später Lenin. Marx und Engels erkannten die künstlerische Bedeutung ihres Zeitgenossen Heine, dessen Anschauungen sich mit den ihren trafen. Aber Engels schrieb gleichzeitig voller Bewunderung über eine junge Dichterin, die damals niemand kannte und die als adliges Fräulein ein zurückgezogenes Leben führte, in das offenbar kein Hauch der revolutionären Bewegung drang. Er erkannte in Anette von Droste-Hülshoff eines der großen Wunder der deutschen Dichtung, eine Neutönerin, die die Atmosphäre ihrer Zeit, die ihr ganz fremd war, niemals direkt zu erfassen vermochte, sie aber indirekt in der bebenden Intensität ihrer Landschaften, im Ausdruck von Ungewissheit, Unruhe, Erwartung und Schrecken tiefer und dauernder festhielt als viele längst vergessene Agitationsdichter der vierziger Jahre.

Nicht nur die deutsche, die Arbeiterbewegung aller Länder hat, während sie an vielen Fronten kämpfen musste, ihren kulturellen Bereich erweitert. Natürlich gibt es auf dem Gebiet der Literatur und der Kunst große Gestalten, die vor den weniger großen kommen. Aber es gibt auch komplizierte Gestalten und komplizierte Zeiten, deren geistige Bewältigung nicht sofort gelingt. Weil die französischen revolutionären Arbeiter begriffen, dass Claude Lorrain, Ingres und Renoir ihnen gehörten, wurden auch Matisse, Léger und Picasso zu den ihren. Die deutsche Arbeiterklasse hatte sich mit Goethe, Schiller, Heine bekannt gemacht, ehe sie weiterging, zu Hölderlin, Kleist, Büchner, Hauptmann, Thomas Mann gelangte. Zur Zeit der Sozialistengesetze erkannte jeder Berliner oder Münchener Arbeiter, der der geheimen Partei angehörte, in Beethovens „Neunter“ die Musik seines Kampfes, seiner Sehnsucht. Heute betrachten immer mehr Arbeiter in Rostock und Dresden Bach, Händel und Mozart als ihren Besitz. Sie hören mit wachsendem Verständnis nicht nur Beethovens „Neunte“, sondern auch seine äußerst komplizierten und, um ein Wort aus einem mir fremden Sprachschatz zu gebrauchen, „modernistischen“ späten Streichquartette.

In der Epoche des sozialistischen Weltsystems wird die Sache schwieriger. Inmitten riesiger Auseinandersetzungen und Katastrophen wächst die Resignation und wird die Suche nach vermeintlichen und wirklichen Auswegen frenetisch. Die Differenzierung der Künstler und ihrer Arbeiten nimmt enorm zu. Die Quantität der zeitgenössischen Kunst scheint unübersehbar. In dieser Schwierigkeit hilft sich der Dogmatismus so gut er kann. Er bringt die Weltliteratur in zwei großen Schubladen unter – der sozialistischen, die ein kleines Unterfach mit der Aufschrift „progressiv“ besitzt, und der spätbürgerlichen. Die Einteilung ist

<sup>158</sup> Gemeint ist Alfred Kurella, der darauf in seinem Beitrag (siehe unten) antwortete. Die Reden von Hermlin und Kurella in Budapest wurden veröffentlicht in: *Sinn und Form*, 1965, H. 5, S. 786–791.

provisorisch, denn ein Zwischenfall, etwa eine politische Erklärung, kann dazu führen, dass ein als sozialistisch geführter Schriftsteller aus seinem Fach verschwindet. Jemand nannte hier den Namen Howard Fast.<sup>159</sup> Andererseits werden im wahren Sinne des Wortes spätbürgerliche Schriftsteller mit Recht als progressiv erkannt. Ein bekanntes Beispiel ist Thomas Mann.

Der Dogmatismus zeigt eine ständig wachsende Unlust an der Beschäftigung mit einzelnen künstlerischen Persönlichkeiten, an wirklichen Werkanalysen. Er ersetzt solche Analysen durch willkürlich zusammengefügte Zitate, und zwar im besseren Falle. Meist zieht er es vor, anstelle der Untersuchung eines Schriftstellers einen zauberkräftigen Begriff zu setzen – Expressionismus, Surrealismus, Dadaismus. Formalismus ist gegenwärtig etwas verbraucht, an seine Stelle traten Modernismus und die Neuprägung Abstraktionismus. Die Nennung eines solchen Begriffs ermöglicht, auf einen Schlag gleich mit einer ganzen Reihe unbequemer Erscheinungen fertig zu werden. Wir haben es hier mit einem wirklich magischen Vorgang zu tun.

Ich spreche von diesen Dingen, weil sie eine Beziehung haben zu dem Verhältnis der Literatur, die in der DDR gemacht wird, zu der Literatur, die in der Bundesrepublik gemacht wird, und weil sie für die Entwicklung der Literatur in der DDR nicht gut ist. Der Expressionismus und der Surrealismus waren historische literarische Bewegungen. Beide hatten progressive politische Aspekte. Als Schulen sind sie tot, ihre Manifeste sind verstaubt, es gibt niemand mehr, der sich als Expressionist bezeichnet; aber die Bilder von Kirchner, Heckel, Schmidt-Rottluff und Munch interessieren heutzutage sehr viel mehr Menschen in sehr viel mehr Ländern als vor vierzig oder fünfzig Jahren. Jeder weiß, dass aus dem Expressionismus große sozialistische oder die alte Gesellschaft anklagende Dichter hervorgingen, wie [Georg] Heym, Trakl, Stadler, Johannes R. Becher, Else Lasker-Schüler, [Alfred] Wolfenstein, Werfel. Becher ausgenommen, besitzen wir hier ihr Werk nicht, wenn man von ein paar zufällig ausgesuchten Gedichten in zwei, drei Anthologien absieht. Es gibt nur noch einen Surrealisten, nämlich André Breton, aber jeder weiß, dass aus dem Surrealismus einige der größten Dichter Europas wie [Paul] Éluard, Aragon, Tzara, [Robert] Desnos, Nezval hervorgingen, die diese Abkunft nie verleugneten. Die Bedeutung von Künstlern, von Dichtern geht weit hinaus über den Begriff einer Schule oder Gruppe, der sie kürzere oder längere Zeit hindurch angehörten.

Jeder weiß, dass da, wo von Moderne die Rede ist, auch Modekrankheiten und Torheiten existieren. Das Modische wechselt leicht, das Moderne bleibt, zumindest in seinen wesentlichen Zügen bleibt es bestehen. Modetorheiten lacht man aus, aber es ist ein trister Anblick, dass manche Vertreter der modernsten Gesellschaftsordnung bei dem Wort „modern“ zusammenfahren. Meist erklären sie mit gelangweilter Miene, sie hätten sich diese Dinge schon an den Schuhsohlen abgelaufen. Sie vergessen dabei, dass ihre Erfahrungen, sofern es sich um solche handelt, der neuen Generation nichts nützen, dass diese Generation ihre eigenen Erfahrungen machen muss. Gern reden sie auch von Epigonen der Moderne. Sie selber wurden von wirklichen Epigonen anderer Epigonen nie gestört, jahrelang konnten Anton-von-Werner<sup>160</sup>-Nachahmer ihre kolorierten Fotos verfertigen, ohne dass sie den geringsten Einwand dagegen erhoben haben.

<sup>159</sup> Von Fast hatte Trifonow gesprochen. In der NDL-Veröffentlichung ist dieser Satz weggelassen.

<sup>160</sup> Anton Alexander von Werner, preußischer Maler und Direktor der Königlichen Hochschule für bildende Künste in Berlin, glorifizierte in historischen Szene-Bildern und Schlachtenpanoramas Kaiserreich und deutsches Militär.

Gewiss kann ein Schriftsteller sich bis zu einem gewissen Grade seine Ahnen aussuchen, aber nur bis zu einem gewissen Grade. Er arbeitet unweigerlich in einem Universum, das von den Ausstrahlungen und Spuren all seiner Vorgänger und seiner Zeitgenossen erfüllt ist. Ich kann von Kafka reden, denn ich las ihn sehr früh, zum ersten Mal mit 13 Jahren. Das war 1928, vier Jahre nach Kafkas Tod, und seine Leser im deutschen Sprachgebiet zählten erst nach Hunderten. Jenseits von Köln, Berlin, Prag und Wien kannte ihn niemand.

Ich weiß noch genau, dass ich sehr lange versuchte, etwas in Kafkas Art zu schreiben, denn ich schrieb heimlich für mich alle möglichen Sachen. Heute ist mir das fern und ich denke nicht daran, Kafka nachahmen zu wollen. Aber meine Bewunderung für ihn ist geblieben. Sein Einfluss auf die Schriftsteller Westdeutschlands ist gering. Wäre es anders, hätte seine wie aus einem zarten, festen Stoff gehämmerte Prosa Schüler gefunden, schrieben Grass und Johnson besser. Sie sind übrigens beachtliche und lesenswerte Schriftsteller. Man hat aus Kafka einen Philosophen und Revolutionär machen wollen. Ich glaube, diese Übertreibungen gehen zu Lasten der Dogmatiker, die Kafka als einen Dekadenten verleumdete. Kafka ist ein großer Dichter. Sein Werk ist aus einem ungeheuren Schmerz entstanden, deshalb gehört er zu uns, weil wir die Antwort auf jeden Laut der Qual geben, weil der Sozialismus alle Qualen heilen wird. Wenn man mir die Frage nach meinen Ahnen stellt, so würde ich Kafka nicht nennen können, aber ich kann mich nicht der Tatsache entziehen, dass ich in einem Jahrhundert arbeite, dessen Literatur auch von Kafka geprägt wurde. Hier ist wohl auch der Punkt, in dem ich mit Christa Wolf nicht einig bin, die gestern so schön und ernst sprach. Sie stellt das reale, uns umgebende Leben den literarischen Ahnen entgegen, aber dieses Leben selbst erreicht uns unablässig in präformierten künstlerischen Bildern und Gestaltungen. Kunst und Leben durchdringen sich unauflösbar. Kunst kommt nicht einfach aus dem Leben, sondern auch aus dem bereits zu Kunst gewordenen Leben.

Trifonow hält Proust für langweilig. Mir gefällt ein offenes Bekenntnis dieser Art immer besser als geheucheltes Interesse. Aber Lenins Freund Lunatscharski<sup>161</sup> sprach von Prousts „wundervollen Büchern“. Lunatscharski schrieb einen großen Essay über Proust, den er nicht mehr beenden konnte. Der große Komponist Hanns Eisler sagte mir oft, dass für ihn Proust neben Brecht der interessanteste Schriftsteller dieses Jahrhunderts sei, er las ihn ständig. Ich sage das nicht, weil ich glaube, dass damit ein Urteil über Proust für immer fixiert sei. Autoritäten können irren, selbst wirkliche Autoritäten dieses Formats. Aber wie immer der Einzelne über Kafka oder Proust denkt, es liegt keine Ursache vor, diese und andere große Schriftsteller, die schon Klassiker sind, nicht zu drucken.

Einige unserer Freunde aus anderen sozialistischen Ländern haben Fragen gestellt, die, glaube ich, nicht immer genügend beantwortet wurden. Ich höre von Klaus Gysi, dass Peter Huchel seinen neuen Gedichtband hier nicht veröffentlichen wolle. Ich bedauere das sehr, aber ich entsinne mich auch, dass Huchel mir im vorigen Jahr sagte, sein Gedichtband, der bereits bei Rütten & Loening vorbereitet wurde, könnte nicht erscheinen. Es ist eine Tatsache, dass Günter Kunerts letzte Gedichte bei uns nicht erscheinen konnten. Ein Gedicht-

---

<sup>161</sup> Anatoli Wassiljewitsch Lunatscharski, kritischer Mitstreiter Lenins, Volkskommissar für Volksaufklärung, stand – auch infolge entsprechender Kontakte während der Emigration in Westeuropa – der avantgardistischen, experimentellen Kunst aufgeschlossen gegenüber und versuchte, zwischen ihr und der zeitgenössischen Proletkult-Bewegung in Sowjetrußland zu vermitteln. Die stalinistische Kunstkritik verübte ihm seine „schwankende“ Haltung.



band von Paul Wiens wird, soweit ich weiß, nicht herausgebracht.<sup>162</sup> Dies sind Dinge, die man nicht rechtfertigen kann.

Ich glaube, unsere Freunde recht zu verstehen, wenn ich annehme, dass sie ihre Fragen stellen, nicht um uns in Verlegenheit zu bringen, sondern aus Besorgnis um bestimmte Aspekte in diesem Land DDR, zu dem wir uns alle bekennen.

Als vor zwanzig Jahren Picasso, bereits damals ein alter Mann, der ein Riesenwerk hinter sich hatte, in die kommunistische Partei eintrat, sagte er, er komme zum Kommunismus, wie zu einer Quelle. Palmiro Togliatti, ehe er starb, richtete das Wort an alle Kommunisten der Welt.<sup>163</sup> Sie hätten die Pflicht, sagte er, allen vorwärtsstrebenden, allen wegsuchenden Künstlern und Schriftstellern eine wahre Heimstatt zu bieten, sie müssten in einer Welt der manipulierten, auf einen immer engeren Bereich gedrängten Kunst die wahren Verteidiger künstlerischer Freiheit werden. Leider, fügte er hinzu, komme in diesem Sinn aus den sozialistischen Ländern nicht immer Hilfe. Wir dürfen diese Worte Togliattis nicht vergessen.

Gabor Hajnal (Ungarische VR):

Liebe Freunde, so viele Fragen wurden schon gestellt und [ich möchte auch] meine Meinung [dazu sagen]. Ich bin einverstanden mit dem, was Herr Juraj Spitzer gesagt hat, Sachen, die ich nicht [wiederholen muss]. Aber eine Erfahrung möchte ich doch zeigen. Ich befasse mich schon seit 30 Jahren mit der deutschen Literatur, man kann sagen mit der deutschen Lyrik. Ich habe eine ziemlich große Bibliothek und möchte diese ergänzen. Ich bin herumgelaufen in der Stadt und habe gesucht. Ich habe wohl einen ganzen Tag gebraucht und habe nicht gefunden [was ich suchte]: nicht Angelus Silesius, nicht [...] <sup>164</sup>, auch nicht Paul Gerhardt, also die Barockdichter. Ich denke, ja, jeder sucht sich seine Ahnherren aus, aber man kann nur dann frei wählen, wenn man alle kennt, und ich denke, wenigstens die Schriftsteller sollten sie kennen. Aber auch das Publikum, weil nur dann eine gesunde Literatur entstehen kann, wenn man das ganze Erbe kennt, in sich hineinnimmt, und dann kann man sich erst weiterentwickeln. Entschuldigen Sie, wenn ich so kategorisch spreche, aber ich werde eine fremde Sprache rekonstruieren.

Ich meine also, es wäre vielleicht besser [...], wenn man es kennen könnte, wenn man es lesen könnte. Bei uns in Ungarn ist es ja auch nicht so leicht, nicht wahr, wir haben [Johannes] Tralow erst 1957 gedruckt, [Nietzsche?] 1958 gedruckt in ungarischer Sprache, Proust ist jetzt auch vor einigen Jahren erschienen und Kafka ist auch erschienen im Lloyd-Verlag<sup>165</sup>, erst jetzt. Es geht ja nicht alles auf einmal, ich weiß, aber wenn man darüber spricht, ist es doch vielleicht nicht [verkehrt]. Nach meiner Meinung ist es richtig, wenn bei uns Kafka erscheint. Und er muss hier erscheinen, dass das Leserpublikum ihn kennen lernt.

Ja, es war hier nicht so einfach in der Literatur. 1957/58 kam auf einmal eine Welle aus dem Publikum und von den Schriftstellern. Auf einmal wurde in der Literatur eine große Diskussion um Modernismus gemacht, man hat gestritten und es war gesund, dass man gestritten hat. Und die jungen Leute, die jetzt entdeckt haben, was vor 50 Jahren modern war, wussten

---

<sup>162</sup> In einem dem Aufbau-Verlag vorgelegten Gedichtband Wiens' wurden zwei Gedichte als „politisch anstößig“ bemängelt. Eines davon war 1954 bereits im Eulenspiegelverlag erschienen. Wiens zog wegen der Anschuldigungen sein Manuskript im Sommer 1964 zurück.

<sup>163</sup> Siehe Anm. 138.

<sup>164</sup> Vermutlich: Spee, also Friedrich Spee von Langenfeld.

<sup>165</sup> Der Pester Lloyd Verlag in Budapest gab Bücher in deutscher und ungarischer Sprache heraus sowie eine deutschsprachige Tageszeitung.

nicht gleich etwas damit anzufangen. Aber es war doch gesund, dass sie das kennen lernten und so weiterkamen in ihrer Tätigkeit.

Das Publikum hat auch viel von Proust gelesen usw. Das ist ein Beispiel dafür, dass man viel diskutiert, es aber zugleich doch gedruckt hat. Und das ist nach meiner Meinung nicht schlecht.

Damit sprach ich auch schon einige Worte zur Modernisierung. Bei uns kennt man von jeher auch von Westdeutschland viele, viele Bücher, gerade so wie die von Stephan Heym, und das ist ja das Wichtigste, dass man kennen lernt die Schriftsteller und Lyriker.

Jetzt arbeite ich an einer Art Anthologie, die die [zeitgenössische] deutsche [Literatur] zeigen soll nach 1945. Da werden aus Westdeutschland und der DDR zusammen sein die guten Lyriker; und ich glaube, ich mache damit eine gute Arbeit, wenn ich grad so zeigen werde: Enzensberger, Huchel, [Georg] Maurer, vielleicht [Wolfgang] Weyrauch usw. Also mit diesen paar Worten möchte ich sagen, ich glaube, das ist vielleicht nicht umsonst gewesen.

Prof. Alfred Kurella:

Liebe Freunde und Kollegen, es tut mir leid, dass ich an der ganzen Aussprache nicht teilnehmen konnte. Ich kann also leider nicht zu den vielen interessanten, theoretischen, allgemeinen Problemen sprechen, die ich zweimal – bei einem kurzen Abstecher hierher – gehört habe und zu denen ich einiges zu sagen hätte. Ich möchte nur, da es in mein Fach fällt, auf die Fragen antworten, die unser Freund Kundera am ersten Tage hier gestellt hat und die ich noch mit gehört habe. Weil diese Fragen nicht unseren Gastgeber, den Verband angehen, sondern unsere Akademie der Künste.

Zuvor möchte ich aber doch noch eines sagen: Sie haben hier Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie auf dem Boden unserer literarischen Kunstentwicklung sehr verschiedene theoretische Meinungen, Urteile über Fragen der Literatur und was damit zusammenhängt von unseren Schriftstellern geäußert wurden. Sie wurden heute Zeuge einer etwas unerfreulichen Art, in der bei uns eine Diskussion manchmal geführt wird. Ich meine die ersten Worte der Rede von Herrn Hermlin. Der Redner aus dem PEN-Club von Budapest, den er hier angeführt hat, ohne ihn zu nennen, bin ich. Die Verhandlungen im PEN-Club wurden auf Französisch und Englisch geführt. Ich sprach in der zweiten Hälfte des zweiten Tages. Ich begann meine Rede damit, dass ich sagte: Excusé [...] <sup>166</sup>.

Jedermann, der Französisch oder eine andere Sprache kann, hört den leisen Ton der Ironie, aber das Geheimnis liegt nicht hier. Hier ist etwas, was Stephan Hermlin Ihnen verheimlicht hat oder vielleicht gar nicht bemerkt hat. Die Aussprache über das Problem „Tradition und Neuerertum“ erfolgte in vier Sitzungen. In dem uns vorgelegten gedruckten Programm hatte jede der Sitzungen eine Überschrift. Die erste hieß „Poesie“, die zweite Überschrift, gedruckt, hieß „Dramen“, die dritte Überschrift hieß „Prosa“, und für die zweite Hälfte des 2. Tages stand „Conclusions“ mit S. Ich habe nichts anderes getan als meine Rede in den Rahmen der Versammlung des Programms eingeordnet. Und es ist eine nicht ganz – nun, wie soll ich sagen – faire Art, erstens hier jemanden anonym anzugreifen, halbanonym, weil ein Teil der Anwesenden den Vorgang kennt, und dann auch noch die Tatsachen [...] <sup>167</sup>.

Ich sage Ihnen, es gibt leider in unserem Milieu auch solche Arten der Auseinandersetzung; ich bedauere das.

<sup>166</sup> Die Stenografin vermerkte „Satz auf Französisch“ und setzte die Mitschrift aus.

<sup>167</sup> Unvollendeter Satz.

Ich hätte darüber nicht gesprochen, wenn ich nicht hier zu Anfang der Sitzung dabei gewesen wäre. Wie gesagt, ich bin jetzt hier nicht da, um auf die vielen interessanten juristischen Fragen einzugehen, von denen ich einige selber gehört habe, und von deren Darlegung ich weiß. Ich bin hier nur, um als Mitglied der Akademie der Künste, der auch Peter Huchel angehört, auf die drei Fragen von Kollegen Kundera einzugehen.

Die erste Frage hieß: Warum wird *Sinn und Form* unverändert weitergeführt, obwohl man Huchel von der Redaktion abgesetzt hat, wegen seiner Redaktionsführung. Ich habe Kollegen Kundera schon am selben Abend gesagt, dass er sich irrt, wenn er annimmt, dass die Zeitschrift *Sinn und Form* in der gleichen Weise redigiert wird wie zu der gleichen Zeit, als sie von Huchel redigiert wurde. Er könnte zu uns in die Redaktion kommen, ich bin Mitglied des Beirats der Redaktion, er könnte sehen, welche Artikel wir nicht gedruckt haben [...], mit welchen Autoren, z.B. Ernst Fischer<sup>168</sup>, wir eine längere Korrespondenz geführt haben, um sie aufzufordern, einige Änderungen in einem vorgelegten Artikel vorzunehmen, was er auch als rechtlich empfunden hat und getan hat. Ich könnte ihn einführen in die erfolgreichen Bemühungen und auch in die Schwierigkeiten, die wir haben, eine Reihe von neuen literarischen Tendenzen und Autoren in die Zeitung neu aufzunehmen. So weit also zu der Frage im engeren Sinne.

Des Weiteren wurde die Frage gestellt, was Huchel heute macht. Ich möchte dazu ganz kurz andeuten, warum Huchel [...] von der Redaktion zurückgetreten ist. Ihm wurde zu Beginn 1963 durch den Präsidenten der Akademie Mitteilung gemacht, dass die Akademie wünscht, dass die Zeitschrift wirklich als das geleitet wird, was sie ihrem Namen nach ist, ein Organ der Akademie, dass der von der Akademie gewählte Redaktionsbeirat zur Redaktion mit herangezogen wird, d.h. dass eine kollektive Leitung der Zeitschrift entsprechend den Gedanken und Tendenzen und Auffassungen, wie sie der Akademie und ihrer Arbeit zugrunde liegen, [existiert]. Das war besonders deswegen notwendig, weil zu dieser Zeit unsere Regierung der Akademie neue, präzisere Aufgaben stellte und natürlich auch der Zeitschrift, die verpflichtet war, diesen Aufgabenstellungen der Akademie als einer von dem Staate geschaffenen Einrichtung Rechnung zu tragen. Huchel versprach, das zu tun, und tat ein halbes Jahr nichts. Daraufhin wurde er wieder eingeladen vom Präsidenten der Akademie, und es wurde im Einzelnen über Fragen der Redaktion mit ihm gesprochen. Er sagte wieder, dass er bereit sei, das zu tun und die kollektive Redaktion durchzuführen, tat aber nichts. Worauf er ein drittes Mal eingeladen wurde, das war schon im Dezember 1963, wo unser [inzwischen] verstorbener Präsident, Genosse Bredel, ihm sehr deutlich sagte, dass es so nicht weitergeht und dass er sich entschließen muss, den einen Mann der Redaktion außerhalb von Berlin und außerhalb der Akademie aufzugeben und zu einer kollektiven Leitung der Zeitschrift als Organ der Akademie überzugehen. Es entspann sich ein heftiger Wortwechsel, in dessen Lauf der Peter Huchel sagte: „Gut, dann leg ich eben hin.“ Worauf Bredel antwortete: „Gut, das nehmen wir an.“ Das war im Oktober 1963. [Huchel wurde gesagt:] „Sie können die Arbeit beenden bis zum Ende des Jahres.“ Das war an sich ein normaler Vorgang, welcher sich, so glaube ich, auch in anderen Ländern abspielen wird.<sup>169</sup> Aber dadurch wurde die Angelegenheit zum Objekt der Spekula-

---

<sup>168</sup> Der kommunistische Schriftsteller und Kulturtheoretiker Ernst Fischer veröffentlichte 1964 im Europaverlag Wien u. a. das Buch „Zeitgeist und Literatur“. Welcher Artikel in einer DDR-Zeitschrift hier gemeint ist, muss offenbleiben.

<sup>169</sup> Einige Dokumente und Erinnerungen aus anderer Sicht enthält der Begleitband zur Huchel-Ausstellung, siehe Einleitung, S. 10, Anm. 11.

tion und Diskussionen der westlichen antikommunistischen Presse und wurde plötzlich hochgespielt zu einem Ereignis. Und leider hat Peter Huchel sich von diesem Echo beeinflussen lassen und redigierte die letzte Nummer der Zeitschrift, die ihm noch freigegeben wurde, als Ein-Mann-Redaktion sozusagen, unabhängig von der Institution, deren Organ diese Zeitschrift ist. Er hat es fertiggebracht und für nötig gehalten, in diese Nummer eine Reihe von Arbeiten hineinzubringen, die, nachdem Gespräche stattgefunden hatten, nach den Auseinandersetzungen innerhalb der Akademie, nichts anderes als eine Herausforderung waren.

[Diese letzte Nummer enthielt] einige der von ihm abrupt für die Nummer geschriebenen Gedichte. [...] Und nachdem das in unserer Öffentlichkeit kritisiert worden war und Huchel sozusagen zum Märtyrer des Dogmatismus in der DDR gestempelt war, entsann sich der Westberliner Senat, der bisher keine Kenntnis von ihm genommen hatte, dieses Dichters und verlieh ihm den Fontane-Preis. Und man muss naiv sein, um anzunehmen, dass damit honoriert wurde der große Dichter. Den hat es so lange gegeben, ebenso hat es den Fontane-Preis gegeben. Wenn er in diesem kurzen Abstand verliehen wurde, so war das eine politische Tat, umso mehr, als er Preis des Westberliner Senats ist.

Nun, unsere ausländischen Freunde sind nicht lange hier. Wir können nicht erwarten, dass sie unsere Außenpolitik und unsere Deutschlandpolitik im Einzelnen verfolgen und verstehen. Sie ist nicht einfach zu verstehen, weil die Situation außerordentlich kompliziert ist, und die Frage Westberlin spielt darin eine hervorragende Rolle.

Nachdem dieser Preis verliehen war, wurde Huchel – doch weiß ich nicht, durch wen – mitgeteilt, dass wir ihm empfehlen, den Preis nicht anzunehmen. Er ließ damals nicht mit sich reden. Da fuhr ich zu ihm hinaus, um ihm noch einmal in aller Ruhe die politische Bedeutung des Preises in diesem Moment zu erklären, und er wurde sehr heftig in der Auseinandersetzung und lehnte es kategorisch ab. Ich sagte: Dann nehmen wir das zur Kenntnis.

Bei dieser Kenntnisnahme dieses Falles ist es geblieben. Peter Huchel ist Mitglied der Akademie, Mitglied der Sektion Literatur und Sprachpflege, er wird zu jeder Sitzung der Sektion mit meiner Unterschrift eingeladen. Er erscheint niemals. Er bezieht von der Akademie eine Jahresabonnale von 10000 DM, das sind 30000 Francs, 30000 tschechische Kronen ungefähr, und Klaus Gysi, sein Verleger (denn der Rütten & Loening-Verlag verlegt seit einhalb Jahren keine literarischen Werke und ist mit seiner literarischen Produktion in den Aufbau-Verlag übergegangen<sup>170</sup>) hat ihm Information gegeben, wie es mit der Ausgabe von Gedichten von Peter Huchel steht. Das sind also die rein formalen und staatspolitischen Hintergründe der Art und Weise, wie Peter Huchel in unserer Republik behandelt worden ist.

Und hier möchte ich gleich auf die dritte Frage antworten, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Unsere ausländischen Freunde müssen sich schon die Mühe geben, die historische Situation, die politische Situation, wie sie in Mitteleuropa entstanden ist und wie sie in wachsenden und sehr gefährlichen Spannungen zwischen der DDR und Bundesrepublik in Erscheinung tritt, auch etwas im Einzelnen zu studieren. Die Auswirkungen auf alle Einzelheiten unseres gesellschaftlichen Lebens kennen zu lernen versuchen, wenn sie – was ihr volles Recht ist – sich eine abschließende Meinung über Vorgänge in unserer Republik bil-

<sup>170</sup> 1961 wurden der Verlag Rütten & Loening und andere Verlage mit ähnlichem Editionsprogramm dem Aufbau-Verlag angeschlossen, 1964 ging die Belletristik-Edition in der DDR fast vollständig an Letzteren über, der von da ab „Aufbau-Verlag Berlin und Weimar“ hieß. Im Handelsregister blieb „Rütten & Loening, Berlin“ weiterhin ein selbstständiges Unternehmen.

den. Wir waren hier nicht zusammen, um ein Seminar über unsere Politik, die Außenpolitik und die Deutschlandpolitik, zu geben. Wir sind gern bereit, einmal ein solches Seminar mit Heranführung unserer führenden Politiker vom Außenministerium oder aus der Parteiführung durchzuführen; es würde vielleicht sogar sehr nützlich sein. Mir scheint sogar, dass der ganze Verlauf der Aussprache gezeigt hat, wie nötig das wahrscheinlich wäre. Aber ohne diese Kenntnis lassen sich bestimmte, ins Einzelne gehende, literarische, literaturpolitische Vorgänge und Entscheidungen nicht verstehen.

Vielleicht denken unsere Freunde auch noch an etwas anderes. Wir sind ein kleines Land mit einer beschränkten Editionstätigkeit und wir müssen wählen. Ich weiß nicht, wie viel neue Titel sowjetischer belletristischer Literatur in einem Jahre erscheinen, ungefähr 8000. Unter 8000 Titeln müssen wir wählen. Wir müssen wählen von dem, was wir aus jedem Lande drucken. Das entscheidende Kriterium jeder Wahl ist kein negatives, sondern ein positives. Wir müssen und wollen und werden eines Tages im Rahmen der uns als kleinem Lande mit einer beschränkten Leserzahl und einer beschränkten Druckmöglichkeit, im gegebenen Rahmen alles das bringen, was die positive Politik der sozialistischen Erziehung unseres Volkes, der Massen unseres Volkes entscheidet. Das, was im gegebenen Moment notwendig ist zur Information, zur ästhetischen, zur moralischen, zur politischen Erziehung unserer Volksmassen.

Unsere gesamte Kulturpolitik seit 15 Jahren lässt sich nur von diesem Gesichtspunkt aus leiten, der, wenn man ihn konsequent anwendet, auch zu bestimmten, bis ins Detail gehenden Konsequenzen führt, die untrennbar mit ihm verbunden sind.

Ich habe eine ganze Reihe von Jahren auf meine eigene künstlerische Schriftstellerarbeit verzichten müssen, weil mich meine Partei an eine Stelle gerufen hat, an der ich maßgebend die Kulturpolitik dieses Landes zu bestimmen hatte. Ich wäre also gern wieder bereit, jederzeit, zu jeder Etappe und jeder Maßnahme der Politik im Einzelnen Rechenschaft abzulegen, und ich bin überzeugt, dass Sie, wenn Sie die sozialistische Grundhaltung in diesem Land, in dieser Republik, die aus einer faschistischen Niederlage hervorgegangen ist, wenn Sie das im Einzelnen mit uns durchdenken, [werden Sie] auch die einzelnen Maßnahmen verstehen und die Kulturpolitik, die dem einen Ziel gilt, die Massen der Bevölkerung in diesem Lande endgültig vom Faschismus loszulösen und wirklich sozialistische Menschen zu erziehen. Losgelöst von diesem Hintergrund sind die einzelnen Fragen tatsächlich schwer zu verstehen. Ich hätte, wenn ich Gelegenheit gehabt hätte, die ganze Debatte zu verfolgen (und nicht wieder zum Abschluss hier zu sprechen, weil ich keinen Abschluss gebe, sondern nur die Information und Antworten), unseren Schriftstellerverband und seinen Sekretär Hans Koch von dieser Antwort [gern entbunden]. Ich hätte die Gelegenheit benutzt, um auf einige dieser komplizierten Dinge einzugehen, die erste Frage von Naganowski zu beantworten, der die lapidare Feststellung in den Raum stellte: „Die Väter, deren ... Romane sind“<sup>171</sup>.

Ich will als Mensch und als Künstler sagen, dass diese lapidare Feststellung auf ihre Richtigkeit zu untersuchen [ist]; ich würde persönlich zu einer anderen Schlussfolgerung kommen. Aber dazu habe ich keine Gelegenheit. Ich bitte um Entschuldigung, dass ich Ihre Zeit in Anspruch genommen habe, um hier zu antworten, aber ich glaube, diese Antworten waren notwendig, weil Fragen gestellt wurden, die meinen engen Tätigkeitsbereich als Kulturpolitiker und als Mitglied der Akademie der Künste betrafen.

---

<sup>171</sup> So unvollständig in der Tonbandabschrift.

Hermann Kant:

Bevor ich mich zu dem einen einzigen kleinen Punkt äußere, dessentwegen ich hierher gekommen bin, möchte ich eine kleine Bemerkung machen zu dem, was Genosse Kurella eben sagte. Ich glaube, wir alle, die wir an allen Tagen an dieser Konferenz teilgenommen haben, haben den Eindruck gewonnen, dass unsere ausländischen Freunde sehr genau über den historischen Hintergrund und Werdegang unserer Republik informiert sind, und dass sie ihre Fragen nicht stellten aus Unkenntnis über diese Dinge, sondern eben in Kenntnis dieser Dinge. Dass sie immer wieder betont haben, sie wüssten um unsere besondere Lage, um unsere besonderen Schwierigkeiten, meinten aber, dass wir uns aus dieser Besonderheit heraus manchmal mit manchen Dingen zu leicht täten. So habe ich sie verstanden und ich finde, das alleine gibt uns den Anlass, etwas genauer darüber nachzudenken. Ich finde, dass wir es uns immer wieder etwas bequem machen. Die Verführung liegt immer nahe, aus der Besonderheit unserer Lage, die vorhanden ist, auf Maßnahmen zu kommen, die mit der Besonderheit am Ende doch nicht immer alleine zu [begründen] sind. In diesem Zusammenhang möchte ich auch anmerken, dass ich es nicht für gerechtfertigt halte, Fragen, die ja wesentlich weitergingen, mit gleichsam organisatorisch-administrativen Vorgängen und deren Aufhellung zu beantworten. Das gilt auch für meinen Freund Klaus Gysi, der gestern, obwohl er vorsichtig Einschübe machte, die auf immerhin besondere Hintergründe hindeuteten, doch ein Bild zeigte von den Verhandlungen mit den westdeutschen Verlagen, das am Ende so aussehen könnte: „Wir haben uns ja jahrelang abgestrampelt, um die genannten Autoren zu drucken, aber die Verlage drüben machen uns Schwierigkeiten.“ Dass diese Verlage in vielen Fällen Schwierigkeiten machen, weiß ich zum Beispiel sehr gut. Ich war einmal Redakteur in der *Neuen Deutschen Literatur*, ich habe solche Schwierigkeiten kennen gelernt. Ich weiß, dass es eine gar nicht so seltene Methode bestimmter westdeutscher Verlage ist, uns Dinge vorzuenthalten und dann ein Geschrei anzustimmen: Wir druckten diese Dinge ja nicht. Aber das allein beantwortet doch nicht das Problem. Man kann nicht sagen, jetzt möchten wir gern den Tag<sup>172</sup>, wir warten nur auf den Vertrag. Nein, wir haben jahrelang nicht auf den Kafka gewartet. Das möchte ich doch zur Richtigstellung sagen, damit hier nicht der Eindruck entsteht, wir zögen uns jetzt auf Verlagsverhandlungsschwierigkeiten zurück.

Aber mein eigentliches Anliegen ist ein anderes. Ich bin im Verlauf dieser Tage von einem unserer ausländischen Gäste mit einer gewissen Besorgnis gefragt worden, ob diese Diskussion uns nicht, uns, den Schriftstellern in der DDR, noch zu schaffen machen werde; ob wir uns vielleicht noch sehr viel damit herumplacken müssten in den nächsten Tagen oder Wochen. Ich will darauf eine Antwort geben hier, weil ich annehmen muss, dass dieser eine Freund nicht allein dasteht und dass diese Frage vielleicht doch beantwortet werden sollte. Dazu eine kleine Abschweifung.

Vor einiger Zeit habe ich im Eingang zu einem westdeutschen Warenhaus einen Automaten gesehen. Ich hielt ihn zuerst für eine Personenwaage, wo man sein Gewicht feststellen kann.

Bei näherem Hinsehen erwies sich dieser Apparat jedoch als ein sogenannter Vibrator. Auf einem Schild stand zu lesen, gegen Einwurf von 10 Pfennigen könne man sich auf diesem Apparat durchschütteln lassen. Und der Zweck des ganzen Mechanismus wurde mit einem Slogan ausgedrückt: Gesund durch Vibration. Ich habe einmal in unserem schlaun Rechtsschreibebuch, im Duden, nachgesehen und, was ich ahnte, stellte sich dann auch schnell

---

<sup>172</sup> So unklar in der Tonbandabschrift.

heraus: Es gibt drei mögliche Übersetzungen von Vibration. Von Schwingung ist da die Rede, von Beben und von Erschütterung. Nur der Klarheit wegen möchte ich sagen, also ich bin nicht erbebt auf dieser Konferenz, ich war auch nicht erschüttert. Aber in Schwingung, ja, in Schwingung, glaube ich, hat nicht nur mich, sondern uns alle wohl dieses Kolloquium versetzt. Gesund durch Vibration. Ich möchte die Frage unseres ausländischen Freundes dahingehend beantworten, und zwar von mir aus, sehr persönlich. Ich bin für diese Veranstaltung deshalb so dankbar, weil sie uns ein wenig durchgeschüttelt hat und aus bestimmten sehr festgesessenen, festgefahrenen Vorstellungen zumindest doch ein wenig herausgeschwungen hat, uns veranlasst, über eine Reihe von Fragen, über die wir uns manchmal hinweggeschummelt haben, die wir verdrängt haben, doch wieder nachzudenken. Nachzudenken vor allem deshalb, weil ja nicht irgendwelche Leute hier diese Fragen gestellt haben, sondern unsere engsten Freunde und Verbündeten. Und ich meine, über Fragen, die der Freund einem stellt, sollte man nun wirklich genauer nachdenken, und wenn eine gewisse Plackerei zu erwarten sein sollte in den nächsten Wochen, herrührend aus dieser Konferenz, so ist es die Plackerei, die man auch Denken und Nachdenken nennt. Dieses Kolloquium hat uns Anlass gegeben, über sehr vieles nachzudenken. Ich meine nicht, dass in jedem einzelnen Fall lauter absolute Wahrheiten gesagt worden wären.

Ich bin zum Beispiel, um es in Bausch und Bogen zu sagen, nicht der Überzeugung, dass man den Stand unserer Literatur aus dem einen Punkte nur kurieren könne, nämlich dem Punkte der raschen Aufnahme der genannten Autoren. Ich bin der Überzeugung, dass alle die, die das Interesse an diesen Autoren hatten – unter den Schriftstellern, von denen spreche ich jetzt – sich um Kenntnisnahme bemüht haben und mit Erfolg bemüht haben. *(Zwischenruf: Aber unsere eigenen könnte man endlich mal drucken!)*

Ja, das gehört zu den Fragen, von denen ich meine, dass wir uns rasch und nicht oberflächlich mit ihnen beschäftigen sollten. Ich finde, es ist im Grunde etwas Schlimmes, dass uns hier einige Fragen gestellt wurden, die wir längst, wir, auf unsere eigene Art, positiv beantwortet haben sollten. In diesem Sinne finde ich – nur deshalb bin ich eigentlich hierher getreten – dieses Kolloquium ist eine sehr angenehme, sehr nützliche Sache. Und ich wiederhole den Slogan, obwohl er am Eingang eines westdeutschen Warenhauses stand: Gesund durch Vibration.

Paul Wiens:

Ich wollte eigentlich gestern sprechen, dann hab ich's mir anders überlegt und wollte überhaupt nicht sprechen. Dann habe ich mir wieder überlegt, dass ich heute sprechen möchte. Deswegen entschuldige ich mich. Ich bin nicht einer von denen, denen es immer gelingt, aufs Geratewohl das zu sagen, was sie meinen, und ich hab's nicht schriftlich vorbereitet.

Ich möchte etwas sagen zu dem, was Stefan Heym und Klaus Gysi gestern gesagt haben. Ich fand das, was Stefan Heym gesagt hat, sehr interessant, tiefgreifend und interessant. Andererseits fand ich es nicht richtig, dass er es gesagt hat, und zwar nicht, weil man es nicht sagen soll, ich fand den Ort nicht richtig. [...] Ich fand es auch deswegen nicht richtig, weil es sehr allgemein war und viel zu prinzipiell, wie auch das, was Klaus Gysi gesagt hat, viel zu prinzipiell war. Denn es scheint mir manchmal, man sollte mehr über konkrete Dinge sprechen. Ich werde auch sagen, warum.

Zum Beispiel fand ich ungerecht, was Stefan Heym gesagt hat, sowohl über das Buch von Erwin Strittmatter als auch über das Buch von Erik Neutsch, und zwar ganz prinzipiell ungerecht, weil sie in ihren Büchern genauso prinzipiell die gleichen großen und uns alle bewegenden historischen, menschlichen, die Fragen unserer Zeit angerührt haben. Aber

nun kommt [folgende] Schwierigkeit: Ich hatte das Glück, weil ich eine Zeitlang der Nachbar von Stefan Heym war, sein Buch „Der Tag X“ zu lesen, über den 17. Juni. Jetzt halte ich dieses Buch von Stefan Heym in der historischen Konzeption nicht für richtig. Leider kann ich nicht mit ihm polemisieren, denn das Buch ist nicht erschienen. Und ich würde gerne mit seiner historischen Konzeption des 17. Juni polemisieren, das kann ich anstandshalber nicht, weil das Buch nicht da ist. Wogegen das Buch von Strittmatter Gott-sei-Dank da ist. Und verglichen mit dem, was Günter Grass zum Beispiel als historische Konzeption seinem Drama über den 17. Juni oder seinem „Deutschen Trauerspiel“ und Bertolt Brecht zugrunde legt<sup>173</sup>, ist das Buch von Stefan Heym, nun, man kann nicht von „richtiger“ sprechen, aber es ist unser Buch. Während man das von der Konzeption von Günter Grass nicht sagen kann.

Und jetzt zu Klaus Gysi: Ich bin mit ihm 100%ig einverstanden, wenn er sagt: Prinzipiell, in der großen Linie, sind wir auf dem richtigen Weg und sind wir immer auf dem richtigen Weg gewesen, und prinzipiell gibt es keine Einengungen in der Linie, in der Tradition nach hinten und in der Perspektive nach vorn. Und so nebenbei sagte er: Natürlich, in der Praxis gibt es immer viele kleine Fälle, aber wo Praxis ist, da gibt es ... Aber wir müssen über die Praxis sprechen. Denn es ist doch so: Ich habe noch niemals gehört, dass irgendwo, auf irgendeinem Gebiet, auf dem Gebiete der Literatur oder auf sonst einem Gebiet, jemand gesagt hat und jemand es auch bewusst gewollt hat, er werde eine enge, dogmatische, falsche Linie verfolgen. An den vielen kleinen Dingen in der Praxis muss man jeweils sehen, wo etwas richtig ist, wo etwas falsch ist, wo etwas zu früh gemacht worden ist, wo etwas zu spät gemacht ist. Und aus diesem Grunde möchte ich über ein paar konkrete Dinge sprechen, denn über die können wir doch gemeinsam, Freund und Verleger Klaus Gysi, wenn ich so sagen darf, über die können wir doch konkret sprechen.

Also zum Beispiel: Eine konkrete Frage wäre wirklich „Der Tag X“. Bei uns gibt es seit Jahren Diskussionen darüber: Unser Staat, für den wir alle sind, inklusive Stefan Heym, würde nicht einstürzen, es würde eine interessante Diskussion geben (*Zwischenruf von Stefan Heym: die uns sogar nützt*). Eben, darüber geht die Diskussion.

Zweite Frage konkret: Wir führen, seit Solschenizyn in der Sowjetunion erschienen ist, notwendigerweise [eine Diskussion:] Soll, kann er bei uns erscheinen oder nicht? [Wir diskutieren] nicht über Solschenizyn im Allgemeinen, sondern es geht speziell um den „Tag des Iwan Denissowitsch“. Natürlich, es bestand und es besteht die Gefahr, dass man gleichsetzt, wie es ja politisch von unseren Feinden getan wird: Bitte sehr, das ist ein Beweis dafür: Hitler hatte seine KZ, Stalin hatte seine KZ, Faschismus gleich Kommunismus, Totalitarismus gleich Totalitarismus und Unmenschlichkeit gleich Unmenschlichkeit usw. usw. Und wir sagen, bei uns in unserer besonderen Situation können wir uns das nicht leisten. Aber gerade in unserer besonderen Situation [gilt doch]: Umgehen wir denn diese Gefahr dadurch, dass wir das nicht drucken und uns nicht auseinandersetzen? Keineswegs! Denn nachdem es in der Sowjetunion erschienen war, sofort nach 14 Tagen war dieses sprachlich und literarisch so komplizierte Buch in 3 schlechten Übersetzungen ins Deutsche da, in Westdeutschland nämlich, und zwar in 3 Übersetzungen, die das Literarische, das Tiefe dieser Sache gänzlich außer Acht ließen, die gradlinig politisch, und zwar politisch gegen uns, gemünzt waren. Und die wurden auf all den Kommunikationskanälen, die ihnen zur Verfügung stehen (und die sind riesig, Rundfunk usw.) zu uns hineingepumpt. Also haben wir die Auseinandersetzung umgangen dadurch, dass wir den nicht druckten? Haben wir

<sup>173</sup> Siehe Anm. 109 in diesem Dokument.



ein Argument für unsere Sache geliefert? Keineswegs. Deswegen ist das nicht ausdiskutiert, und kann man es nicht so einfach sagen.

[Dritte] Frage: Genosse Alfred Kurella, wir sind ein kleines Land, verhältnismäßig, und wir haben Schwierigkeiten in vielen Dingen. Und ich weiß, welche Schwierigkeiten wir haben mit Papier und Druck usw. und Zeitschriften. Wir brauchen seit Jahren eine Zeitschrift für Weltliteratur. Der Schriftstellerverband bemüht sich seit Jahren um eine solche Zeitschrift. Wo sind denn die Schwierigkeiten? Wenn diese Schwierigkeiten materieller Natur sind, konnte nicht die Akademie der Künste seit Jahren ihre Zeitschrift *Sinn und Form* zu einer lebendigen Zeitschrift für zeitgenössische Weltliteratur machen? Wo liegen denn die Schwierigkeiten? Die sind nicht materieller Natur, die liegen doch woanders. Warum sprechen wir darüber nicht?

Und eine [vierte] Frage, deswegen bin ich so froh, dass wir dieses Kolloquium hier hatten, dass wir es organisiert haben, und ich halte das wirklich, obwohl ich selber Mitglied des Schriftstellerverbandes bin, für außerordentlich verdienstvoll, endlich einmal. Unser Verband hat viele Schwächen. Er ist ein schwacher Verband, noch. Aber ich finde es richtig, dass wir es gemacht haben, in dem gleichen Sinne wie der Genosse Markow gesprochen hat, nämlich im Sinne einer Vorbereitung dieses großen internationalen Schriftstellertreffens, dieser großen gemeinsamen Aussprache, die wir im Sommer haben werden, zum 20. Jahrestag der Zerschlagung des Faschismus. Und hier kommt eine andere Frage, wo auch diejenigen unserer ausländischen Freunde, die das angesprochen haben, und auch Stefan Heym zum Teil recht hatte, die Frage der wirklichen, öffentlichen Diskussion von Fragen, die uns bewegen. Ich meine so: Stefan Heym hat nicht recht, wenn er sagt, die Diskussion um Bücher von Strittmatter und Neutsch oder auch die Diskussion auf ganz andere Art und Weise um das Buch von Noll ist eine geheuchelte Diskussion, die die Hauptfragen umgeht. Da hat er unrecht. Aber recht hat er doch. Wir kennen doch die Fragen, die wir hier besprechen. Die Fragen besprechen wir doch unter uns, den Schriftstellern, schon lange, das ist doch nicht neu. Doch haben wir in der Öffentlichkeit des Schriftstellerverbandes so konsequent und offen und freimütig und freundschaftlich diese Fragen bisher nicht besprochen. Wir wissen, wir können sie nicht ausklammern, sie werden weiter besprochen, außerhalb des Verbandes, überall werden sie besprochen.

Wir hatten zum Beispiel, das ist jetzt ein halbes Jahr her, den Kongress der Bildenden Künstler. Cremer hat ein Referat gehalten<sup>174</sup>, das scharf diskutiert wird, mit Thesen, die zum Teil richtig, zum Teil falsch sind, ich weiß es nicht. Wir haben dieses Referat in der Öffentlichkeit des Verbandes nicht diskutiert. Natürlich, sofort haben unsere politischen Feinde in Westdeutschland das Referat für sich okkupiert. Sie hätten es nicht tun können, dem Inhalt des Referats nach. Sie haben es nur deshalb tun können, weil wir es weder veröffentlicht

---

<sup>174</sup> Das Referat Fritz Cremers auf dem V. Kongress des Verbandes der Bildenden Künstler (24.–26. 3. 1964) erregte starkes Aufsehen. Der Bildhauer hatte erklärt, auch realistische Kunst bedürfe freier Denkleistung, des Zweifels und der Kritik. Es gebe kein Vorrecht Einzelner auf Letzteres, schon gar nicht, wenn sie nur mit erstarrten Begriffen jonglierten. Cremer forderte „offene und differenzierte Verhaltensweisen gegenüber experimentellen Entwicklungstendenzen“, eine schöpferische Auseinandersetzung mit spätbürgerlicher Kunst, die „Einsicht, dass Dekadenz kein Begriff an sich ist“, sowie Klarheit darüber, dass es „snobistische epigonale Scharlatane [...] im sozialistischen Lager nicht weniger gibt als in der bürgerlichen Kunst“. Siehe Fritz Cremer, Diskussionsbeitrag, in: Günter Agde (Hrsg.), Kahlschlag. Das 11. Plenum des ZK der SED 1965. Studien und Dokumente, Berlin 2000, S. 165–175. Zu Reaktionen unter DSV-Funktionären siehe Ulrich Dietzel, Männer und Masken. Ein Tagebuch. Kunst und Politik in Ostdeutschland, Leipzig 2003, S. 34–36.

haben, noch darüber öffentlich diskutiert haben. Deswegen ist es gut, dass wir über diese konkreten Fragen sprechen.

Und jetzt ganz zum Schluss. Ich wollte noch ein Beispiel geben, ein praktisches Beispiel zu Twardowski: „Tjorkin im Paradies“. (*Zwischenruf: Im Jenseits, das ist kein Paradies!*)<sup>175</sup> Entschuldigung, das war eine gefärbte Einschätzung von mir. Soviel ich weiß, sind wir noch nicht einmal darangegangen, das zu übertragen. Das ist eine Dichtung, das ist schwer zu übertragen. Wir werden doch wieder mit zwei, drei, vier Jahren Verspätung [mit der deutschen Ausgabe] kommen, denn wir haben ja auch Druckschwierigkeiten, Genossen.

Die letzte Frage. Und das ist nun eine ganz prinzipielle Frage, woher diese vielen kleinen praktischen Schwierigkeiten meiner Meinung nach bei uns manchmal kommen. Genosse Kurella, die Frage mit dem depravierten Land. Natürlich. (Also, ich geh innerlich immer hoch. Ich bin auch kurz nach 1945 immer hochgegangen.) Ja, wir hatten den Faschismus, und ja, wir sind ein depraviertes Volk, ein Volk von Faschisten usw. gewesen. Aber gewesen. Und dieses Argument, das als unsere besondere Situation jetzt anzuführen ... Ja, es wird angeführt, vielleicht nicht von Dir, Genosse Kurella, es wird angeführt als unsere besondere Situation doch, immer noch. „Besondere historische Entwicklung, Faschismus usw., manche Dinge können wir heute nicht machen ...“ Die Menschen, die 1945 oder 1944 geboren sind, die sind heute 20 Jahre alt, aber es wird immer noch angeführt, vor allen Dingen bei uns. Ja, ja, wer hat die depraviert, wenn die depraviert sind, und die sind nicht depraviert. Das ist eine ganz prinzipielle Frage, darüber haben wir auch noch nicht genügend gesprochen. Die ist deswegen prinzipiell, weil sie praktisch immer angeführt wird, wenn wir einen sowjetischen Film nicht zeigen können. Bei uns wird gesagt, wir können ihn bei uns nicht zeigen, weil, wisst ihr, die besondere Situation ... und die werden das falsch verstehen ... Das ist eine ganz prinzipielle Frage.

So, ich wollte nur noch einmal all unseren Freunden danken. Ich möchte sagen, ich hätte gerne den Diskussionsbeitrag gehalten, den Stephan Hermlin gehalten hat, ich bin dazu nicht fähig. Ich halte ihn für den besten, der bei uns gehalten worden ist.

Klaus Gysi:

Ich möchte hier nicht noch einmal einen langen Diskussionsbeitrag liefern. Ich nehme den Mut, ein zweites Mal zu sprechen, nur aus zwei Gründen, erstens, weil eine ganze Reihe direkter Fragen nach der Editions politik gestellt worden sind. Ich weiß nicht, wie weit Hans Koch sie beantworten kann, also soweit sie in meinen Bereich fallen, möchte ich dazu etwas sagen. Zweitens haben ja verschiedene mehrfach gesprochen. Wenn Paul Wiens sagt, man muss konkret reden, ist das vollkommen richtig. Wenn ich ihm zu prinzipiell war, gut möglich, wir haben wahrscheinlich schon oft gesprochen, aber wenn in einer Diskussion oder in einem Kolloquium über 5 Tage bestimmte grundsätzliche Voraussetzungen eben gar nicht zur Sprache kommen, dann ist es meiner Meinung nach eben doch notwendig, das Prinzipielle einzufügen, das dann ja auch außerordentlich praktisch ist, wenn man die Dinge konkret nimmt.

Ich möchte also nur zu ein paar Fragen der Edition sprechen. Zunächst einmal aber noch zwei Klarstellungen: 1.) Ich habe Stefan Heym nicht beiseitegeschoben, sondern ich halte die Verabsolutierung seiner Grundkonzeption, das heißt das, was er als Grundkonzeption

<sup>175</sup> Alexander Twardowski hatte 1941 bis 1945 mit dem in Fortsetzung verfassten Poem „Wassili Tjorkin“ einen einfachen Soldaten als Eulenspiegeltyp vorgestellt und damit ein weithin beliebtes Identifikationsobjekt der Frontkämpfer geschaffen (Stalinpreis 1946). Mit der Fortsetzung, dem satirischen Poem „Tjorkin im Jenseits“ (1963), hielt er der sowjetischen Nachkriegsbürokratie einen Spiegel vor das Gesicht. In der DDR erschien nur das erste Werk 1966 in einer Nachdichtung von Hugo Huppert.

der heutigen Fragestellung im sozialistischen Lager politisch bis literarisch genannt hat, für falsch. Das ist *eine* Frage, aber nicht *die* Grundfrage und die prinzipielle Frage. So habe ich das gemeint. 2.) Das, was Hermann Kant gesagt hat über unsere Situation bei den westdeutschen Verlagen, ist genau das, was ich gesagt habe. Ich habe betont, dass es selbstverständlich so ist, dass wir auswählen und bestimmte Dinge bewusst nicht bringen. Und ich habe die Beispiele nur erwähnt, um zu zeigen, wo man uns die Möglichkeit nicht gibt, dass es durchaus zur westdeutschen Politik gehört. Und nehmen Sie es uns nicht übel, wenn wir uns in Bezug auf unser eigenes Volk in gewisser Weise für Experten halten. Dass es zum Zug dieser Politik gehört, mit der einen Hand uns die größten Schwierigkeiten in allen Fragen des Kulturaustausches zu machen, und auf der anderen Seite in ein großes Geschrei darüber auszubrechen, dass wir es verhindern. Deshalb muss man bei dieser Gelegenheit, glaube ich, auch die Dinge klarstellen. Das war der Sinn.

Im Übrigen ist es so: Diese Vibrationsmaschine, Hermann, die steht im Allgemeinen in Warenhäusern und dient dazu, wenn man einen Groschen 'rein steckt, damit man wieder frische Füße kriegt und weiter durchgehen kann. Das heißt also, man kann nicht auf dieser Vibrationsmaschine leben, sie dient dem Frischmachen, und dann bleibt aber natürlich die Frage übrig: Wohin geht man mit den frischen Füßen? Die Richtung, in die man dann geht, das ist doch eigentlich der Gegenstand der Aussprache. Das nur dazu.

Ich wollte also etwas zu den Editionsfragen sagen. Dabei muss ich Folgendes vorausschicken. Ich kenne die Verlagspolitik und die Verlage Ihrer Länder recht gut. Ich habe die meisten besucht. Ich weiß also, worin sich unsere Verlagspolitik gegenwärtig unterscheidet, und ich weiß auch, was die verschiedenen Voraussetzungen sind. Wenn ich also in Ungarn bin oder in Polen, dann bemühe ich mich sehr zu verstehen, von welchen praktischen und von welchen ideologischen und literarischen Voraussetzungen diese Verlagspolitik ausgeht. Wenn mir die ungarischen Genossen erläutern, welche Schwierigkeiten zum Beispiel sie in einer Veröffentlichung von Strittmatter sehen, versuche ich das zu verstehen. Aber ich tue eines nicht. Ich stelle ihnen keine ultimativen Forderungen, und ich erkläre mich nicht zum Richter über die Richtigkeit dieser Politik, die sie machen.

Bei allen Auseinandersetzungen und Diskussionen, die wir haben, was sind unsere Voraussetzungen? Wir verwalten in einem Staat von 17 Millionen [Menschen] das literarische, und zwar sehr umfangreiche literarische Erbe eines 60-Millionen-Volkes. Das bedeutet, dass für uns rein publikationsmäßig die Frage des Herausbringens von Büchern und des ständigen Vorhandenseins bestimmter Bücher des Erbes eine ganz schwierige und komplizierte Aufgabe ist, bei der wir die schwierigsten Hilfsmittel brauchen. Jeder, der die Zusammenhänge etwas kennt, der weiß, dass man nur eine beschränkte [Möglichkeit] im Herausbringen, im Verkauf von Büchern hat. Und das ist bei einer solchen Diskrepanz, wie sie bei uns eingetreten ist zwischen unserer nationalen Literatur und dem Staat, in dem wir sie bringen, eine komplizierte Aufgabe. Das sage ich, um dem ungarischen Genossen zu antworten, dass, wenn er durch unsere Buchhandlungen geht und bestimmte Dinge [vermisst] (Silesius wurde genannt oder dass [...]<sup>176</sup> nicht da ist), er [genauso gut] nach hundert anderen Dingen fragen [kann] und die sind auch nicht da: Wir brauchten zum Beispiel nach 1958 weder neu eine Stellung zu Thomas Mann noch zu Rilke zu beziehen noch zu Hölderlin. Das waren für uns ab 1945 klare Fragen. Wenn man also ein richtiges Bild bekommen will von unserer Herausgabepolitik, dann muss man wirklich feststellen: Was bringen wir im Großen und was nicht, was ist unsere Meinung dazu? Und nicht: Was ist gerade da? Aus der

<sup>176</sup> Ein unverständlicher Name.

gleichen Grundsituation ergibt sich notwendigerweise eine gewisse Priorität, eine Reihenfolge in der Wichtigkeit der Dinge, die wir bringen. Ich habe, und das möchte ich noch einmal ganz klar wiederholen, ich habe das gestern schon gesagt: Wir sind durchaus so administrativ als Verleger, dass wir nicht alles drucken und dass wir Dinge, die wir nicht für richtig halten, auch nicht bringen. Ich habe gestern über das Prinzipielle gesprochen. Das hat Paul [Wiens] schon kritisiert, darauf möchte ich nicht zurückkommen, ich hab's getan, weil man ja irgendwie den Fußboden kennen muss, auf dem man steht. Nun möchte ich etwas sagen zu einigen anderen Editionsfragen, die hier aufgeworfen sind: Expressionismus. Weitgehend eine deutsche Frage, auch bei uns sehr viel diskutiert. Nur zur Unterrichtung: Wir arbeiten seit 3 Jahren, länger, seit 4 Jahren an einer sehr umfassenden Anthologie des deutschen Expressionismus. Man kann sagen, sie ist noch nicht da. Das ist richtig, weil wir sowohl bei der Herausgabe (*Zwischenruf von Erich Arendt*), ich weiß es, und Du wirst die Antwort jetzt sofort bekommen, weil uns bei der Herausgabe dieser Anthologie an einer wirklich umfassenden, richtigen Zusammenstellung, Einschätzung und Kommentierung liegt. Das halten wir, so wie die Dinge sind, für notwendig. Und das ist bei dem Erich [vermutlich Wendt] nicht drin, das weiß er auch, darüber haben wir diskutiert. Aber wir hoffen, dass wir in absehbarer Zeit mit einer solchen Anthologie herauskommen werden. Vielleicht sagt man, das ist ein übertriebenes Verantwortungsbewusstsein in diesen editorischen Fragen. Ich denke, nach unseren Erfahrungen nicht.

Es ist richtig, dass wir lange Zeit Diskussionen hatten um Kafka, Proust und Joyce, ich möchte nicht wiederholen. Ich habe gestern gesagt, ich hoffe, wir erscheinen im nächsten Jahr mit Kafka und werden dann die anderen Dinge allmählich nachbringen. Aber wir haben hier auch ganz bewusst die Frage der Dringlichkeit, der Reihenfolge und der Gesamtproportion in unseren Veröffentlichungen gestellt. Und wir werden sie weiter stellen und wir müssen sie weiter stellen, solange die Lage so ist wie sie ist. Man kann sagen, Du hast unrecht, sie ist anders. Aber ich wüsste nicht, wer mir in der faktischen Darstellung der Situation bei uns widersprechen wollte.

Und nun komme ich also zu dem letzten Teil, zu den Genannten, die nicht Veröffentlichten. Das, was ich über Peter Huchel gesagt habe, stimmt von vorne bis hinten, wir bemühen uns seit Jahren. Soviel ich von Rütten weiß (Rütten & Loening ist erst seit einem Dreivierteljahr bei uns, Alfred), war das vorher bei Rütten auch der Fall. Und Ihr wisst auch, dass Äußerungen von Huchel in der Richtung nun nicht immer, möchte ich einmal sagen, ganz exakt sind. Wenn man nun sagt, wir drucken Kunert und Wiens nicht – ich hätte nicht davon angefangen, aber es ist auf den Tisch gelegt worden –, dann ist es falsch. Darum geht es überhaupt nicht. Wir drucken einzelne Dinge von Wiens und Kunert nicht, und das ist auch noch falsch ausgedrückt, richtig ausgedrückt heißt es: Wir sind in einer langen Diskussion sowohl mit dem Paul als auch mit Kunert um diese Gedichte. Und mir ist nicht bekannt, dass es in irgendeinem Staat anders ist und dass alles und restlos alles, was geschrieben wird, sofort veröffentlicht wird. Wobei geht es darum? Es gibt ein Gedicht, und wenn man sagt, wir drucken Wiens nicht, dann geht die ganze Diskussion um dieses Gedicht. Dieses Gedicht halten wir (was nicht bedeutet, dass Paul Wiens etwa das ist), aber wir halten es, und da unterscheiden sich unsere Meinungen, für einen direkten Angriff. Das ist also der Hauptgegenstand der Diskussion. Wir hoffen, wir einigen uns mit ihm, dass wir das vorläufig nicht bringen (*Zwischenruf von Paul Wiens: Das ist doch schon veröffentlicht, Klaus!*).<sup>177</sup>

<sup>177</sup> Siehe Anm. 162 in diesem Dokument.

Schlusswort (5.12.1964)

Hans Koch:

Liebe Freunde und Genossen!

Die Regeln einer solchen Konferenz, eines solchen Kolloquiums, verpflichten mich, das Schlusswort zu halten, das heißt nicht, das letzte Wort behalten zu wollen. Zunächst möchte ich allen Freunden und Genossen aus den sozialistischen Bruderländern wie aus unserem eigenen Land, die hier fünf Tage lang mitgearbeitet haben, für diese Mitarbeit recht herzlich danken. Ich möchte mich der üblichen Schlussfloskel enthalten, dass unser Treffen ein Erfolg war, darüber mögen unsere Freunde befinden.

Als unsere verehrte Genossin Anna Seghers das Kolloquium eröffnete, sprach sie von der unbedingten Offenheit der Aussprache. Diese unbedingte Offenheit, so denke ich, wurde verwirklicht und war nützlich. Das Treffen bedeutete ein doppeltes Wagnis. [Das lag erstens,] darin, überhaupt Probleme eines Landes zur Diskussion zu stellen, und, zweitens, nicht nur [Probleme] seiner Literatur oder Teilgebiete seiner Literatur, sondern den ganzen Komplex politischer, kulturpolitischer und künstlerischer Fragen. Wir wissen und wir waren uns darüber klar, dass diese thematische Verflechtung eines ganzen Knäuels von Problemen die Diskussion erschwerte, wie es auch das Referat und nicht zuletzt das Schlusswort erschwerte. Andererseits glaube ich aber, und im Ganzen, so scheint mir, ist es auch in den fünf Tagen bestätigt worden, sind wir zur Debatte all jener Fragen gekommen, die unsere Freunde und uns besonders bewegen.

Gestatten Sie mir bitte ein Wort darüber, wie ich den Geist der Diskussion auffasse, wie alle unsere Freunde und Genossen aus den sozialistischen Bruderländern sie führen. Ich bin der festen Überzeugung, dass die Grundlage aller Ihrer Bemerkungen der sowohl lebendige als auch kritische, der kritisch-sorgende Geist der internationalistischen Gemeinsamkeit war, des gemeinsamen Ringens, und dass gerade dieses Streben nach Gemeinsamkeit eine offene Diskussion ermöglicht. Es scheint mir gerade im Angesicht der Ergebnisse unserer Diskussion, offengesagt, nicht sehr zeitgemäß – und ich möchte auch ganz offen meine Meinung sagen –, eine Diskussion ohne Tabus nur *zu fordern*. Es ist ungleich schwieriger, eine Diskussion ohne Tabus *zu führen*. Ich glaube, wir haben sie hier geführt, und sie konstruktiv nach vornweisend und die Gemeinsamkeit fördernd geführt.

Ich möchte in diesem Zusammenhang gleich meine Meinung zur Rede von Kollegen Stefan Heym sagen und zu dem, was Kollege Naganowski heute Morgen dazu gesagt hat.

Ich bin mit Klaus Gysi der Meinung, dass die historische Optik, unter der diese Rede gestanden hat, mit der auf die Wirklichkeit der Entwicklung der sozialistischen Länder, und besonders der DDR, um die es ja hier ging, gesehen wurde, falsch ist, dass sie nicht den realen Gegebenheiten entspricht. Es wurde von einer Atmosphäre des Schweigens gesprochen. [...] Die Konferenz, aber nicht nur diese Konferenz, lieber Paul, sondern beispielsweise auch die Diskussion in dem Schriftstellerverband, wo auch das Thema der Auseinandersetzung auf dem Kongress Bildender Künstler zur Diskussion stand, widerspricht dem.

Aber zur historischen Sicht.

Ich war vor einiger Zeit auf dem Polnischen Schriftstellerkongress in Lublin<sup>178</sup> und habe dort die Rede des Genossen Gomulka gehört, die mir gerade [eingedenk der] Fragen, um die es in dieser Diskussion geht, um die es uns geht, außerordentlich bemerkenswert erscheint. Und ich darf, da ich es nicht besser sagen kann, mich auf diese Rede beziehen, ohne sie hier im Wortlaut zu zitieren. Gerade diese Stellen, wo es um Abrechnung mit der Vergangenheit

<sup>178</sup> Siehe Einleitung, S. 27, Anm. 76.

geht und Abrechnungsliteratur. Genosse Gomulka sagte sinngemäß, dass er persönlich der letzte sei, der einen Grund habe, etwa mit dieser Abrechnung zu hadern, mit einer Literatur, die das tut, zu hadern. Er werde persönlich derjenige sein, der für sie eintritt, unter der Voraussetzung, dass diese ganze Zeit, von der auch Kollege Heym gesprochen hat, eine Zeit großer Erfolge, eine Zeit bedeutsamer Siege des Sozialismus und eine Zeit bedeutender Festigung der Parteien sei. Diese Forderung [sei] dann auch an die Literatur gestellt.

Mir geht es hier absolut nicht um polnische Literatur, mir geht es um unsere Fragen. Mir geht es darum, dass die 15 Jahre der Entwicklung der Deutschen Demokratischen Republik mit allen Fehlern, die wir gemacht haben, mit allen Schwächen, die wir unter den genannten Voraussetzungen, ich glaube, historisch notwendigerweise gezeigt haben, dass das eine Zeit darstellt, für die wir es nicht nötig [haben], gewissermaßen eine „Bewältigung unserer Vergangenheit“ [vorzunehmen]. Und so hatte ich gerade in dieser Hinsicht einiges [in der Diskussion] verstanden, und damit bin ich nicht einverstanden. Die Bewältigung unserer Vergangenheit – um an diesem oft gebrauchten Wort, das in Westdeutschland so oft fällt, anzuknüpfen –, und darin, Paul Wiens, besteht nach meiner Auffassung unsere besondere Situation, die Bewältigung unserer Vergangenheit liegt zum einen historisch zurück, aber sie liegt, liebe Freunde und Genossen, darum kommen wir in Deutschland nicht herum, auch noch als Gegenwart und Zukunft eines ganzen Riesengebietes Deutschlands vor uns, als Aufgabe vor uns. [Das] ist nicht nur etwas, was sich nur nach rückwärts beziehen kann – auf etwas, das zwanzig Jahre zurückliegt –, sondern ist eine Sache von, leider Gottes, außerordentlich brennender Aktualität. Und gerade in diesem Zusammenhang möchte ich meine Meinung zu dem Tadel sagen, den uns Genosse Trifonow gegeben hat und den Genosse Naganowski noch einmal aufgegriffen hat. Die Veröffentlichung von Solschenizyn.

Worum geht es? Ich möchte einiges vorausschicken. Ich glaube, wenn etwas in unserer Gesamtsituation ökonomisch, politisch, kulturell, in der gesamten Politik und Haltung der Deutschen Demokratischen Republik nicht zur Debatte steht, wenn etwas sonnenklar ist, dann ist es das Bestreben, mit allen Mitteln die deutsch-sowjetische Freundschaft zu festigen, sie zu einem Grundpfeiler unserer gesamten Staatspolitik und zu einem Lebensgesetz der Entwicklung der Deutschen Demokratischen Republik auf allen Gebieten zu machen. Das zeigt sich nicht zuletzt in den außerordentlich hohen Zahlen der Übersetzungen aus der Sowjetliteratur, wo wir von 1960 bis 1963 weit mehr als 8 Millionen Exemplare – ich habe jetzt die Titeltzahl nicht – herausgebracht haben. Und dennoch sind Werke, die die Leiden der Inhaftierten unter dem Stalinschen Terror behandeln, nicht erschienen. Unsere Partei und Regierung hielten diese Frage für so wichtig, dass dazu eine offizielle Erklärung des Sekretärs des ZK und Vorsitzenden des Staatsrates, Genossen Walter Ulbricht, abgegeben wurde, warum und wieso diese Werke nicht erscheinen.<sup>179</sup> Ich brauche das hier

---

<sup>179</sup> Gemeint ist Ulbrichts Bemerkung in seinem Schlusswort „Zur Durchführung der Parteitagebschlüsse auf dem Gebiet der Kunst“ in der Beratung des Politbüros des ZK der SED und des Präsidiums des Ministerrates mit Schriftstellern und Künstlern am 25. und 26. 3. 1963. Dort heißt es zur Literatur, „die die Leiden der Inhaftierten unter Stalinschem Terror behandelt“: „Bestimmte Werke dieser Gattung können wohl in Bezug auf die inneren Verhältnisse der Sowjetunion dort wirksam sein, es liegt aber absolut kein Grund vor, sie bei uns zu veröffentlichen. Wir konzentrieren unsere Aufmerksamkeit auf die großen konstruktiven Werke der sowjetischen Kunst. [...] Die Forderung einiger ‚Wissensdurstiger‘, sowjetische ‚Lagerromane‘ herauszugeben, [...] hat für uns überhaupt keine Gültigkeit. In Westdeutschland wird vieles aus sozialistischen Ländern abgedruckt, um es für antikommunistische Propagandazwecke zu missbrauchen.“ Siehe Walter Ulbricht/Kurt Hager, Parteilichkeit und Volksverbundenheit unserer Literatur und Kunst, Berlin 1963, S. 60–104, hier S. 93f.

nicht zu wiederholen. Ich möchte von mir aus noch etwas hinzufügen. Etwas, das aus meiner Sicht, aus der Sicht eines Menschen, der nicht die moralische Legitimation von Paul Wiens hat, beispielsweise im Konzentrationslager während dieser Zeit gewesen zu sein, oder wie etwa – ich sag das jetzt, weil ich ihn jetzt unmittelbar vor mir sehe – die von Kollege Stefan Heym, der als Mitglied einer Befreierarmee in dieses Land gekommen ist. [Ich spreche] als ein Deutscher, der sich nach 1945 also zu diesen politischen Positionen entwickelt und bekannt hat. Wir leben in einem Land, das am Ende des Zweiten Weltkrieges von der Sowjetarmee befreit wurde. Auf dem Boden des Territoriums der Deutschen Demokratischen Republik befinden sich drei ehemalige Konzentrationslager, die zu nationalen Mahn- und Gedenkstätten umgebaut worden sind: Buchenwald, Sachsenhausen, Ravensbrück. Und unser ganzes Bestreben ist es, die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen, politisch, moralisch zur Verantwortung zu ziehen, um im Namen des deutschen Volkes vor die Welt treten und sagen zu können, dass hier alles getan wird, um in einer echten nationalen Selbstkritik die Schmach der Vergangenheit auszulöschen und jede Wiederholung zu verhindern. Aber ich muss noch einmal wiederholen: Auf deutschem Boden ist dieser geschichtliche Prozess noch nicht abgeschlossen, er ist für unser gesamtes deutsches Gebiet vielleicht in seinem Ausgang noch nicht historisch entschieden.

Die Veröffentlichung – das wurde bereits angedeutet, aber das muss man, glaube ich, noch einmal klar aussprechen – von Solschenizyn oder Dudinzew<sup>180</sup> oder – man kann eine Reihe anderer Namen nennen – in Westdeutschland geschieht nicht und nicht im Entferntesten aus Gründen der westdeutsch-sowjetischen Freundschaft, sondern um eingebettet in dem Gesamtsystem ihrer geistigen Arbeit diese Sache zu einem Instrument der antisowjetischen Propaganda machen zu können. Das ist Absicht, Ziel und Bestreben, das dahintersteht. Und ich glaube, aus diesem Grunde – denn das war das Argument, das Paul Wiens angeführt hat – sollte man von unserer Position auch nicht abgehen. Denn es wäre nicht richtig, nach meiner Überzeugung, mit Werken, die die Leiden der sowjetischen Kommunisten in den Straflagern zeigen, Emotionen – mir geht es wirklich um den Emotionsstrom, der daraus entsteht, nicht um die Verheimlichung von Fakten; alle Materialien des XXII. Parteitages sind in Millionenaufgabe publiziert – Emotionen zu mobilisieren, die uns in diesem Lande doch sehr teuer zu stehen kommen, die emotional die Herabsetzung dieser Befreierrolle der Sowjetunion, der wir alles verdanken, fördern könnten und die also vielleicht sogar der Hauptlinie der imperialistischen Propaganda in Westdeutschland, nämlich dieser erwähnten politischen und moralischen Gleichsetzung des Hitlerfaschismus und der Sowjetunion jener Periode, in der sie uns befreite, in die Hände arbeiten könnten. Ohne deshalb im Geringsten den Wert [...] jener Literatur in Frage zu stellen, halten es Partei und Regierung unseres Landes für besser, diese Werke in der DDR nicht zu veröffentlichen im Interesse dieser deutsch-sowjetischen Freundschaft.

(*Zwischenruf: [...]*)<sup>181</sup>

---

<sup>180</sup> Wladimir Dudinzews Roman „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ (1956) war im Unterschied zu Solschenizyns „Tag des Iwan Denissowitsch“ auf Ablehnung Chruschtschows gestoßen. Gleichwohl prägte er die Tauwetter-Literatur in der Sowjetunion nachhaltig. Bis in die achtziger Jahre war Dudinzew mit seinen Erzählungen nicht gelitten. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ erschien 1957 im Hamburger Verlag der Sternbücher, ab 1958 auch in anderen westdeutschen Verlagen. In der DDR erschien der Roman nicht.

<sup>181</sup> Der nicht genannte Zwischenrufer war für die Protokollantin „nicht ganz klar zu verstehen“. Das Gleiche gilt für den folgenden Einwand aus dem Publikum.

Die Frage für uns ist, so scheint mir, ob wir mit unserer Publikations[politik] [... tatsächlich das] Bekannt[werden] dieser [Literatur bei uns verhindern]. Bei uns wird – ich bitte um Entschuldigung für das grobe Vergleichsbeispiel – andere Literatur, aus Westdeutschland herüberkommende, nun sagen wir, faschistische Literatur, [ja auch] bekannt. Aber die Frage scheint mir, ob wir unsere Publikationsmöglichkeiten, und hier liegt der Kern der Frage, in Richtung einer solchen möglichen Wirkung einsetzen sollen.

(Zwischenruf – unverständlich.)

Worauf es mir ankommt, ist auch der Kern der Frage, die ich stellen wollte. Und ich möchte also bei alledem noch eine nachdrückliche Bitte [äußern]. Vieles, was wir tun, scheint ohne Kenntnis, ohne Eindringen [in die Zusammenhänge], ohne Überlegen [getan], einfach als Dogmatismus. Ich sage das auch an die eigene Adresse. Ich habe ganz einfach die Bitte – und ich glaube, wir haben ein Recht zu dieser Bitte, auch in gleicher Weise zu überlegen, warum wir zu dieser oder jener Entscheidung in unserer Kulturpolitik oder auf anderen Gebieten kommen.

Ich möchte in diesem Zusammenhang gleich auf die Beantwortung einer weiteren konkreten Frage kommen, die hier gestellt wurde. Auf Kunert wurde schon hingewiesen, offen blieb die Frage nach Reiner Kunze. Ich möchte zunächst grundsätzlich zur Position und zur Linie in dieser Frage etwas sagen. Auf unserer Delegiertenkonferenz hat das Mitglied des Politbüros, Genosse Kurt Hager, der Delegiertenkonferenz des Schriftstellerverbandes im Zusammenhang mit der Nennung von Günter Kunert gesagt: „Es gibt eine Reihe von Beispielen dafür, dass, sobald ein Schriftsteller oder Künstler kritisiert wird, gewisse Institutionen, Verlage und andere sich von ihm zurückziehen beginnen. Sie haben Angst, etwas von ihm zu veröffentlichen und fangen an, abzulehnen [Original Hager: *selbst das zu kritisieren*], was in seinem Schaffen gut ist. Können wir schweigen zu einem solchen falschen Verhalten, zu einer solche falschen Methode? Natürlich nicht. Das muss ja den Eindruck erwecken, als ob die Kritik der Partei nicht eine helfende und vorwärtsweisende, für jeden Einzelnen lehrreiche Kritik sein *soll* [Original Hager: *soll und ist*], sondern ein Trennungsstrich.“ Deshalb, fuhr er fort [...], „muss man gegen die falschen Schlussfolgerungen aus Auseinandersetzungen, dort, wo sie angewandt werden, Stellung nehmen, ohne etwas von dem prinzipiellen Charakter der Kritik abzustreichen.“<sup>182</sup> Das also nur zur Kenntnis als offizielle Erklärung, wobei ich glaube, dass die offizielle Erklärung [...] auch in den genannten Fällen, nicht identisch ist mit unmittelbarer Praxis. Aber es ist, das bitte ich zur Entschuldigung sagen zu dürfen, kein Monopol von uns, dass sich eine Parteilinie [...] oft erst im Kampf, und in langem Kampf durchsetzt.

Zu Reiner Kunze: Ich möchte jetzt hier nicht im Detail antworten. Ich möchte nur, gerade weil es sich eben um Politik handelt – wir haben sehr viel diskutiert um das Politikum Literatur in der Deutschen Demokratischen Republik, gerade in diesem Zusammenhang an unsere Freunde aus der ČSSR die Bitte aussprechen, DDR-Schriftsteller nicht zu unterschätzen, aber andererseits auch nicht zu überschätzen. In der ČSSR ist Reiner Kunzes Gedichtband erschienen<sup>183</sup>, Gedichte, die nach eigener Erklärung Reiner Kunzes mir gegenüber nicht in der Deutschen Demokratischen Republik [...] von ihm angeboten worden sind.

<sup>182</sup> Hier zitiert Koch fast wörtlich aus dem Diskussionsbeitrag Kurt Hagers auf der Delegiertenkonferenz des DSV (23.–25. 5. 1963), in: *Neues Deutschland*, 28. 5. 1963. Es war übrigens jene Delegiertenkonferenz, auf der Koch zum 1. Sekretär des DSV gewählt wurde.

<sup>183</sup> „Vögel über dem Tau. Liebesgedichte und Lieder“ (1959) erschien 1964 in tschechischer Übersetzung in Liberec.



Unseren Vorschlag, sie entweder in der *Neuen Deutschen Literatur* oder im *Forum* oder im *Sonntag* zur Diskussion zu stellen, hat er nicht angenommen. Die Gedichte sind in der ČSSR mit einem ausführlichen Nachwort dargestellt. Ich möchte hier nicht über die teilweise von wenig konkreter Sachkenntnis geführten Urteile über ganze Perioden der Politik der DDR reden. Die Laudatio für Reiner Kunze gipfelt dort in der Feststellung, dass er zu jenen gehört, die in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre in der DDR ein literarisches Vakuum auszufüllen begannen, zu denen, aus deren Schaffensbedingungen – ich zitiere jetzt – „ein eigenständiges, von den gewohnten Vorstellungen entschieden abweichendes Programm zur Schaffung einer einheitlich geschlossenen Welt zur Überwindung der Spaltung Deutschlands“ erwächst. Ich glaube nicht, dass man Reiner Kunze oder einem beliebigen anderen sozialistischen Schriftsteller der DDR bestätigen sollte oder könnte, ein von den gewohnten Vorstellungen entschieden abweichendes Programm zur Schaffung einer einheitlichen [Welt], zur Überwindung der Spaltung Deutschlands in seinen Werken zu geben. In unserer Diskussion ist immer wieder, um auf einen nächsten Punkt einzugehen, die Frage nach der Einheit oder Nichteinheit der Literaturen unter den Bedingungen des gespaltenen Landes aufgetaucht. Ich halte es nicht für eine suggestive, sondern für eine durchaus reale Frage und eine nicht nur von unserer Seite aufgeworfene Frage. Ich gestatte mir, aus der letzten Nummer der Zeitschrift *Magnum*, die Lew Ginsburg hier schon apostrophiert hat, einiges zu zitieren, was mir doch für den Hauptgegenstand der ersten vier Tage, den wir nicht aus dem Auge verlieren sollten, wichtig erscheint.

Überschrift: „Im Westen steht die Mauer. Neunzehn Jahre nach Kriegsende gibt es noch zwei deutsche Literaturen. Sie haben auf beiden Seiten verschiedene Gegebenheiten, institutionelle, politische, gesellschaftliche. Freiheit und Unfreiheit, wie sie vom Westen her gewertet werden, treffen nicht die Situation der Zone (gemeint sind wir). ‚Es ist barer geistesgeschichtlicher Idealismus, nach wie vor die Einheit der deutschen Literatur postulieren zu wollen‘, folgert Hans Mayer in einem Resümee über die DDR-Literatur. Sie hatte von Anfang an andere Gegebenheiten. Sie war und ist noch Exil-Literatur [...], getragen vom Engagement und von den Tendenzen des revolutionären Proletariats. Brecht und Becher [...] sind die Väter dieser Literatur.“<sup>184</sup>

Dieser Artikel ist von einem Standpunkt aus geschrieben, der unsere Literatur als noch aus dem eigentlichen Deutschland exiliert betrachtet, als noch ausgebürgert, noch nicht integriert erscheinen lässt. Und der nächste Gedanke, der sich daraus ergibt, ist eben dann der der Integration dieser Literatur. Demgegenüber hat Genosse Spitzer einen ganz ausgezeichneten Satz gesagt, den ich hier nur dreimal unterstreichen kann. Er nannte die Literatur der Deutschen Demokratischen Republik das sozialistische Festland in der ganzen deutschen Literatur. Und mir scheint, dass all unser Streben, all unser Mühen, all das, was wir hier tun, dahin geht, eben die Position dieses sozialistischen Festlandes für die ganze deutsche Literatur zu stärken, ihr festes sozialistisches Land unter den Füßen zu [geben]. Das ist der Hauptinhalt unseres literaturpolitischen und, ich glaube, auch des effektiven literarischen Mühens der ganzen vergangenen Jahre. Hier wurde über sehr verschiedenartige Aspekte dieser Mühen gesprochen, wie sie aus unserer geschichtlichen Erfahrung hervorgehen. Und gerade im Hinblick darauf, sozialistisches Festland zu gewinnen, möchte ich etwas zur Qualität sagen. Dabei scheint mir, Genosse Spitzer, Sie haben mich missverstanden. Ich sagte nicht, dass das eine zweit- oder dritrangige Frage sei, sondern das stand in folgendem Zusammenhang.

---

<sup>184</sup> *Magnum. Die Zeitschrift für das moderne Leben*, Jahresheft 1964, hrsg. von Alfred Neven DuMont, Köln 1964, S. 54.

Wenn ich noch einmal erinnern darf, es ging um das offene Gespräch zwischen Schriftstellern beider deutscher Staaten, und gerade hier ist es am schwersten, mit sozusagen dem Nächstliegenden, mit der Qualität, beginnen zu wollen. Und die Formulierung Uwe Johnsons „Beginnen wir beim einfachen deutschen Satz und bei der Unterhaltung darüber“ lässt also nicht zu den Kernproblemen unserer Gemeinsamkeit vordringen. Mir geht es darum, dass [...] der Qualitätsbegriff in der Literatur auch die Stellungnahme als politisch-soziale und vor allem ethisch-menschliche Stellungnahme zu den geschichtlichen Gegebenheiten verlangt. Und ich glaube, Kollege Naganowski, wenn wir [auch] nicht über Literatur als moralische Anstalt in direktem Sinne gesprochen haben, so scheint mir doch, dass diese Frage auch in den Diskussionen unserer Schriftsteller hier immer mit zugrunde gelegen hat, wie Literatur in diesem Sinne moralische Anstalt sein kann.

Zur Qualität: Anna Seghers hat auf unserem letzten Kongress<sup>185</sup> etwas gesagt, was mir außerordentlich bedenkenswert erscheint, [nämlich] dass in Qualität immer etwas enthalten sei, was da heißt, den Dingen auf den Grund zu gehen. Und ich glaube, dass es um diesen Kernpunkt von Qualität im literarischen Mühen, von dem hier gesprochen wurde, [in] der ganzen Entwicklung unserer Literatur geht. Und auch das scheint mir zur Qualität zu gehören: Entdeckung von etwas Neuem, das durch Literatur dem Menschen neu und vielleicht überraschend [dargeboten wird], aber auch nah und vertraut wird. Bei Qualität geht es auch um jenes Durchschauarmachen und um jenes dann schließlich auch Veränderbar-machen unter dem Gesichtspunkt jener Ethik der Verantwortung, von der hier in den vergangenen Tagen so oft gesprochen worden ist.

Und schließlich und nicht zuletzt selbstverständlich – und hier dürfte eines der schwersten [Probleme] sein – [geht es] um Prägnanz der Form und des Ausdrucks, in der dieser Inhalt der Qualität bestimmt erst existent ist. Ich will hier selbstverständlich keine Definition geben, sondern nur Momente sichtbar machen. Ich sage das in gewisser Weise auch zur Rechtfertigung, da Fragen literarischer Qualität von ihrem geschichtlichen Untergrund her in der ganzen Diskussion doch immer, auch in meinen einführenden Bemerkungen, doch immer mit zur Debatte gestanden haben. Und in diesem Zusammenhang, wenn ich noch einmal auf Genossen Spitzer eingehen darf: Er sagte, wir haben nicht das Recht, künstlerische Nichtanziehungskraft durch politische Orientierung zu ersetzen. Das scheint mir richtig, aber nur die halbe Wahrheit zu sein. Der Satz ist umkehrbar, wie mir scheint, er ist umkehrbar auch im Namen der Qualität der Literatur. Und ich sehe, wenn ich nur einzelne Punkte einer Auffassung von Qualität skizzieren wollte, in all diesen Momenten auch dieses sozialistische Festland, von dem gesprochen wurde, [ein Festland] aller weltliterarischen Impulse, soll heißen: der verschiedensten Zeit, der allseitigen Prägung; und hier bleibt uns in der Tat noch viel zu tun übrig.

Genosse Prof. Vajda hat am Schlusse seines Diskussionsbeitrages an uns die Frage nach Fortsetzung der Traditionen gestellt, von denen er so bewegend sprach. Natürlich ist die Fortsetzung dieser Traditionen Sache des einzelnen Talents, und ich glaube, man kann hier nur über Vorbedingungen sprechen, Vorbedingungen, die von der Gesellschaft zu schaffen und zu leisten sind, Vorbedingungen, die ein ganzes Ensemble von Schriftstellern betreffen. Und eine dieser Vorbedingungen für die Sicherung der Tradition und ihrer Fortführung scheint mir folgende, und ich glaube, dass beides, was ich nenne, Grundlagen unserer gesamten Literaturpolitik waren und sind. Das Werk der hier genannten Schriftsteller, dieser Großen der sozialistischen Literatur, ist von einem unerhört reichen Leben nicht zu

---

<sup>185</sup> Der V. Deutsche Schriftstellerkongress fand vom 25. bis 27. Mai 1961 in Berlin statt.

trennen, einer Leidenschaft des Kämpfens und Ringens, einem außerordentlichen Wirklichkeitssinn und einer außerordentlich kämpfenden Verbundenheit mit der Wirklichkeit. Von dorthier [sind] für unsere Literatur vor allem Schlussfolgerungen zu ziehen, wie diese Tradition fortgesetzt werden kann.

Das zweite und wesentlichste [liegt] in dem großen Weltbild der hier genannten Schriftsteller, Becher, Brecht, Zweig, Anna Seghers usw., einem Weltbild, das eine Einheit, wie Becher einmal sagte, von drei Zeiten darstellt, der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft, und das sich umtut in der Literatur und Kultur der verschiedensten Richtungen und Zeiten. Ich bin einverstanden, um noch einmal auf dieses Thema zurückzukommen, dass Prohibition, eine Isolierung ebenso [auszuschließen ist], wie eine immer geartete Einseitigkeit. Ich brauche hier nicht noch einmal all das zu sagen, was Klaus Gysi, was andere vor mir betont haben. Ich möchte aber noch einmal als meine persönliche Meinung [deutlich machen], dass es bei uns keine Ermessensfrage von Literaturbeamten ist, was in den Schwerpunkt der geistigen Auseinandersetzung tritt. Das wird uns in der Tat durch die hier vielfach skizzierten geschichtlichen Bedingungen gestellt.

In der Diskussion unserer ausländischen Freunde ist viel über Probleme des Realismus und über und gegen die dogmatische Einstellung zu Fragen Realismus – Antirealismus gesprochen worden. In diesem Zusammenhang fielen mir sehr nahegehende, bittere Bemerkungen zur Literaturwissenschaft. Bei uns, scheint mir, ist das noch verhältnismäßig junge, also in historischen Zeiträumen gesehen junge Reis des schematischen Dogmatismus aufgepfropft auf ein vielhundertjähriges Stammholz eigener Art, einen sterilen, lebensfremden geistesgeschichtlichen Akademismus, der in der Überzeugung lebt, dass Literatur von Literatur kommt. Ich teile den Standpunkt, dass Literatur nicht nur aus Lebensstoff, sondern aus kultureller Tradition und geistiger Auseinandersetzung hervorgeht. Aber hier geht es um eine [bestimmte] Methode der Literaturwissenschaft: Literatur kommt von Literatur, Literatur paart sich mit Literatur, um Literatur zu zeugen. Der Sinn ist nichts anderes als die in sich geschlossene Existenz dieser Literatur.

Ich sehe in dieser Sache die eigentliche geistige Wurzel des Dogmatismus in der Literaturwissenschaft bei uns. (Ich rede natürlich nur von der DDR, egal, ob das nun gefasst ist in den germanistischen oder weltliterarischen Rahmen.) Diese Grundlage beeinträchtigt eine fruchtbare konstruktive Diskussion über Fragen des Realismus bei uns sehr stark. Und ich möchte sagen, dass wir darüber wirklich keine Diskussion ernsterer Natur in der letzten Zeit gehabt haben, weil uns dazu einfach Voraussetzungen von Seiten der theoretischen Arbeit fehlen. [...] Ich glaube, dass in unserer Literatur [...] eine echte Bereicherung des Realismus im Gange ist, die vor allem daher kommt, dass diese Literatur sich offen dem Leben, all seinen neuen Fragen und Problemen zuwendet, und dass von dorthier gegenwärtig bei uns sehr praktisch, aber vielleicht doch auch wirksam, die beste Realismus-Diskussion geführt wird.

Ich möchte mich all den Meinungen anschließen, dass theoretisch hier noch unendlich viel zu tun bleibt, um diese Fragen zu bewältigen. Aber ich glaube, dass bei alledem diese Offenheit gegenüber dem Leben und allen von dorthier neu entstehenden Fragen eine der besten Garantien und Voraussetzungen ist, um sich in der Literaturwissenschaft, in der Ästhetik vom Dogmatismus abzugrenzen und den Dogmatismus zurückzudrängen.

Ich möchte lediglich noch auf eine Frage eingehen, auf die sehr ernste, besorgte Frage des Kollegen Wygodzki, der sehr bewegend davor gewarnt hat, unsere westdeutschen Bundesgenossen in eine Situation zu bringen, wo sie von beiden Seiten geschlagen werden, [und er forderte], sich der Bundesgenossenschaft bewusst zu sein. Wir werden, denke ich, gerade

im Durchdenken solcher Fragen bis zur Konsequenz noch sehr, sehr viel zu tun haben. Aber ich möchte auch noch auf eine andere Seite hierbei hinweisen, vielleicht ist sie etwas zu kurz gekommen in der Diskussion. Hier wurde sehr oft der umständliche Ausdruck von „potenziellen Verbündeten“ gebraucht, aber dieser Ausdruck hat natürlich einen Sinn. Ob sie Verbündete sein wollen, das hängt nicht von uns und oft nicht in erster Linie von uns ab. Ich möchte darauf verzichten, dafür konkrete Beispiele zu geben. Dass wir uns mühen müssen, ist eine andere Frage. Aber dieses Mühen schließt die Kritik, die Verantwortung und auch den Hinweis auf die Verantwortlichkeit für das unbedingt mit ein, was in diesem, ihrem (ich sage das nicht im Sinne der Identifikation), in ihrem anderen Deutschland geschieht. Ich glaube, wir können Bundesgenossenschaft nicht um jeden Preis machen, [nicht um den Preis], dass wir das verschweigen und dazu wenig sagen.

Ich kann unmöglich zu all den aufgeworfenen Problemen Stellung nehmen und möchte zum Schluss kommen.

Ich möchte allen noch einmal sehr herzlich für Ihre Arbeit und Mitarbeit in diesem Kolloquium danken. Ich möchte sagen, dass uns dieses Kolloquium sehr viel Stoff zum Nachdenken geben wird, ich möchte hoffen und wünschen, dass es an allen Tagen auch Ihnen Stoff gebracht hat, der Ihnen nachdenkenswert erscheint. Ich möchte die Gelegenheit nicht verfehlen, da viele Übersetzer aus den sozialistischen Bruderländern anwesend sind, Ihnen ganz besonders für Ihr Interesse und Ihr praktisches Mühen um unsere Literatur in Ihren Ländern zu danken, und ich möchte Ihnen sowie uns im Weiteren eine gute, fruchtbare, schöpferische künstlerische Arbeit wünschen und zunächst in der noch verbleibenden Zeit noch einen angenehmen Aufenthalt in der Deutschen Demokratischen Republik. Ich möchte wünschen, dass wir Gelegenheit finden, diese Aussprache als Nächstes – eigentlich spreche ich jetzt nicht von dem großen Treffen [im Mai 1965] – mit eingegrenzterem, genauer festgelegtem Thema, aber doch in aller Offenheit und Freimütigkeit fortzusetzen.

Ich danke Ihnen recht herzlich.

Fundorte der Bandabschrift: AdK-Archiv, SV (alt), 906; SV (neu), 358.

## Dokument 6

### **Mitteilung Kurt Hagers an die Parteiführung über das internationale Kolloquium und die Rede Stefan Heyms, Berlin 9. Dezember 1964**

An die Mitglieder und Kandidaten des Politbüros.

Auf dem internationalen Seminar des Deutschen Schriftstellerverbandes über die Existenz der beiden deutschen Staaten und die Lage in der Literatur, das in der vergangenen Woche in Berlin stattfand, hielt Stefan Heym eine Diskussionsrede, die ich zur Information übermittle.<sup>186</sup>

Stefan Heym war zu der Tagung nicht eingeladen, wurde aber von dem slowakischen Schriftsteller Spitzer (Chefredakteur der Zeitschrift *Kulturelles Leben*) zur Tagung mitgebracht.

---

<sup>186</sup> Die Rede, datiert mit 4. 12. 1964, liegt der Mitteilung als Anlage bei (Bl. 12-15).

Auf der Tagung, an der Schriftsteller sozialistischer Länder teilnahmen, traten mehrere Teilnehmer gegen unsere Kulturpolitik auf. Es zeigten sich im allgemeinen eine große Unkenntnis der Lage in Deutschland und der Probleme unseres Kampfes sowie vorgefaßte Meinungen gegenüber der DDR und unserer angeblich engen Kulturpolitik.

Der polnische Schriftsteller Naganowski erklärte, daß die Nichtveröffentlichung der Werke von Proust, Musil und Kafka die Bildung der Schriftsteller der DDR behindere. Diese Schriftsteller seien die Ahnen der modernen Weltliteratur. Der Skeptizismus, der bei Musil usw. zum Ausdruck kommt, sei notwendig für den Sozialismus.

Es gebe eine einheitliche deutsche Literatur und nicht, wie im Referat des Genossen Hans Koch erklärt worden war, zwei Literaturen. Ähnlich äußerten sich die polnischen Schriftsteller Wygodzki und Michalski. Letzterer erklärte, ein Volk habe nur eine Literatur, auch wenn es in zwei Staaten geteilt sei.

Von den tschechoslowakischen Schriftstellern traten Kundera und Spitzer gegen uns auf. Kundera stellte die Frage, was mit Huchel sei sowie mit dem Lyriker Reiner Kunze.

Spitzer erklärte, er sei in Verlegenheit zu definieren, was sozialistischer Realismus sei und behauptete, Becher sei bis zu seinem Tode Vertreter des deutschen Expressionismus gewesen.

Er wehrte sich gegen Kunstbeamte und Kunstfeldwebel, an deren Seite nicht immer die Wahrheit sei.

Ein rumänischer Schriftsteller erklärte, es gebe nur ein Deutschland in einer einheitlichen Welt und es sei Zeit, daß unsere Grenzen für die Literatur der andern Welt geöffnet werden.

Der sowjetische Schriftsteller Trifonow erklärte, daß in der Sowjetunion auch Kafka, Joyce und Proust herausgegeben würden. Er warf uns vor, daß wir die wichtigsten Werke der sowjetischen Literatur und Kunst nicht herausbrächten, wie „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“ und „Die Stille“.<sup>187</sup>

In der Diskussion traten unsere Genossen, darunter Jurij Brežan, Christa Wolf, Klaus Gysi, Max Walter Schulz und Joho gegen die Auffassungen dieser polnischen und anderen Schriftsteller auf. Sie wurden von dem ungarischen Vertreter und auch von den sowjetischen Genossen Ginsburg und Markow unterstützt.

Im Rahmen dieser Diskussion hielt Stefan Heym seine Rede. Ihm antworteten Genosse Gysi, Christa Wolf und Hans Koch.

Ein ausführlicher Bericht über das Seminar folgt in den nächsten Tagen.

Mit sozialistischem Gruß  
gez. Kurt Hager

Quelle: SAPMO BArch, DY 30, IV A 2/2.028 (Büro Norden), 78, Bl. 10f.

---

<sup>187</sup> Siehe Anm. 119 und 153 in Dokument 5.